

Roland S. Kamzelak
Timo Steyer (Hg.)

DIGITALE METAMORPHOSE

DIGITAL HUMANITIES UND
EDITIONSWISSENSCHAFT



2

ZfdG Sonderband

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Vorwort

Autor/in:

Roland S. Kamzelak

Kontakt: roland.kamzelak@dla-marbach.de

Institution: Deutsches Literaturarchiv Marbach

GND: [173262678](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9) ORCID: [0000-0003-4512-2047](https://orcid.org/0000-0003-4512-2047)

Autor/in:

Timo Steyer

Kontakt: steyer@hab.de

Institution: Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel

GND: [1053806175](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9) ORCID: [0000-0003-0218-2269](https://orcid.org/0000-0003-0218-2269)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_001](https://doi.org/10.17175/sb002_001)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[1013712498](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Digital Humanities](#) |

Zitierweise:

Roland S. Kamzelak, Timo Steyer: Vorwort. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_001](https://doi.org/10.17175/sb002_001).

Roland S. Kamzelak, Timo
Steyer Vorwort

Abstracts

Vorwort

Die Digital Humanities (DH) wirken mit ihren Inhalten und Methoden in vielfacher Weise auf die Geistes- und Kulturwissenschaften ein, denn die Aufnahme und Anwendung digitaler Methoden in den Geisteswissenschaften ist längst Realität geworden. Doch der Diskurs über die Kanonisierung der DH ist bei Weitem noch nicht abgeschlossen. In der Praxis bilden sich derzeit zwei Integrations- bzw. Adaptionsmodelle heraus: Das erste trennt die etablierten traditionellen Arbeitsweisen einer Fachdisziplin von den Aspekten der DH ab und entwickelt neue, von den traditionellen Fächern unabhängige, methodische Ansätze. Das zweite Modell setzt auf Integration und versucht, disziplinspezifische Fragestellungen mit den Methoden der DH neu zu formulieren oder zu beantworten. Diese ›Durchdringung‹ eines Fachs mit DH-Methoden findet sich besonders stark in der Editionswissenschaft, in der die Erstellung bereits seit den 70er Jahren digital geworden ist. Bei der Präsentation und Nutzung von Editionen stellt sich jedoch die Frage der Verortung der digitalen und nicht-digitalen Editionswissenschaft bis heute.

Digitale Methoden bieten sich besonders dort an, wo sie eine Überwindung der Beschränkungen des analogen Drucks versprechen. Zugleich zeichnet sich ab, dass mit einem Wechsel zu digitalen Editionsformen nicht nur neue Werkzeuge genutzt werden, die es erlauben, eine analoge Edition anzureichern oder dank derer die Edition hybrid durch komplementäre digitale und analoge Versionen präsentiert werden kann, sondern dass sich prinzipielle strukturelle Änderungen ergeben. Editoren¹ werden so vor neue Herausforderungen gestellt. Gleiches gilt für Infrastrukturen, die die Produkte der digitalen Editionswissenschaft publizieren und langfristig verfügbar machen sollen. Grundlegende Fragen der Qualitätsmessung und -bewertung, der Arbeitsorganisation, Vernetzung und Distribution müssen bei der digitalen Editionswissenschaft anders bzw. neu gestellt und beurteilt werden. Angesichts der zunehmenden Durchdringung aller Bereiche der Wissensproduktion und Wissenskultur mit digitalen Prozessen sind die einzelnen Fachdisziplinen herausgefordert, sich diesen Transformationsprozessen zu stellen und die Frage nach der methodischen und strukturellen Integration in ihrem Fach zu beantworten.

Diesen Aspekten widmete sich die Tagung ›Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft‹, welche vom 2. bis zum 4. November 2015 an der Herzog August

¹Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Band auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen in dem Sonderband verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

Bibliothek Wolfenbüttel im Rahmen des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel stattfand.²



Abb. 1: Tagungsplakat ›Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft‹. Vom 2. bis zum 4. November 2015 an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel im Rahmen des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel.

Ausgewählte Beiträge der Tagung werden im Rahmen dieses Sonderbandes in der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften (ZfdG) als Open Access publiziert, ergänzt durch weitere Beiträge, die eine zusätzliche fachliche und stärker interdisziplinäre Perspektive einbringen.

Die Beiträge des Sonderbandes thematisieren dabei nicht nur die skizzierten Herausforderungen und Potentiale des digitalen Wandels für die Editionswissenschaft und das Format der Edition per se. So verdeutlicht **Carina Hoff**, dass dieser Wandel ein langfristiges Phänomen ist, dessen Ende in Form einer Kanonisierung nicht absehbar ist. Die digitale Editorik ist daher durch einen permanenten Wandel – einer beständigen digitalen Metamorphose – gekennzeichnet, für dessen Bewältigung die Balance zwischen Adaption der neuen technischen Möglichkeiten unter Wahrung etablierter Richtlinien entscheidend ist. Gleichfalls müssen experimentelle Verfahren weiterhin erprobt und gefördert werden, um die Potentiale neuer Techniken und Verfahren auszuloten.

Bodo Plachta weist in diesem Kontext zu Recht auf die Bedeutung philologischer Standards für die Editionsarbeit hin. Gerade die Editionswissenschaft kann auf historisch gewachsene philologische Richtlinien sowie aus der editorischen Arbeit hervorgegangene und bewährte Praktiken verweisen, die bei der digitalen Transformation nicht nur bewahrt, sondern als Kriterien für eine Standardisierung der digitalen Editionswissenschaft Pate stehen sollten. Eine digitale Editionswissenschaft kann nur dann erfolgreich etabliert werden, wenn die philologische Sorgfalt als wesentliches Qualitätskriterium beibehalten wird. Die technische Entwicklung muss daher stets von einem kritischen Diskurs begleitet werden, nicht um die schon längst unumkehrbare technische Entwicklung zu bremsen, sondern um deren

² Beyer et al. 2016

Auswirkungen für die Entwicklung der Editionswissenschaft produktiv zu nutzen und zu moderieren. So können traditionelle editionswissenschaftliche Herausforderungen, wie z. B. die durch das Medium Druck begrenzten Kommentierungsmöglichkeiten oder die Darstellung der Textgenese, durch die Potentiale des Digitalen überzeugend umgesetzt werden. **Artur R. Boelderl** verdeutlicht am Beispiel der Hybrid-Edition von Musil diesen Zusammenhang durch eine Reflexion zur (Über-)Kommentierung. Die Möglichkeiten der digitalen Publikationsform dürfen nicht das Prinzip der interpretatorischen Askese ad absurdum führen.

Die Vor- und Nachteile des digitalen Publizierens und der Textrezeption sind bedingt durch die Fluidität und Dynamik des World Wide Web. Hier bedarf es Standards zur Sicherstellung der wissenschaftlichen Referenzierung und Nachvollziehbarkeit der Textinterpretation des Editors. Gleiches gilt für die Bereitstellung der Edition zur wissenschaftlichen Nachnutzung, wobei **Inga Hanna Ralle** einen bisher wenig beachteter Faktor ins Gedächtnis ruft: die Benutzerfreundlichkeit. Die sogenannte Usability der digitalen Auftritte spielt für die wissenschaftliche Akzeptanz eine entscheidende Rolle. Maschinen- und menschenlesbare Texte stellen dabei nicht das Spannungsverhältnis dar, da durch den de-facto-Standard der TEI eine überzeugende Lösung gefunden wurde. Vielmehr muss für die mediale Präsentation eine den Stellenwert der Editionsrichtlinien adäquate Bedeutung bei der Konzeption und Umsetzung einer digitalen Edition beigemessen werden. Im Gegensatz zu gedruckten Editionen müssen technische Umsetzungen, wie z. B. Schnittstellen oder Suchfunktionalitäten, in die Bewertung bzw. Rezension ebenso mit einbezogen werden wie die Daten- und Kodierungsqualität. Hier sind – so zeigt **Ulrike Henny** – seit einigen Jahren Aktivitäten zu verzeichnen, die ein neuartiges Reviewingverfahren für digitale Editionen etablieren. Im Zuge dieses Verfahrens besteht auch die Chance, die wissenschaftliche Kreditierung von digitalen Editionen zu fördern.

Die skizzierten Problemfelder scheinen alle nicht zuletzt vor dem Hintergrund neuer technischer Möglichkeiten lösbar, wie **Jörg Wettlaufer** schreibt. Auch besteht vor allem in der Hinwendung zu den Möglichkeiten des Semantic web und zu Linked open data (LOD) weiteres Entwicklungspotential. **Roland S. Kamzelak** zeigt, dass die Edition über die semantischen Daten Teil des digitalen Wissenskosmos wird und dadurch neue, bisher unbekannte Möglichkeiten von Interoperabilität bieten kann, welche die Potentiale von TEI-kodierten Texten weiter ausbauen könnten. Aber auch die Editionsarbeit wird sich durch das Semantic web nachhaltig ändern, da bisher repetitive Arbeiten, wie z. B. die Anlage von Normdatensätzen, zu kanonischen Ansetzungen entwickelt werden könnten. Neue Editionen müssten nur noch durch spezifische Informationen angereicht werden. Erstmals könnten so auch komplexe Suchabfragen editionsübergreifend ebenso ermöglicht werden wie Vernetzungen zwischen Editionen über ihre Entitäten.

Nicht zuletzt gehört laut **João Dionísio** dazu auch die zunehmende Internationalität der Editionswissenschaft in ihren Methoden und ihren Kommunikationsstrukturen. Die Verbindung der Fachcommunity über Sprach- und Landesgrenzen hinweg weist auf neue Kooperationsmöglichkeiten hin, die über die bekannten Möglichkeiten auf institutioneller Ebene hinaus zu neuartigen und sehr dynamischen philologischen Netzwerken führen. So könnten damit neue Konstruktionen und Interpretationen von Textbedeutung und -verstehen

geschaffen werden, die in Zukunft gänzlich neue Editionsprojekte ermöglichen. Dazu gehört auch die stärkere Nutzbarkeit von Editionen über mehrere Fachdisziplinen hinweg. Dies trifft u. a. für die Sprachwissenschaft zu, wie dies **Norbert Ankenbauer** exemplarisch an der Analyse der Druckersprache eines frühneuzeitlichen Druckes demonstriert. Durch ein detailliertes Tagging und die Verbindung der Edition mit einer sprachwissenschaftlichen Fragestellungen, zeigt diese Edition exemplarisch die innovative Interdisziplinarität von digitalen Editionen auf – ist der Editionstext doch ebenso für die Geschichts- wie auch für die Kulturwissenschaften relevant und in der strukturierten Form adaptierbar.

An dieser Stelle sei ausdrücklich allen Autoren für ihre Beiträge gedankt, die durch die Diskussionen auf der Tagung weiter geschärft wurden. So gilt unser Dank auch den Tagungsteilnehmern und allen Helfern vor Ort. Ebenso danken die Herausgeber der **Redaktion der ZfdG**, die den Publikationsvorgang unterstützt und begleitet hat. Dank gebührt last but not least dem **Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)**, das über die Förderung des **Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel** die Tagung und den Sonderband erst ermöglicht hat.

Bibliographische Angaben

Hartmut Beyer / Inga Hanna Ralle / Timo Steyer: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Tagung an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 2.–4. November 2015. DOI: [10.1515/editio-2016-0014](https://doi.org/10.1515/editio-2016-0014) [[Nachweis im GBV](#)] In: Editio 30 (2016), S. 222–228. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Abbildungsnachweise und –legende

Abb. 1: Tagungsplakat »Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft«. Vom 2. bis zum 4. November 2015 an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel im Rahmen des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel.

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Der ›edierte‹ Text: Grundpfeiler der Edition oder ›Zugeständnis‹ an den Leser?

Autor/in:

Bodo Plachta

Kontakt:

b.plachta@t-online.de

Institution:

GND:

[121242617](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0017-9)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_002](https://doi.org/10.17175/sb002_002)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[886575818](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0017-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Philologie](#) |

Zitierweise:

Bodo Plachta: Der ›edierte‹ Text: Grundpfeiler der Edition oder ›Zugeständnis‹ an den Leser?. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_002](https://doi.org/10.17175/sb002_002).

Bodo Plachta

Der ›edierte‹ Text: Grundpfeiler der Edition oder ›Zugeständnis‹ an den Leser?

Abstracts

Der Beitrag geht der Frage nach, wie sich die Vorstellung vom ›edierten Text‹ wissenschaftsgeschichtlich entwickelt hat. Es wird gezeigt, wo Bedenken ihre Wurzeln haben, die dem ›edierten Text‹ vielfach die Notwendigkeit absprechen und ihn allenfalls als ergänzende Hilfe für den Leser gelten lassen wollen, während gleichzeitig mit ebenso großer Emphase gefordert wird, am ›edierten Text‹ als einem Grundpfeiler der Edition festzuhalten. Außerdem soll erläutert werden, wie moderne Editionen mit dem Komplex ›edierter Text‹ umgehen und wie sich der aktuelle Stand der Diskussion darstellt.

This paper explores the concept of the ›edited text‹ and how it developed in the historical scholarly context. It describes the origins of objections that seek to deny the necessity of the ›edited text‹, and to frame it solely as a form of supplementary aid for the reader, while simultaneously insisting, with equally great emphasis, on the primacy of the ›edited text‹ as the cornerstone of the edition. In addition, this paper will also explain how modern editions interact with the construction of the ›edited text‹ as well as review the current state of debate in the field.

1. ›Spannende Statik‹

Während der Wolfenbütteler Tagung »Digitale Metamorphose. Digital Humanities und Editionswissenschaft«¹ twitterte Georg Vogler am 3. November 2015 an Patrick Sahle: »Spannend: Inga Hanna Ralle und Bodo Plachta fordern hier in WB auch gerade ›Statik‹ für die digitalen [sic] Edition.«² Was aber ist ›spannend‹ an dieser Forderung nach ›Statik‹, hinter der sich doch nur die althergebrachte Aufgabe der Editorik verbirgt, »einem Leser einen authentischen Text in seiner originalen historischen Gestalt zu präsentieren«?³ Auch ein Blick in die Geschichte der Edition fördert zu diesem Thema nichts zusätzlich ›Spannendes‹ zutage, wenn man die Edition von Texten nicht an sich schon als ›spannende‹ Aufgabe versteht, von ihrer Wissenschaftsgeschichte einmal zu schweigen: Seit den Anfängen der Philologie gilt der in einer Edition erschlossene Text als deren Rückgrat und Referenz für Überlieferung, Entstehung, Emendation und Variantendokumentation. Der ›edierte Text‹ verleiht einer Edition ungeachtet einer lebendigen Ausdifferenzierung von editorischer Methodik und Praxis über die Zeitläufte und Medienwechsel hinweg die stabile und belastbare Statik, die erst – und auch das ist eine uralte Binsenweisheit – die Rezeption eines Textes oder Werkes in historisch-authentischer Form und als ästhetisches Objekt ermöglicht. Der Editor hat damit – anders als der Autor –

¹ http://www.mww-forschung.de/fileadmin/user_upload/_imported/fileadmin/user_upload/MWW/Veranstaltungen/Programm_Metamorphose.pdf.

² Georg Voglers Tweet vom 3. November 2015.

³ Plachta 2013, S. 8.

keine »Verfügungsfreiheit« über den Text,⁴ sondern steht als Wissenschaftler vielmehr in der Pflicht zu philologisch »strenger Sorgfalt«.⁵

Ich könnte es bei diesen prinzipiellen Bemerkungen belassen und mich auf die Position des ›Immer-so/Weiter-so‹ zurückziehen, wenn nicht zu beobachten wäre, dass wir es immer öfter mit Ausgaben und damit mit »Sets« zu tun haben, die scheinbar beliebig aus »obligatorischen und fakultativen Elementen der Edition« zusammengestellt sind.⁶ Der ›edierte Text‹ steht seit einiger Zeit unter Generalverdacht und ist Gegenstand von Dekonstruktionen. Offensichtlich reicht vielfach schon die »einfache[] Sicherung der Überlieferung«⁷ aus, um eine Dokumentation zu einer Edition zu machen. Zahlreiche Editoren geben dem Benutzer anstelle eines ›edierten Textes‹ nur noch eine Transkription als Hilfe für die Lektüre eines Handschriftenfaksimiles an die Hand, andere nutzen veraltete und unzuverlässige Editionen als Textgrundlage in digitalen Portalen, obwohl eine kritische Revision der Texte durchaus möglich gewesen wäre. Vielfach bleibt der Benutzer im Umgang mit solchen editorischen Produkten sich selbst überlassen. Außerdem lassen sich viele ›edierte Texte‹ nicht mehr linear und intuitiv lesen oder Transkriptionen können durch ihre differenzierte Typographie und in den Text eingeblendete diakritische Zeichen gar nicht erst oder nur mit Mühe zitiert werden, eine Problematik, die inzwischen auch im Umgang mit digitalen Editionen diskutiert wird.⁸ Offenkundig haben sich mit der Entwicklung der Editionsverfahren die Auffassungen von der Funktion kritischer Editionen und auch die des von ihnen präsentierten ›edierten Textes‹ im Kontext des wissenschaftlichen Methodenwandels verändert.⁹ Ebenso verändert haben sich die Kompetenzen und Gewohnheiten von Lesern/Benutzern, und nicht zuletzt wandeln sich die Medien, in denen Editionen heute angeboten werden, mit großer Geschwindigkeit. Die früher einmal exzellente Zusammenarbeit zwischen Editoren und Verlagen bei der Umsetzung von kritisch edierten Texten in populäre Ausgaben funktioniert heute nur noch in Einzelfällen. Editoren haben besonders im Bereich der Schullektüren den Anschluss mit der Konsequenz verloren, dass man immer öfter auf Schulausgaben mit problematischer Textqualität stößt.

Ich möchte daher im folgenden zu skizzieren versuchen, wie sich die Vorstellung vom ›edierten Text‹ wissenschaftsgeschichtlich entwickelt hat, um zu zeigen, wo Bedenken ihre Wurzeln haben, die dem ›edierten Text‹ sogar eine »innere Daseinsberechtigung« absprechen und ihn allenfalls als »Zugeständnis an den Leser« gelten lassen wollen, während gleichzeitig mit ebenso großer Emphase gefordert wird, »am ›edierten Text‹ als einem Hauptbestandteil der Edition« festzuhalten.¹⁰ Außerdem soll erläutert werden, wie moderne Editionen mit dem Komplex ›edierter Text‹ umgehen und wie sich der aktuelle Stand der Diskussion darstellt.

2. Der ›ächte‹ Text

⁴ Hurlebusch 1996, S. 457.

⁵ von Aue 1843, s. v. (Vorrede); Vgl. Plachta 2016a, S. 267–283.

⁶ Meyer 1992, S. 179.

⁷ Reuß 1995, S. 126.

⁸ Vgl. Ralle 2016, S. 144–156.

⁹ Vgl. Götsche 2000, S. 47.

¹⁰ Seidel 1991, S. 209, Anm. 1.

Hinter dem Phänomen des ›edierten Textes‹ verbirgt sich eigentlich der Respekt vor dem »allgemein verbindlich gewordenen« Text der Vulgata,¹¹ wie er mit den Mitteln der Textkritik aus der Überlieferung gewonnen worden ist. Obwohl wir mit dem Begriff »Vulgata« heute die lateinische Übersetzung der Bibel verstehen, wie sie seit dem 7. Jahrhundert als verbindliche Textgrundlage existiert,¹² wurde das Verfahren zur Ermittlung eines Vulgatatextes schon im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert praktiziert, als man sich in Alexandria anschickte, die Überlieferung der Homer-Epen kritisch zu sichten, zu kommentieren und die ›Befunde‹ schließlich in einer Textausgabe zusammen zu führen, die die sprachliche und inhaltliche ›Reinheit‹ dauerhaft garantierte.¹³ Der Respekt vor diesem Vulgatatext drückte sich im Verlauf der Editions-geschichte der homerischen Epen auch dadurch aus, dass spätere Editoren ihre neuen Erkenntnisse, insbesondere Emendationen, Konjekturen oder Varianten als Randzeichen notierten und noch heute ist es bei der Edition antiker und mittelalterlicher Texte üblich, die textkritischen Erkenntnisse früherer Editorengenerationen im kritischen Apparat eigens zu bewahren und dadurch in der Diskussion zu halten. Dieses Verfahren dokumentiert nicht nur den Respekt gegenüber früheren textkritischen Leistungen, sondern demonstriert auch Transparenz und illustriert darüber hinaus ein ausgeprägtes methodisches Bewusstsein, dass die Konstitution eines ›edierten Textes‹ immer das abgewogene Ergebnis von ›Befund‹ und ›Deutung‹ ist und dieser so gewonnene Text zwar aus einer pragmatischen Perspektive, etwa für die Lektüre oder Kulturpflege, vorbildlich und damit verbindlich, aber keineswegs sakrosankt und nicht korrigierbar beziehungsweise revidierbar wäre, wenn neue Einsichten dies nahlegten.¹⁴ Diese Strategie und ihre lange praktisch erprobten Prinzipien, einen einmal als Vulgata erkannten Text immer wieder neu und mit nur wenigen Nachbesserungen herauszugeben, waren bis Ende des 18. Jahrhunderts – von Ausnahmen zur Zeit der Humanisten-Editoren einmal abgesehen – textkritischer Standard. Dennoch war die Textkritik eine Randerscheinung, auch noch in einer ansonsten so kritikfreudigen Epoche wie der Aufklärung! So sehr in diesen Editionen textgeschichtliches Wissen aufbewahrt war, so wenig wurde dieses Wissen dazu benutzt, »Textkritik und historisches Denken« miteinander zu verbinden.¹⁵ Einmal edierte Texte wurden kaum in ihrer Gestalt angetastet. Mit zunehmender Kenntnis der Überlieferung durch neue Handschriftenfunde und mit der Einsicht, Textkritik müsse systematisch als Wissenschaft betrieben werden, aber auch durch kulturelle Impulse zur Zeit der Romantik änderten sich die traditionellen editorischen Paradigmen.¹⁶ Dieser Paradigmenwechsel ist eng mit dem Namen Karl Lachmanns und seiner Auffassung von Textkritik verbunden. Lachmann empfiehlt die Sichtung der gesamten Überlieferung, die kritische Bewertung jeder einzelnen Handschrift, die Entwicklung einer Handschriftengenealogie und Emendationen beziehungsweise Konjekturen als probate philologische Operationen bei der Suche nach dem »ächten Text«.¹⁷ Nur »strenge zusammenhängende Kritik« könne aus »barbarischem Schutt die edeln Trümmer eines wohlgebildeten Werkes gereinigt und mit vorsichtiger Hand ausgebessert hervorgehen«

¹¹ Hurlebusch 1996, S. 473.

¹² Vgl. Stegmöller 1975, S. 190–194.

¹³ Pöhlmann 2003, Bd. 1, S. 26–40.

¹⁴ Hans Zeller hat sich in seinem für die moderne Editorik wegweisenden Aufsatz »Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition« (Zeller 1971, S. 50–52) ausdrücklich auf die alexandrinische Philologie und ihre methodischen Grundlagen bezogen.

¹⁵ Hurlebusch 1996, S. 474.

¹⁶ Vgl. Plachta 2016b, S. 599–616.

¹⁷ Lachmann 1876, S. 87.

lassen, heißt es mit Nachdruck.¹⁸ Lachmann suchte eben nach einer verbindlichen Lösung für alle denkbaren Überlieferungssituationen und seine Editionstätigkeit reichte von antiken über mittelalterliche bis zu neuzeitlichen Texten, ja sogar an der Bibeledition erprobte er seine Prinzipien. So sehr Lachmann sich um eine methodisch nachvollziehbare und universell anwendbare Editionsstrategie bemühte, die vom Editor erarbeitete Textgestalt war für ihn keine ›offene‹. Texte wurden vielmehr quasi amtlich »festgesetzt«,¹⁹ der textkritische Apparat diente zur Absicherung und erhob keineswegs den Anspruch, die Überlieferung in Gänze rekonstruieren zu können. Lachmann lag daran, Texte als bedeutende und bewahrenswerte Zeugnisse der Vergangenheit in Editionen zu sichern, die zwar »von der Patina und den Schlacken der Überlieferung gereinigt« waren, doch nun »in möglichst makellosem Glanz erstrahlen« sollten.²⁰ Außerdem ging es Lachmann und vielen anderen Editoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darum, die literarische Überlieferung zu aktualisieren oder überhaupt erst für das Lesepublikum zu erschließen. Damit entstanden neue Editionsformate, die sich nicht nur an ein wissenschaftliches, sondern auch an ein allgemeines Publikum richteten oder dem Gebrauch in Schule und Universität dienten und darüber hinaus wirtschaftlich auf dem Buchmarkt²¹ bestehen sollten. Wichtiges Erkennungsmerkmal dieser Ausgaben ist eine eingeschränkte textkritische Durchdringung der Überlieferung sowie eine Modernisierung von Interpunktion und Orthographie. Viele dieser Ausgaben wagten trotzdem den Spagat, gleichzeitig einen wissenschaftlichen und einen »nicht philologischen Leser« zu bedienen und waren sich der Tatsache bewusst, dass erhebliche methodische Kompromisse in Kauf genommen werden mussten: »Den Anforderungen einer gesunden Philologie soll volles Genüge gethan werden, mit thunlichster Rücksicht auf den weiteren Kreis gebildeter Leser.«²² So zahlreich die miteinander konkurrierenden Editionsformate – unter anderem wissenschaftliche Gesamtausgaben, Editionsreihen, Neudrucke, Auswahl Ausgaben, Lese- und Schulausgaben – waren, so zahlreich waren auch die Verfahren und Kriterien, einen Text kritisch zu konstituieren oder die für die jeweilige Edition getroffene Textauswahl zu begründen. Vielfach sind diese Ausgaben von literaturgeschichtlichen und werkästhetischen Kriterien geprägt, wie sie sich im 19. Jahrhundert herausgebildet haben und mit denen nicht nur die Edition von Texten der Vergangenheit überhaupt, sondern auch die unmittelbare Editionspraxis legitimiert wurde.²³ Die wachsende Aufmerksamkeit für die Literaturgeschichte im Kontext einer sich als Disziplin konstituierenden Germanistik war das Werkzeug, Autoren und Texte früherer literarischer Epochen zu entdecken, zu popularisieren und als kulturelles Denkmal zu präsentieren;²⁴ schon die Titelgebung der legendären Editionsreihen »Monumenta Germaniae Historica« oder »Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken« hat Signalfunktion und verweist auf den politischen Kontext, Deutschland als ›Kulturnation‹ mit entsprechendem literarischem Kanon zu profilieren.²⁵

¹⁸ Lachmann 1836, S. 8.

¹⁹ Muncker 2005, S. 37.

²⁰ Janota 1980, S. 35.

²¹ Hier schlug besonders die Aufhebung des »Ewigen Verlagsrechts« 1867 zu Buche. Texte wurden 30 Jahre nach dem Tod des Autors für jeden Verlag frei. Das hatte besonders für diejenigen Autoren Folgen, die vor dem Stichtag 9. November 1837 verstorben waren. Betroffen waren nicht nur Goethe und Schiller, sondern auch Herder, Klopstock, Wieland, Lessing und andere ›Klassiker‹. Ihre Texte wurden nun in rechtlicher Hinsicht gemeinfrei.

²² So auch in Suphan 2005, S. 52, 54.

²³ Vgl. Martus 2007, S. 467–476.

²⁴ Hierzu folgende Überblicke und Fallstudien: Plachta 2015, S. 259–265; Illtetschko / Nottscheid 2014, S. 102–126; Kiening 2005, S. 67–93; Braun / Richter 2010, S. 32–54.

²⁵ Vgl. Jäger 1992, S. 29.

Die Qualität der ›edierten‹ Texte schwankte teilweise erheblich. Das hing einerseits mit der Zielgruppenorientierung der Ausgaben, andererseits aber auch mit den engen oder weiten textkritischen Auffassungen der verantwortlichen Editoren zusammen, die oftmals aus ihrer Zugehörigkeit zu editorischen ›Schulen‹ resultierten. Dilettanten und Profis beherrschten gleichermaßen das editorische ›Feld‹.²⁶

3. Der ›Vermächtnis‹-Text

Ein Kriterium aber beherrschte massiv die Diskussion und wurde immer wieder zur Begründung für die Wahl von Textgrundlagen oder überhaupt für jegliche textkritische Operationen und den Aspekt der ›Werktreue‹ bemüht, und zwar das des Autorwillens, der zudem argumentativ in ein lebens- und werkgeschichtliches Konzept eingebettet war. Sicherlich gab es viele innovative Editionskonzepte, die zum Beispiel Fragen der Textgenese erstmals in einer Edition umzusetzen versuchten (etwa in der viel zu wenig gewürdigten Ausgabe von »Schillers sämtlichen Schriften« durch Karl Goedeke, 1867-76), doch die überwiegende Zahl der Editionen wagte keinen Blick in die Dichterwerkstatt. Sie stellten vielmehr den Autortext fest und aktualisierten eine alte Tradition. Die Blaupause für dieses universelle Editionsverfahren entwickelte die Weimarer Goethe-Ausgabe, in der Autor und Werk monumentalisiert wurden. In wenigen, für die Geschichte der Edition, ihrer Methodik und Praxis allerdings folgenreichen Worten umschrieb Bernhard Suphan stellvertretend für die Verantwortlichen der Edition im ersten, 1887 erschienenen Band das Modell und es sie leitenden Grundsätze:

»[...] bei Allem, was Gestalt und Erscheinung der Ausgabe im Großen wie im Einzelnen betrifft, soll befolgt werden, was uns als Goethes selbstwillige Verfügung bekannt ist. In den Tagebüchern und Briefen, die in genauem Anschluß an die urkundlichen Vorlagen gegeben werden, soll Goethe dem Leser in seiner ganzen Eigenheit sich darstellen. Für den Druck der Werke hat er selbst die Norm gegeben in der Ausgabe letzter Hand. Sie ist sein Vermächtniß, er selbst hat sie so betrachtet, als den Abschluß seiner Lebensarbeit. Er hat mit größter Umsicht, mit einer Sorgfalt wie bei keiner früheren, sich um die Reinheit und Vollkommenheit dieser Ausgabe selbst bemüht [...].«²⁷

Hinter diesen Grundsätzen stand zweifellos der Wunsch, für Goethes Werk, eines der »kostbarsten Besitzthümer[] des deutschen Volkes«,²⁸ die verbindliche Vulgata zu schaffen, die sich überdies auf den Autor und seinen Willen berufen könne. Georg Wittkowski sprach daher später vom Editor, der sich dem Autorwillen unterwarf, als »Testamentsvollstrecker«,²⁹ eine Auffassung, die – wenn auch modifiziert und abgemildert – bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts konsensfähig blieb. Noch Friedrich Beißner zweifelte 1964 keineswegs daran, dass der Editor »den *Willen des Dichters* und sein *Recht an seinem Werk*« zu beachten habe.³⁰

²⁶ Kolk 1990, S. 35f.; Plachta 2007, S. 59–71.

²⁷ Suphan 2005, S. 51.

²⁸ Grimm 2005, S. 48.

²⁹ Wittkowski 2005, S. 76.

³⁰ Beißner 2005, S. 270.

Daraus ließ sich als Regel ableiten: »Die Herausgabe (›Edition‹) eines literarischen Denkmals stellt den Herausgeber vor die Aufgabe, einen gesicherten Text herzustellen. Diese Aufgabe kann dann als gelöst gelten, wenn eine dem Willen des Verfassers entsprechende oder eine diesem möglichst nahe kommende Wiedergabe des von ihm konzipierten Werkes erreicht ist.«³¹ Die Weimarer Ausgabe und ihre Konzeption des ›edierten Textes‹ warf lange Schatten und war als Editionsparadigma derart dominant, dass andere Formen wie etwa die synoptische Präsentation unterschiedlicher Fassungen³² oder die Orientierung am Erstdruck³³ regelrecht untergingen. In dieser Dominanz ist sicherlich ein wesentlicher Grund dafür zu sehen, dass der ›edierte Text‹ immer häufiger in den Fokus kontroverser Debatten geriet.

4. Der ›beste‹ Text

Aber zunächst einmal waren es Goethe-Editoren, die das methodische Gerüst der Weimarer Ausgabe zum Einsturz brachten. Sie erkannten den »Vermächtnis«-Charakter der Ausgabe letzter Hand insofern als fatal, als sich herausstellte, dass diese Ausgabe in vieler Hinsicht fehlerhaft und redaktionell überfremdet war, ja sogar auf prekärer Textgrundlage ruhte. Das »historische Relief der Texte«, fasst Herbert Kraft pointiert zusammen, war »zur glatten Oberfläche einer einheitlichen Gestalt scheinbar autonomer Dichtkunst« abgeschliffen worden.³⁴ Der immer wieder beschworene Autorwille, der sich im Typus der Ausgabe letzter Hand besonders wahrhaftig manifestierte, stellte sich als Chimäre heraus. Die Goethe-Editoren, allen voran Ernst Grumach, unterzogen sowohl die Weimarer Ausgabe als auch die von Goethe veranstalteten Drucke einer strengen Revision, um die bislang übliche Methode der Goethe-Edition zu überwinden. Objektive Fakten der Textüberlieferung rangierten nun vor dem vermeintlichen Willen des Autors. Aufgabe kritischen Edierens sei es, so Grumachs Schlussfolgerung, nach Sichtung und Bewertung der gesamten Überlieferung sowie der Entstehungs- und Druckgeschichte »den besten Text herzustellen«.³⁵ Der ›beste‹ Text war natürlich ein von Überfremdungen freier Text, den die Goethe-Editoren im Erstdruck oder noch besser in einer handschriftlichen Druckvorlage zu finden glaubten. Das extrem von Überarbeitungen geprägte Werk Goethes wurde als Resultat historisch eigenständiger Fassungen gesehen, wobei der ›junge‹ Goethe gleichberechtigt neben den ›alten‹ trat. *Werther*, *Götz von Berlichingen*, *Torquato Tasso*, *Faust* und der *West-östliche Divan* wurden nun in mehreren Textfassungen – teilweise im Paralleldruck – ediert.³⁶ Trotzdem waren die »Einbesserung[en]«³⁷ von Textmaterial aus unterschiedlichen Fassungen – dem Modell altphilologischer Textkritik folgend – in den ›edierten Text‹ teilweise erheblich; es ging eben darum, einen ›besten‹ Text zu generieren und alle nicht unmittelbar auf Goethe und seine poetische Intention zurückgehende Eingriffe in den Text zu eliminieren. Obwohl die in Ost-Berlin angesiedelte Ausgabe nach einer Vielzahl von – auch politisch-ideologischen – Querelen Mitte der 1960er

³¹ Seiffert 2005, S. 162.

³² Vgl. Schmidt 1982, passim.

³³ Michael Bernays und Max Morris hatten nachgewiesen, dass für die Edition von Goethes Jugendwerken eine Orientierung an der ›Ausgabe letzter Hand‹ schlichtweg unsinnig ist. (Goethe 1875-1877 und Goethe 1909-1912)

³⁴ Kraft 2001, S. 22.

³⁵ Grumach 2005, S. 150.

³⁶ Goethe 1952-1966, passim.

³⁷ Nutt-Kofoth 2005, S. 104.

Jahre eingestellt wurde,³⁸ wirkte ihr Prinzip nach, eine frühe Textfassung als Grundlage für den »edierten Text« zu wählen. Das Konzept vom »besten« Text als Ziel einer kritischen Edition setzte sich dagegen weder in der Goethe-Edition noch in der germanistischen Editorik überhaupt durch.

5. »Faktizität der Texte«, »Textdynamik« und »erschließende Umschriften«

Ein wesentliches Merkmal der germanistischen Editorik ist die »Treue im Behandeln der Texte«, wie es Hermann Hesse 1912 in einem Brief an den Schillerbiographen und Philologen Reinhard Buchwald für die damalige Philologie festgestellt hat.³⁹ Acht Jahrzehnte später, 1992, hat Gunter Martens diesen Ruf bestätigt, indem er als handlungsleitenden Aspekt kritischen Edierens einen »Rückzug auf den Text« feststellte.⁴⁰ Ziel einer Edition sei eine »möglichst »autoritätsfreie« Dokumentation«⁴¹ des Textes, seiner Überlieferung und Entstehung, in der die Autorintention allenfalls eine nachgeordnete Rolle spiele, der »Schatten«⁴² des Editors aber stets erkennbar bleiben müsse, wenn er quasi als Mediator der Überlieferung⁴³ überhaupt und dann nur äußerst zurückhaltend emendierend einen »edierten Text« präsentiere. Insgesamt sei eine »offene« Edition⁴⁴ mit der Wiedergabe varianter Fassungen anstelle einer einzigen »endgültigen« Textversion die Regel. Weiter nannte Martens die allmählich gestiegene Aufmerksamkeit für die Textgenese in allen ihren Dimensionen, wobei zunehmend die Einsicht vorherrsche, Text und Apparat seien als Einheit zu begreifen und die Textgenese sei als Bestandteil eines sich dynamisch entwickelnden Textes zu betrachten und entsprechend zu dokumentieren.⁴⁵ Trotz aller Sympathie für textgenetische Phänomene und deren Dokumentation räumt Martens ein, dass jeder Autor mit der Konzeption eines literarischen Werkes und bei aller »Offenheit des Schreibstromes« auch ein Interesse an einer endgültig fixierten Fassung haben dürfte. Daher sei die vom »Autor herausgehobene Textfassung anders zu behandeln« als die Textgenese. Dies sei letztlich aber keine »Konzession an den Leser, der nur gewohnt ist, in sich abgeschlossene Texte zu lesen«, sondern der Respekt vor der Einschätzung des Autors, das Werk sei »»fertiggestellt««. ⁴⁶ Diese Stichworte mögen genügen, um in Erinnerung zu rufen, dass die »Faktizität der Texte«⁴⁷ als Konsens unter den germanistischen Editoren gilt und auch für die vielfältigen neuen Formen von Texteditionen – ob in Buchform, digital oder als Hybridedition, mit oder ohne Faksimilebeigabe – keineswegs an Bedeutung verloren hat, obwohl der einzelne Editor die argumentativen Akzente seiner jeweiligen literatur- beziehungsweise kulturwissenschaftlichen Vorannahmen, die seiner Edition zugrunde liegen, vielleicht unterschiedlich gewichten würde. Diese Konzentration auf

³⁸ Vgl. Plachta 2011, S. 236–240.

³⁹ Hesse 1973, Bd. 1, S. 215.

⁴⁰ Martens 1994, S. 74.

⁴¹ Kanzog 1991, S. 185.

⁴² Zeller 2005, S. 284; ähnlich auch Martens 1994, S. 73.

⁴³ »Der Text-Editor und die Text-Edition haben eine Mediatorenrolle inne: Sie vermitteln ungeordnete, schwer zugängliche Textzustände an Text-Analytiker und -interpreten«, so Bein 2008, S. 14.

⁴⁴ Zeller 2005, S. 288.

⁴⁵ Martens 1991, S. 137f., 147–151.

⁴⁶ Martens 1991, S. 150.

⁴⁷ Kraft 1982, S. 5.

den Text, wie er in bisherigen Verfahren im Vordergrund stand, wird seit einigen Jahrzehnten um eine stärkere Fokussierung auf das Material als Dokument des Arbeitsprozesses erweitert und mit verschiedenen Strategien – Faksimile und ›differenzierte Umschrift‹⁴⁸ – visualisiert. Die Handschrift erweitert sich in der Edition zu einem Raum mit spezifischer »Arbeitstopographie«.⁴⁹ Der Blick richtet sich nicht nur auf die Seiten- und Textgestaltung des jeweiligen Handschriftenblattes, sondern konzentriert sich besonders auf den Schreib- und Arbeitsprozess und damit auf die »dritte Dimension der Literatur«, wie Louis Hay diese Perspektivierung genannt hat.⁵⁰ Wesentliche Anregungen für diesen Arbeitsansatz hat seit den 1970er Jahren die französische Forschungsrichtung der ›critique génétique‹ gegeben. Sie schärfte und erweiterte das editorische Problembewusstsein in entscheidenden Punkten, indem sie ihre Verfahren nicht auf die Konstitution eines edierten Textes ausrichtete, sondern in einem »dossier génétique« alle erhaltenen Schrifträger eines Werks – den »avant-texte« – zusammenträgt und diplomatisch transkribiert. Übergeordnetes Ziel ist dabei stets die kritische Beschäftigung mit der Textgenese und dem Schreibakt.⁵¹

In der Editorik haben sich die Erkenntnisse der genetischen Handschriftenforschung folgendermaßen niedergeschlagen: Ausgangspunkt der Edition ist ein Faksimile, das von einer diplomatischen Transkription begleitet wird. Es entsteht auf diese Weise ein Archiv, in dem möglichst genau alle »Textphänomene«⁵² erfasst und für eine weitere (Forschungs-)Nutzung bereitgestellt werden. Faksimile und Transkription werden als verbindliche Teile der Edition betrachtet, während weitere Teile, etwa das Angebot eines emendierten, linear lesbaren und damit zitierfähigen ›edierten Textes‹ sowie eine philologische Tiefenerschließung des Textmaterials in einem genetischen Variantenapparat wie er dem Modell der historisch-kritischen Edition entspricht, nur von den wirklich textkritischen beziehungsweise textgenetischen Editionen verwirklicht wird. Die emendationslose Transkription von Handschriften wird daher häufig nur als »Entzifferungshilfe«⁵³ verstanden und die Konstitution eines Lesetextes oftmals abgelehnt.

Trotzdem hatte diese teilweise enthusiastisch begrüßte Entwicklung nicht den gewünschten positiven Effekt bei Editionsbenutzern und hat die geringe Akzeptanz der Editorik innerhalb der kulturwissenschaftlichen Disziplinen keineswegs verändert. Den Grund für dieses Akzeptanzdefizit sieht Klaus Hurlebusch im Bedürfnis der deutenden und auf Vermittlung ausgerichteten Literaturwissenschaft nach einem konsistenten Werk. Das Beharren auf »abgegrenzten und leicht überblickbaren Textgebilden« behindere – so Hurlebusch – Lektüren, die sich auf das werkgenetische Material konzentrieren und damit »einen Textezusammenhang darstellen, [den] es im ursprünglichen voreditorischen Reliktzustand nicht gegeben hat.«⁵⁴ Textgenetische Lektüren blieben allein die Domäne von Editoren und vertieften die Kluft zwischen Literaturwissenschaft und Editorik durch sich immer weiter voneinander

⁴⁸ Diesen Begriff verwendete zuerst die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (Hölderlin 1975–2008), danach auch die Marburger Büchner-Ausgabe (Büchner 2000–2013).

⁴⁹ Ries 2014, S. 30f.

⁵⁰ Hay 1984, S. 322f.

⁵¹ Vgl. im Einzelnen Grésillon 1999, passim.

⁵² Kanzog 1991, S. 181.

⁵³ Keller 2001, Bd. 16.1, S. 441.

⁵⁴ Hurlebusch 2001, S. 3.

entfernendes Spezialistentum. Dies ist eine – in der Tat – ernüchternde, gleichwohl zutreffende Anamnese vor dem Hintergrund, dass textgenetische, auf die Arbeitsweise des jeweiligen Autors konzentrierte Perspektiven derzeit das editorische Geschäft prägen und von den neuen Medien und ihren schier unendlich erweiterbaren Darstellungsmöglichkeiten noch einmal befeuert werden. Wenn sich auch die einstige Radikalität dieser Editionen, die allein in der Genese die »Qualität des Textes selbst« sahen,⁵⁵ inzwischen verflüchtigt hat, gilt die Konstitution eines edierten, linear lesbaren Textes vielfach als nachgeordnete Aufgabe, die man gern (z. B. Schulbuch-)Verlagen überlässt oder schlichtweg mit dem Hinweis ignoriert, man betrachte eine Edition in erster Linie als ein Archiv⁵⁶ oder wissenschaftlich nutzbares Arbeitsinstrument. Immer häufiger schieben sich andere Interessen vor die Erschließung von literarischen Texten oder Korrespondenzen. Damit meint man sogar auf eine philologisch abgesicherte Textkonstitution verzichten zu können, weil es ›nur‹ neue »Zugangswege« zu Editionen brauche, um das Akzeptanzproblem zu lösen.⁵⁷

Schon 1995 hat Peter von Matt in der damaligen Debatte über die Faksimile-Edition von Kafkas *Process*-Roman⁵⁸ mit einem Zwischenruf an die philologische Tugend erinnert, über allen ›postmodernen‹ Vorstellungen vom literarischen Werk »als eines komplexen, an allen Rändern ausfasernden, letztlich endlosen Prozesses, der nie zur festen Gestalt gerinnt und nur als solcher wiedergegeben werden kann«, eine »einzige, verbindliche, rundum verantwortete und definitive Gestalt des Textes« nicht zu vergessen.⁵⁹ Peter von Matt hat sich als ›bekennender‹ Kafka-Leser stets für die Lektüre von Kafka-Handschriften stark gemacht, in dieser Lektüre sogar ein großes ästhetisches Erlebnis gesehen. So wichtig und richtig es ist, durch eine Edition die Handschriftenlektüre zu ermöglichen, ein ›edierter Text‹ oder ›ediertes Werk‹ sollten als Bezugsgröße nicht außer Acht gelassen werden. Ob sich der Editor damit zum Knecht der Literaturwissenschaft macht, wie Hurlebusch mutmaßt, sollte dabei weniger interessieren, zumal einer Umfrage unter 91 Akademikern aus dem Jahr 2002 zufolge 80,2% der Befragten von einer wissenschaftlichen Edition einen »verlässliche[n] Text« (»reliable textual data«) erwarteten.⁶⁰ Rüdiger Nutt-Kofoth hat den ›edierten Text‹ als »selbständige Größe« zurückgefordert und Walter Delabar hat sogar emphatisch ein »Lob der Leseausgabe« ›gesungen‹.⁶¹ Und die neuen, ausdrücklich die Handschriftenlektüre unterstützenden Editionen zu Hölderlin, Büchner, Trakl, Keller, Horváth oder Musil verweigern dem Benutzer keinen konstituierten Lesetext mehr und verlieren dabei nichts von ihrer innovativen Kraft. Walter Fanta spricht entsprechend von der Handschriftentranskription als »Pflicht«, während er die Konstitution eines Lesetextes als »Kür« in der »Editionskunst« bezeichnet.⁶²

⁵⁵ Kreuzer 1976, S. 52.

⁵⁶ Klaus Kanzog, der den Typus der Archivausgabe (als Vorbereitung einer historisch-kritischen Ausgabe) als erster im deutschen Sprachraum ins Gespräch brachte, bestand stets darauf, dass mit einer Archivausgabe kein Raum für die Ablage unsortierter Dokumente entstehe, sondern dass vielmehr »Reproduktion und Transkription« den Text »auf eine höhere Ebene der Urkundlichkeit« heben und damit kritisch durchdringen (Kanzog 1991, S. 181).

⁵⁷ Vgl. Strobel 2014, S. 151–174; Hildenbrandt / Kamzelak 2014, S. 175–192.

⁵⁸ Kafka 1995-, passim.

⁵⁹ Matt 1995, S. 53.

⁶⁰ Steding 2002, S. 243.

⁶¹ Nutt-Kofoth 2000a, S. 240; Delabar 2014, passim.

⁶² Fanta 2011, passim.

6. Respekt vor dem Text⁶³

Wenn in diesen Beitrag immer wieder an den Respekt vor dem Text erinnert wurde, dann wurde damit nicht nur die germanistische Editorik in ihrem Grundanliegen zu charakterisieren, sondern gleichsam auch der Auffassung Ausdruck zu verleihen versucht, dass der durch textkritische Operationen geprüfte ›edierte Text‹ »Hauptbestandteil einer Edition«⁶⁴ ist. Mit welchen editorischen Konzepten dieses Ziel erreicht wird, bleibt immer wieder neu zu diskutieren. Das editorische Anliegen, Texte zu erschließen, zu sichern und zu vermitteln, darf jedoch nicht durch – analoge oder digitale – Angebote ersetzt werden, denen die philologische Tiefenerschließung fehlt und im schlechtesten Fall sogar Editionen mit dem Argument verhindert, die einschlägigen Dokumente seien doch im Netz versammelt und damit für jedermann verfügbar. Umgekehrt liegt mir aber ebenso wenig daran, Digitalisierungsprojekte schlecht zu reden, denn die Editorik profitiert zweifellos von ihnen. Aber es dürfte nicht von Schaden sein, wenn bei der Konstruktion solcher gewaltiger Textarchive intensiver, wie es derzeit geschieht, auf editorischen Sachverstand und Erfahrung im praktischen Umgang mit historischen Textträgern zurückgegriffen würde. Dazu gehört eben auch das Wissen, dass Ausgaben nicht nur benutzbar, sondern der ›edierte Text‹ auch »in seinem Charakter als Kunstwerk« lesbar sein muss: »Was für ein Irrtum wäre es«, notiert Rüdiger Nutt-Kofoth zu Recht, »wenn der ästhetische Text nur noch benutzbar, aber nicht mehr lesbar wäre. Sein Kunstcharakter wäre nicht mehr wahrzunehmen.«⁶⁵

Gleichwohl meine ich aber auch, dass sich Editoren nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen dürfen. Die allseits gelobten »Wissensbestände«⁶⁶ der Editorik müssen stärker in einen interdisziplinären Dialog eingebracht werden, aber auch aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive analysiert werden, denn der stets hochgehaltene Respekt vor dem Text ist kein Wert an sich, sondern ist stets an Vorannahmen gebunden, die in Vergangenheit auch vor Manipulationen nicht zurückschrecken. Wenn wir über Editionen für das 21. Jahrhundert nachdenken, dann müssen wir uns immer wieder aufs Neue der textkritischen Standards versichern, die zu diesen editorischen »Wissensbeständen« gehören und die die Editorik zu einer traditionsreichen Disziplin gemacht haben. Der ›edierte Text‹ zählt nicht nur zu diesen »Wissensbeständen«, sondern sichert die Stabilität wissenschaftlicher Unternehmungen, die sich zweifellos ihrer prinzipiellen Unsicherheit bewusst ist. So wenig Architekten und Ingenieure hundert Prozent erdbebensichere Gebäude und Brücken konstruieren können, so wenig wird es *eine* editorische Methode geben, deren Ergebnisse nicht vom Laborcharakter ihrer Verfahren abhängig ist. Bleiben wir also im Gespräch!

⁶³ Seidel 1991, S. 209.

⁶⁴ Seidel 1991, S. 209.

⁶⁵ Nutt-Kofoth 2000b, S. 202.

⁶⁶ Strohschneider / Vollhardt 2002, S. 100.

Bibliographische Angaben

Hartmann von Aue: Iwein. Eine Erzählung. Hg. von Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann, 2. Ausgabe. Berlin 1843. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Thomas Bein: Textkritik. Eine Einführung in Grundlagen germanistisch–mediävistischer Editionswissenschaft. Frankfurt/Main u.a. 2008. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Friedrich Beißner: Editionsmethoden der neueren deutschen Philologie (1964). [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. Von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 252–273. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Manuel Braun / Sandra Richter: »Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht«. Die »Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart« als Beispiel für Editionsphilologie und Förderpolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien. 37/38 (2010), S. 32–54. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Georg Büchner: Sämtliche Werke und Schriften. Historisch–kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe). Hg. von Burghard Dedner. 10 Bde. Darmstadt 2000–2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Walter Delabar: Lob der Leseausgabe. In: literaturkritik.de. 16. Dezember 2014. [\[online\]](#)

Walter Fanta: Zur Immortalität elektronischer Korpora am Beispiel der Musil-Edition. In: computerphilologie.digital-humanities.de. 28. September 2011. [\[online\]](#)

Johann Wolfgang Goethe: Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764–1776. Hg. von Michael Bernays. 3 Bde. Leipzig 1875–1877. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Johann Wolfgang Goethe: Der junge Goethe. Hg. von Max Morris. Neue Ausgabe in 6 Bänden. 6 Bde. Leipzig 1909–1912. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Johann Wolfgang Goethe: Werke Goethes. Hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1952–1966. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Dirk Götsche: Ausgabentypen und Ausgabenbenutzer. In: Text und Edition. Positionen und Perspektiven. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofuth / Bodo Plachta / H.T.M. van Vliet / Hermann Zwerschina. Berlin 2000, S. 37–63. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Almuth Grésillon: Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«. Bern u.a. 1999. (= Arbeiten zur Editionswissenschaft, 4) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Wilhelm Grimm: Vorreden zur Weimarer Goethe-Ausgabe, Bd. 1 (1887). Vorwort. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. Von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 48–51. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Ernst Grumach: Prolegomena zu einer Goethe-Ausgabe (1950/51). [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. Von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 150–153. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Louis Hay: Die dritte Dimension der Literatur. Notizen zu einer »critique génétique«. [\[online\]](#) In: Poetica 16 (1984), S. 307–323. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Vera Hildenbrandt / Roland S. Kamzelak: »Im Exil erweitert sich die Welt«. Neue Zugangswege durch Visualisierung. DOI: 10.1515/editio-2014-011 In: Editio 28 (2014), S. 175–192. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Hermann Hesse: Gesammelte Briefe. Hg. von Ursula und Volker Michels. Bd. 1: 1895 - 1921. Frankfurt/Main 1973. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe, Hg. von Dietrich Eberhard Sattler. Frankfurt/Main 1975–2008. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Klaus Hurlbusch: Edition. In: Das Fischer Lexikon. Literatur. Hg. von Ulfert Ricklefs. 3 Bde. Frankfurt/Main 1996, Bd. 1: A–F, S. 457–487. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Klaus Hurlbusch: Klopstock, Hamann und Herder als Wegbereiter autorzentrischen Schreibens. Ein philologischer Beitrag zur Charakterisierung der literarischen Moderne. Tübingen 2001. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Marcel Illtischko / Mirko Nottscheid: Kritische Ausgabe oder Neudruck. Editorische Praxis, konkurrierende Editionstypen und zielgruppenorientiertes Edieren am Beginn der Neugermanistik. DOI: 10.1515/editio-2014-008 In: Editio 28 (2014), S. 102–126. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Georg Jäger: Reclams Universal-Bibliothek bis zum Ersten Weltkrieg. Erfolgsfaktoren der Programmpolitik. In: Reclam. 125 Jahre Universal-Bibliothek. 1867–1992. Verlags- und kulturgeschichtliche Aufsätze. Hg. von Dietrich Bode. Stuttgart 1992, S. 29–45. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870. Hg. von Johannes Janota. Tübingen 1980. PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Franz Kafka: Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte. Eine Edition des Instituts für Textkritik e.V. Hg. von Roland Reuß / Peter Staengle. Basel u.a. 1995. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Klaus Kanzog: Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur. Berlin 1991. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Hg. von Walter Morgenthaler. Bd. 16,1: Abt. C; Nachlaßtexte. Basel u.a. 2001. PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Christian Kiening: Die Altdutsche Textbibliothek. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Hg. von Martin Schubert. Tübingen 2005, S. 67–93. (= Beihefte zu Editio, 23) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rainer Kolk: Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«. Tübingen 1990. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 30) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Herbert Kraft: Editionsphilologie. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt/Main u.a. 2001. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Herbert Kraft: Die Aufgaben der Editionsphilologie. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), Sonderheft, S. 4–12. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Hans Joachim Kreuzer: Überlieferung und Edition. Textkritische und editorische Probleme, dargestellt am Beispiel einer historisch-kritischen Kleist-Ausgabe. Heidelberg 1976. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Karl Lachmann: Kleinere Schriften zur Deutschen Philologie. Hg. von Karl Müllenhoff. Berlin 1876. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Karl Lachmann: Versuch über Dositheus. Berlin 1836. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Gunter Martens: Neuere Tendenzen in der germanistischen Edition. In: Philosophische Editionen. Erwartungen an sie – Wirkungen durch sie. Hg. von Hans Gerhard Senger (Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen 6: Berlin, 11.–13.06.1992). Tübingen 1994, S. 71–82. (= Beihefte zu editio, 6) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Gunter Martens: Was ist aus editorischer Sicht ein Text? Überlegungen zur Bestimmung eines Zentralbegriffs der Editionsphilologie. In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hg. von Siegfried Scheibe und Christel Laufer (Internationales Editions-kolloquium: Berlin/Ost, 1989). Berlin 1991, S. 135–156. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Steffen Martus: Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis zum 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George. Berlin u.a. 2007, S. 467–476. (= Historia Hermeneutica. Series Studia, 3) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Peter von Matt: Wie kommt der Kaviar zum Volk? [\[online\]](#) In: Die Zeit Nr. 5. 27. Januar 1995, S. 53. [\[online\]](#)

Heinrich Meyer: Edition und Ausgabentypologie. Eine Untersuchung der editionswissenschaftlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. Bern u.a. 1992. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Franz Muncker: Vorrede [zu Bd. 1 der 3. Auflage von Karl Lachmanns Lessing-Ausgabe] (1886). [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth. Tübingen 2005, S. 36–47. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rüdiger Nutt-Kofoth (2000a): Dokumentierte und gedeutete Befunde. Zum Abschluß der historisch-kritischen Ausgabe von C.F. Meyers Gedichten mit einem Rück- und Ausblick auf die Entwicklung der Editionsphilologie. In: Euphorion 94 (2000), S. 225–241. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rüdiger Nutt-Kofoth: Goethe-Editionen. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta. Tübingen 2005, S. 95–116. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 2) PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rüdiger Nutt-Kofoth (2000b): Schreiben und Lesen. Für eine produktions- und rezeptionsorientierte Präsentation des Werktextes in der Edition. In: Text und Edition. Positionen und Perspektiven. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth / Bodo Plachta / H. T. M. van Vliet / Hermann Zwerschina. Berlin 2000, S. 165–202. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta: Dilettanten und Philologen. Debatten über den Umgang mit Texten in Editionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Ästhetische Erfahrung und Edition. Hg. von Rainer Falk und Gert Mattenklott. Tübingen 2007, S. 59–71. (= Beihefte zu Editio, 27) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta: Editionsreihen – Konzepte und Ziele einer Editionsform des 19. Jahrhunderts. In: Vom Nutzen der Editionen. Zur Bedeutung moderner Editorik für die Erforschung von Literatur- und Kulturgeschichte. Hg. von Thomas Bein. Berlin u.a. 2015, S. 259–265. (= Beihefte zu Editio, 39) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. 3., ergänzte und aktualisierte Auflage. Stuttgart 2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta: Ernst Grumach und der »ganze Goethe«. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Neugermanistische Editoren im Wissenschaftskontext. Biografische, institutionelle, intellektuelle Rahmen in der Geschichte wissenschaftlicher Ausgaben neuerer deutschsprachiger Autoren. Hg. von Roland S. Kamzelak / Rüdiger Nutt-Kofoth / Bodo Plachta. Berlin u.a. 2011, S. 219–249. (= Bausteine zur Geschichte der Editio, 3) PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta (2016b): »nicht einen Schuß Pulver werth«? Editionsphilologie im Kontext romantischer Kulturkonzepte. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: »Ei, dem alten Herrn zoll' ich Achtung gern!«. Festschrift für Joachim Veit zum 60. Geburtstag. Hg. von Kristina Richts / Peter Stadler. München 2016, S. 599–616. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Bodo Plachta (2016a): »strenge Sorgfalt« – Philologische Standards in wissenschaftlichen Editionen. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 253 (2016), H. 2, S. 267–283. [[Nachweis im GBV](#)]

Egert Pöhlmann: Einführung in die Überlieferungsgeschichte und in die Textkritik der antiken Literatur. Darmstadt 1994/2003. Bd. 1: Altertum, S. 26–40. [[Nachweis im GBV](#)]

Inga Hanna Ralle: Maschinenlesbar – menschenlesbar. Über die grundlegende Ausrichtung der Edition. In: Editio 30 (2016), S. 144–156. [[Nachweis im GBV](#)]

Roland Reuß: »genug Achtung von der Schrift«? In: Text. Kritische Beiträge 1 (1995), S. 107–126. [[Nachweis im GBV](#)]

Thorsten Ries: Verwandlung als anthropologisches Motiv in der Lyrik Gottfried Benns. Textgenetische Edition ausgewählter Gedichte aus den Jahren 1935 bis 1953. 2 Bde. Berlin u.a. 2014. (= Exempla Critica. Historisch-kritische Einzelausgaben zur neueren deutschen Literatur, 4) [[Nachweis im GBV](#)]

Kurt Schmidt: Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen seit der Urhandschrift, nebst einem kritischen Text der in die Drucke übergegangenen Stücke. Schaan 1982. (= Hermaea, 30) [[Nachweis im GBV](#)]

Gerhard Seidel: Der »edierte Text« als Repräsentant und Reduktion des Werkes. Zur Wahl der Textgrundlage bei Brecht. In: Textkonstitution bei mündlicher und schriftlicher Überlieferung. Hg. von Martin Stern. (Editoren-Kolloquium: Basel, 19.–22.3.1990) Tübingen 1991, S. 209–213. (= Beihefte zu Editio, 1) [[Nachweis im GBV](#)]

Hans Werner Seiffert: Edition (1956/58). [[Nachweis im GBV](#)] In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 162–173. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [[Nachweis im GBV](#)]

Sören A. Steding: Computer-Based Scholarly Editions. Context, Concept, Creation, Clientele. Berlin 2002, S. 243. [[Nachweis im GBV](#)]

Otto Stegmöller: Überlieferungsgeschichte der Bibel. In: Herbert Hunger / Otto Stegmüller / Hartmut Erbse / Max Imhof / Karl Büchner / Hans-Georg Beck / Horst Rüdiger: Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel. München 1975, S. 149–206. [[Nachweis im GBV](#)]

Jochen Strobel: Digitale Briefedition und semantische Erschließung. Von den Briefen der Jenaer Romantikergeneration zur Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels. In: Editio 28 (2014), S. 151–174. [[Nachweis im GBV](#)]

Peter Strohschneider / Friedrich Vollhardt: Interpretation. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 49 (2002), H. 2, S. 98–102. [[Nachweis im GBV](#)]

Bernhard Suphan: Vorreden zur Weimarer Goethe-Ausgabe, Bd. 1 (1887). [[Nachweis im GBV](#)] In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 51–54. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [[Nachweis im GBV](#)]

Twitter.com. Georg Vogeler. @GVogeler. 03. November 2015. [[online](#)]

Georg Wittkowski (2005): Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke (1921). [[Nachweis im GBV](#)] In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 70–77. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [[Nachweis im GBV](#)]

Hans Zeller: »Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition«. In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hg. von Gunter Martens und Hans Zeller. München 1971, S. 45–89. [[Nachweis im GBV](#)]

Hans Zeller: Edition und Interpretation. Antrittsvorlesung (1966). [[Nachweis im GBV](#)] In: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition. Hg. von Rüdiger Nutt-Kofuth. Tübingen 2005, S. 279–288. (= Bausteine zur Geschichte der Edition, 1) [[Nachweis im GBV](#)]

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

International/global networking against the backdrop of nondigital and digital editorial ventures

Autor/in:

João Dionísio

Kontakt:

joaodionisio@campus.ul.pt

Institution:

Universität Lissabon, Philosophische Fakultät

GND:

[105735029X](#)

ORCID:

[0000-0002-5211-0290](#)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_003](https://doi.org/10.17175/sb002_003)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[892590505](#)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben 

Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Geschichte](#) | [Textstruktur](#) | [Philologie](#) | [internationale Kooperation](#) |

Zitierweise:

João Dionísio: International/global networking against the backdrop of nondigital and digital editorial ventures. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_003](https://doi.org/10.17175/sb002_003).

João Dionísio

International/global networking against the backdrop of nondigital and digital editorial ventures

Abstracts

Der Artikel erforscht einige der Umbrüche, die den aktuellen Wandel bei internationalen Editionsprojekten von der Nichtdigitalität hin zu einer digitalen Umgebung kennzeichnen. Ein kollaboratives Arbeiten im Mittelpunkt der Editionsarbeit anzusetzen, geht von dem Grundsatz aus, dass Lesen den kleinsten kollaborativen Aufwand darstellt, der an der Basis des „one-language/one-literature“-Modells liege, wie beispielsweise das „national philology paradigm“. Ein derartiges Denkmuster erwies sich für die internationale Kooperation auf verschiedene Art und Weise als attraktiv (Archive, Zeitschriften, Verlage usw.), doch warb es auch für die Idee eines abstrakteren transnationalen Ziels (so zum Beispiel Lachmanns Ideal einer von Interpretation befreiten Rezension oder Gaston Paris' utopisches *cité des sciences*.) Diese Ziele begünstigten eine fortschreitende Etablierung digitaler Paradigmen, die wiederum einen Richtungswechsel ermöglichten, der von einer *in situ*-Analyse wegführt und auf die Ausstellung von allgemeinen Textstrukturen abzielt. Vor dem Hintergrund dieser neuen Ausrichtung wurde die internationale Zusammenarbeit intensiviert; trotzdem wird argumentiert, dass das neue Medium nicht an die Stelle des alten Mediums tritt, sondern vielmehr mit ihm interagiere. Zum Schluss wird der Artikel den Fokus auf bestimmte Herausforderungen legen, die mit Initiativen zur digitalen Edition einhergehen und hauptsächlich aus politischen Unwägbarkeiten und Nachhaltigkeitsfragen bestehen.

The article explores some of the continuities and discontinuities that mark the ongoing change in international editorial ventures from a nondigital to a digital framework. Placing collaboration at the centre of the editorial work, it is assumed that reading is the minimal act of collaboration which lies at the basis of the one-language/one-literature model, i.e., the national philology paradigm. Such a paradigm appealed to international cooperation in a number of ways (archives, journals, publishing houses, etc.), but it also came to promote the idea of transnational abstract goals (e.g., in Lachmann's ideal of recension without interpretation or in Gaston Paris's utopian *cité des sciences*). These goals favoured the progressive establishment of the digital paradigm, which in turn encouraged (or facilitated) a change of direction, from the study of *in situ* textual specificities to taxonomies aiming at a representation of the general structure of texts. Against the backdrop of the new paradigm, international collaboration has been intensified, but, it is argued, the new medium does not take the place of the old medium, rather interacts with it. In the end, the article touches upon some of the challenges faced by digital initiatives, namely regarding sustainability and political issues.

The title of this essay indicates that a transformation in academic cooperation in the field of textual scholarship has been occurring as a consequence of the ways we explore the digital medium. It is always difficult to speak detachedly about a phenomenon that is ongoing, fluid, multi-faceted and complex in its several aspects. Transformation, especially in the guise of metamorphosis, suggests that the changes in academic cooperation have more to do with an alteration in nature than with an alteration in degree. By adopting a historical point of view, I would like to argue that, while some of the most visible changes are gradual, it remains to be seen whether a few very important ones will not indeed become differences in nature.

At the basis of networking lies cooperation. Since textual scholarship deals mostly with written documents, it could be argued that the minimal scholarly act and the backbone of editing activities is reading. Against essentialist views of such an act, understanding reading as an instance of collaboration may be seen as a mode of academic cooperation. Notwithstanding differences in their approaches, Wolfgang Iser, Stanley Fish and Jerome McGann, among others, have contributed to the general acceptance of this viewpoint.

Iser claims that the transference of text to reader, rather than being put into practice singly by the textual entity, occurs only if the »reader's faculties of perceiving and processing« are activated. It is because the text does not fully control this process that there is a »creative side« to reading.¹ Another name for this creative side is, of course, cooperation.² When more than one scholar engages with a text or a set of texts in complementary and/or competitive manner, and regardless of how many people are involved in such activity, an interpretive community emerges. Roughly at the same time, Stanley Fish argued that text is not a »self-sufficient repository of meaning« because meaning is produced in a »dynamic relation with the reader's expectations, projections, conclusions, judgments and assumptions«.³ It is neither located *in* the text, nor is the reader's job to extract it *from* the text. As a consequence, the identification of formal units in interpretation is not due to their presence in the text, but »are a function of the interpretive model one brings to bear«.⁴ The standpoint Iser and Fish adopt reappear in general terms in the field of textual scholarship, for instance in Jerome McGann's *The Textual Condition*, namely in the chapter »How to read a book«. McGann's own viewpoint is clearly constructivist and, in opposition to the once popular perception of textual scholarship as an activity that guaranteed the stability of texts and the taming of meaning, the recent past and the present in this field of knowledge keep insisting on the acknowledgement of the importance of interpretive communities in the construction of meaning.

For a considerable period of time an identification marker of the object of attention of these interpretive communities in the Western civilization has been the one-language/one-literature model, first centred on classical antiquity and subsequently broadened to include modern vernacular cultures. Around 1800 the pervading concept of national classicity in different European countries contributed decisively to this broadening, thereby playing a significant role in the process of nation building.⁵ Such a concept was instrumentally assisted by the work of the discipline lying at the basis of literary, linguistic and later cultural studies: philology.⁶ The blurred (»blurred«, i. e., from our standpoint, which is contemporary to the autonomous fields of knowledge that stemmed from philology) frontiers of the research objects these communities worked on have contributed to their expansion, but have also given rise to the appearance of alternative models to the Lang-Lit perspective. As Joep Leerssen points out, the Lang-Lit model presented unsolvable problems and ambiguities when one thinks of »Milton writing in Latin and English, Nabokov in Russian and English; the tradition of medieval Latin and Neo-Latin; the cases of authors from bilingual countries rooted in more

¹ Iser 1978, S. 107–108.

² Eco 1983, S. 71–90.

³ Fish 1980, S. 2.

⁴ Fish 1980, S. 8.

⁵ Leerssen 2008; Henrikson 2008.

⁶ see Bähler 2004, S. 277–279; McGann 2014, S. 20.

than one linguistic tradition» and so forth.⁷ In any event, despite its role in the defence of nations as autonomous *realia*, the Lang-Lit model may well serve as an example of a framework for scholarly cooperation on an international level. After all, one of the eloquent examples of such a model is the division of general philology into major linguistic branches (Classical, Romance, German, etc.) that have to do with groups of different countries, thus promoting the existence of international interpreting communities. For the sake of a brief illustration, I will concentrate on the Romance languages and literatures subset and briefly refer to the way three facets of scholarly editing activities (archival institutions and libraries, philological networks and publishing houses) show signs of international collaboration.

In our day and age, we take for granted that European libraries and archives take interest in acquiring and, most importantly, in making available bibliographic items and documents whose cultural meaning is not parochially national. There are of course exceptions to this rule, but it may suffice to illustrate this point with reference to the fact that one of the most crucial manuscripts of the *Chanson de Roland*, a cornerstone in the history of French literature and nation building, is kept at the Bodleian library, in Oxford.⁸ Similar situations abound in the field of mediaeval Portuguese literature: the most distinguished document witness of Arthurian literature written in Portuguese (a version of the *Quest of the holy grail*, ›Demanda do Santo Graal‹) is kept at the Österreichische Nationalbibliothek; a codex containing the text of the most important late mediaeval chronicle (Fernão Lopes's *Chronicle of King John I*, ›Crónica de D. João I‹) is to be found at the Biblioteca Nacional de España; the most distinguished manuscript of a *regimen principum* of sorts (D. Duarte's *Leal Conselheiro*) belongs to the Bibliothèque de France; one of the very few handwritten songbooks witnessing the Galician-Portuguese troubadour poetry is preserved at the Biblioteca Vaticana.⁹ This means that right at the beginning of the editing process the framework of the access to primary sources of major texts according to the Lang-Lit model is frequently international.

In yet another respect, the history of the codex I have just mentioned showcases forms of cooperation against the backdrop of scholarly international networks. In the context of Romance philology and the raiding for manuscripts of unknown whereabouts, the Austrian philologist Ferdinand Wolff thought that the most effective way to search for a songbook of Portuguese mediaeval poems whose copy had been ordered by the Italian humanist Angelo Colocci was to look for traces of it at the Vatican library. The person Wolff asked to undertake this task was the Slovene slavist Jernej Bartholomäus Kopitar, who proceeded accordingly, but without success. Later on he asked the Portuguese Franciscan priest J. I. Roquette to resume this assignment and Roquette was able to locate it: the Vatican codex 4803 transmits more than one thousand medieval poems, being a priceless document of troubadour poetry in the Iberian Peninsula between the beginning of the 12 century and mid-14 century.¹⁰

These were the times when German philologists animated the development of editorial initiatives in other countries, both in Europe and beyond. Although he spoke of Émile

⁷ Leerssen 2008, S. 14–15.

⁸ Leerssen 2008, S. 23.

⁹ see BITAGAP 2014.

¹⁰ Vasconcelos 1904, S. 15–16

Raynouard as »Gründer der romanischen Philologie«, it is Friedrich Diez who is more consensually viewed as the founder of Romance philology and in analogy to the mandatory trip to Italy for anyone wishing to become a professional in the fine arts, the would-be philologist was expected to travel to Germany. Gaston Paris and later on Joseph Bédier made such journeys.¹¹ And, more regularly than not, German philologists moved to other countries.

One of the first landmarks in the description of romance languages and literatures was the *Grundriss der romanischen Philologie*, organized by Gustav Gröber. The history of Portuguese literature, attributed to the German philologist Carolina Michaëlis de Vasconcelos and to the Portuguese polymath writer Teófilo Braga, was included in the volume II, part I, issued in 1897. As a matter of fact, this history of Portuguese literature was originally supposed to be designed and written only by Braga and translated into German by Carolina Michaëlis. In the end, though, the first and longer part of the history was eventually written by Michaëlis based on Braga's text, and only the second much shorter part is ascribed to the Portuguese intellectual. Because Braga was not comfortable with the credits of the first part, Carolina Michaëlis wrote him a letter in order to explain the way she viewed the borders of intellectual property within this collaborative initiative. A passage in this letter discloses what Germany could mean in certain quarters: »You, Sir, had put your article entirely at my disposal. You have even asked me to translate it freely, *germanising* it somewhat, that is, adding dates and bibliographic notes (which it much needed), making it more precise, developing it and even modifying what seemingly called for correction, etc. etc. (...) It is the fault of your courtesy if I have come to see myself as your collaborator, rather than your translator.«¹²

Apart from the role German scholarship played in romance philology during the 19 century and onwards, hinted at in this letter, the interpretive communities working in editing medieval Portuguese literature have a distinctly international scope: alongside Carolina Michaëlis, the reference tool for this study field contains entries for scholars such as the British William J. Entwistle, the Italian Ernesto Monaci, the Swiss-American Henry R. Lang, the German Oskar Nobiling or the Brazilian Francisco A. Varnhagen.¹³ The international scope in other interpretive communities within other subsets of global philology is similar to the one described so far.

Such national diversity was also supported by scholarly journals, such as *Rivista di Filologia Romanza*, *Romania*, *Zeitschrift für Romanische Philologie*, which accepted articles in different languages. Likewise, some publishing houses, namely Max Niemeyer, also published philological works in various European languages.

Unsurprisingly, and taking into account its strong international embedding, Gaston Paris aimed to place romance philology within a system of fields of knowledge he called the »cité des sciences«, the city of sciences.¹⁴ This would be a more or less Utopian space with no geopolitical borders, inhabited by scholars fully oriented, as Ursula Bähler puts it, to pursue truth, as an

¹¹ Bähler 2004, S. 42, 65; Corbellari 1997, S. 46.

¹² Rodrigues 1988, S. 50, my translation and italics.

¹³ Lanciani / Tavani 2013.

¹⁴ Bähler 2004, S. 203 and fol.

un-national value. This utopian impulse underpinning such a city of sciences, a close relative of the republic of letters, echoed intensely at the opening session of the 1928 international congress of mathematicians, held in Bologna. It was then that David Hilbert allegedly produced a statement of considerable political and scholarly import: »It makes me very happy that after a long, hard time all the mathematicians of the world are represented here [...]. It is a complete misunderstanding of our science to construct differences according to peoples and races, and the reasons for which this has been done are very shabby ones. [...] For mathematics, the whole cultural world is a single country«¹⁵. Even if some doubts remain as to Hilbert's exact words, it seems useful to take this quotation into account when reflecting upon the dream-like pursuit of a common ground (in methodological, terminological and theoretical terms) within the field of scholarly editing.

A sign of such a *desideratum* may perhaps be found in the supposedly Lachmannian ideal of establishing a text as the result of a stemmatological enquiry conducted without having recourse to personal judgement: »recensere sine interpretatione possumus et debemus« (even if Timpanaro is right in suggesting that this was nothing more than empty boasting on the part of Lachmann)¹⁶. At a time when historical linguistics was addressing the problem of hierarchically determining how dead and living languages were connected, these Lachmannian hierarchical approaches on the transmission of texts influenced the editors' perception of the familial relationships between ancient and medieval document witnesses. Another sign of the *desideratum* might be found in an extraordinary statement by the scholar who created copytext editing, W. W. Greg, who, in the article »Bibliography: An apologia«, declared that it would be interesting to edit a text with no meaning (i. e., lacking intelligibility in the eyes of the editor), this being the result of the following premise: »[...] the study of textual transmission involves no knowledge of the sense of a document but only of its form; the document may theoretically be devoid of meaning or the critic ignorant of its language.«¹⁷ Editorial scholarship would thus triumph in a highly formalized and shared way over textual dimensions one could, after all, do without: language and meaning.

In the early days of the professionalization (and standardization) of editorial scholarship, Housman would voice a strong individualistic claim against the idea of common ground: it was not possible to »become« a professional textual critic. Either you were born one or no deal: *criticus nascitur, non fit*.¹⁸ Unsurprisingly, Housman did not hold in high esteem those aspects of textual scholarship which would meet a strong cooperative development over the 20 century and a strong boost with digital philology: »manuscript« work (through the availability of an ever growing number of digital surrogates of document witnesses), collation and the history of the transmission of texts (through the advances in computer automated collation).¹⁹

In an increasingly flattened world, in which geographic borders tend to fade, the expanding number of easily accessible digital archives, programmes and tools has stimulated a modicum

¹⁵ apud Curbera 2009, S. 83.

¹⁶ Timpanaro 1990, S. 48.

¹⁷ Greg 1932, S. 122–123.

¹⁸ Housman 1972, S. 1059.

¹⁹ Lernout 2013, S. 298.

of standardization in order to guarantee communication and interoperability. To a certain extent, this process in the field of stated in the mid-twentieth century about World Literature: the present conception of World literature, he said, accepts as an inevitable fact that world-culture is being standardized.²⁰ The World literature paradigm, with a more global scope than the Lang-Lit model, would similarly give a crucial status to communication and interoperability through the role it ascribed to translation.

Notwithstanding the immense merits of sharable goals and *modus operandi* in digital editorial activities, a crucial dimension of editing and translating has to do with acknowledging and representing difference. That is why, apart from isolated and high-brow positions such as Housman's, in other quarters one finds conflicting perspectives with respect to the pair one goal-one method approach. Actually, whereas a former goal of romance philology – reconstructing, through the study of languages and literatures, the development of different national awarenesses²¹ – is no longer central, attention to site- or text-specific features seems to resist what is seen as excessive standardization. As Peter Shillingsburg has recently argued: »[...] different editorial goals are desirable under different cultural and economic and intellectual conditions and [...] different goals must be met by different methods [...]«²². And, according to Paul Eggert: »The first rule of thumb in editing is that every editing situation is different and therefore no rule will be universally applicable.«²³

The tension between global aims and methods, on the one side, and local goals and procedures, on the other, have gained special visibility with the growing presence of digital editing. But before exploring some facets of this tension, it seems relevant to say that similarly to what happened with the transition from oral to written culture, there is no digital metamorphosis because the ongoing change cannot be seen as digital editorial scholarship's take-over on pre-digital philology. Elena Pierazzo is right when, commenting on a contribution by Ariana Ciula and Tamara López, she says that the new medium »does not supersede the old one, like the wireless did not replace the concert hall and the television did not replace the cinema, but joins the old medium in an often positive and invigorating interaction.«²⁴

There is also a *continuum* between traditional philology and textual scholarship in the digital age, for the goal digital scholars pursue has not ceased to be »[...] to preserve, to monitor, to investigate, and to augment our cultural life and inheritance [...]«²⁵, even if the available means to reach this goal have undergone enormous changes. The cooperation between humanist scholars and IT colleagues has shaped a new understanding of what C. P. Snow termed the two cultures, English has become an academic *lingua franca*, communication technologies have enabled an impressive time acceleration (and a somewhat mitigated historical consciousness), attention has been redirected from local textual specificities to

²⁰ Auerbach 2003, S. 68.

²¹ Böhler 2004, S. 394–395.

²² Shillingsburg 2012, S. 259.

²³ Eggert 2009, S. 208.

²⁴ *apud* Pierazzo 2015, S. 142.

²⁵ McGann 2014, S. 4.

taxonomies that aim at representing the general structure of texts. And at the bottom of all this international collaboration has been intensified.



Abb. 1: Poster of Digitale Metamorphose. Digital Humanities und Editionswissenschaft. Tagung vom 2. Bis 4. November 2015 (detail) [document title: Dionisiolmage1].

In any event, an idea of replacement is obviously hinted at by the poster of the conference that originated this volume, in which the butterfly life cycle is reduced to two stages, the larva (caterpillar) and the adult butterfly, thus suggesting a symmetrical relationship with a pre-digital editorial stage and a digital editorial stage. Central to the development of the butterfly is the process of molting: since the skin of the caterpillars cannot expand with them, they grow another larger skin which throws out the outward skin, this process repeating itself until, after molting for the fifth time, the new skin is shaped into the outer shell of the chrysalis. In the end, inside the chrysalis or pupa, the caterpillar undergoes the transformation into an adult butterfly. In a similar way, digital editing is given the possibility of dealing with significantly larger textual storage capacity than book format editorial ventures. Because of printing and publication limitations, editors were compelled to select a single textual version for presentation and to display incomplete information in apparatuses, but the digital overcoming of these technological constraints have allowed for seemingly all-inclusive editorial goals. Storage is then a major strength among the possibilities opened up by digital philology, along with others that are related to the stages of collation, stemma extraction, analysis, annotation and edition proper, besides the results of some research in the field of automated transcription.²⁶

Sharing and making available tools and programmes in these different editorial stages and fields have been enhanced by several digital international and collaborative platforms, such as: Interedition, the European funded COST Action and aiming at promoting »[...] the interoperability of the tools and methodology [...] in the field of digital scholarly editing and research [...]«; Textgrid²⁷, a project funded by the German Federal Ministry of Education and Research until very recently and seeking to address the needs of virtual research environment in the Humanities; the digital research infrastructure **DARIAH-DE - Digital**

²⁶ see Andrews 2013, S. 66–70.

²⁷ <https://textgrid.de/>.

Research Infrastructure for the Arts and Humanities²⁸, which is also supported by the German Federal Ministry of Education and Research and administration and repository technologies; the Australian Electronic Scholarly Editing project, which intends »[...] to develop a set of interoperable services to support the production of electronic scholarly editions by distributed collaborators in a Web 2.0 environment.«²⁹ Loyola University, Chicago, and the University of Saskatchewan.

It is largely through networking platforms such as the ones I mentioned before that this butterfly-like shortcoming of many digital editorial initiatives has been addressed by some scholars. The life of butterflies usually spans between a week and a month. One side of durability issues has been referred to by Pierre-Marc de Biasi. Taking into consideration only the developed countries, De Biasi wrote that since 1990 each one of us has changed at least five or six times his or her personal computer, that is, every three or four years, in order to stay technically updated. But who of us, he asks, has kept the former six computers and their hard disks? Almost no one. As a consequence almost all electronic genetic documents of the past 20 years are utterly lost. Then De Biasi concludes dramatically that there will be no archives of our modernity between 1990 and 2010 – for the first time after two centuries we have before us a black hole in our cultural memory with no precedent but in the darkest periods of our history. More, this black hole would be bound to expand [De Biasi 2012: 26]. In another standpoint, Daniel O'Donnell realized that most of the editions on CD-ROMs he examined could not be used shortly after their publication, and Elena Pierazzo states that the obsolescence of web publication is becoming highly visible: easy to put online, easy to take down, Elena Pierazzo says.³⁰ Why is this so?

Peter Boot and Joris Van Zundert list what can go wrong: temporary or permanent unavailability of resources and services (service is either down or discontinued); hosting institutions that are closed down or that are affected by new objectives and priorities; upgrades to baseline services (e. g. authentication) and non-baseline services (e. g. annotation linking services), upgrades to platforms and code libraries.³¹ In order to live up to the »[...] growing technological and organizational burden[...]« associated with the preservation of digital editions, and thus to enable them to live a longer and more stable life than that of butterflies, Joris Van Zundert and Peter Boot³² communicated their vision of future libraries. In this vision, the library, besides being in a position to transform resources into services³³, would not only preserve digital editions, but also give access to their proteiform nature: »[...] it is the libraries that are able to define, manage and maintain the processes, workflows and quality controls that can assure the edition's long term availability in the digital realm[...]«³⁴. Therefore, it is not international cooperation *per se* that responds to this vision, but inter-institutional collaboration, against the backdrop of a redefinition of the roles ascribed to libraries, universities and funders. Here possibly lies one difference between the frameworks

²⁸ <http://www.dariah.eu/>.

²⁹ <http://austese.net/>.

³⁰ Pierazzo 2015, S. 134–135.

³¹ Boot / van Zundert 2011, S. 145–146.

³² Boot / van Zundert 2011, S. 145–146.

³³ Boot / van Zundert 2011, S. 144–145, 150.

³⁴ Boot / van Zundert 2011, S. 144–145, 150–152.

of non-digital and digital editorial scholarship that may not be just a matter of degree, as the redefinition called for by Van Zundert and Boot goes beyond the sphere of accessing more information in a more rapid way.

Among the many challenges this vision faces, one finds issues as different as funding commitments to sustain online changing works beyond an horizon of twenty years³⁵ or a reconfigured notion of legal deposit. The legal deposit is often said to »[...] ensure that the [...] published output is collected systematically, to preserve the material for the use of future generations[...]«, as stated on the British Library Webpage (<http://www.bl.uk/aboutus/legaldeposit/>). If the published output is to be systematically collected, namely every single accessible version of a permanently updatable editorial venture (and I quote from a recent call for contribution on Computer-Aided Processing of Intertextuality in Ancient Languages), what is one to do with the 'information overload' of digitally available data resulting from mass digitisation?

It may be advantageous to put issues such as this in the context of regional and global policies. In the European Union funding programme Horizon2020, the humanities and human sciences were not considered at first. And, as Domenico Fiormonte points out, it was a successful petition signed by thousands of professionals working in the cultural heritage sector (museums, galleries, libraries, archives, etc.) that made the European Parliament explicitly add the label »Cultural heritage« in the funding program.³⁶ This is not without import for the ongoing reconfiguration of textual editing within the larger sphere of conservation³⁷ and the technological possibilities allowing editors to deal not only with textual documents but also with sound and iconic materials. In respect of »Cultural heritage«, UNESCO and other organizations have been actively promoting the preservation of world heritage sites and artefacts. Underlying the classification of these sites and artefacts, as well as the production of guidelines regarding conservation or restoration, is a political principle of global understanding at large. An excerpt from the preamble of the "Recommendation on International Principles Applicable to Archaeological Excavations"³⁸ issued in New Delhi in 1956 may serve as an example of this principle. There one reads»[...]the feelings aroused by the contemplation and study of works of the past do much to foster mutual understanding between nations, and that it is therefore highly desirable to secure international co-operation with regard to them and to further, in every possible way, the fulfilment of their social mission [...]«

As far as this social mission is concerned, and given the volatility of political regimes in Africa and the cultural consequences often arising from such volatility, reference should be made, even if in a restricted linguistic sense, to the action of one of the international teams working at the Institut des Textes et des Manuscrits Modernes (ITEM).³⁹ The »Manuscrits francophones du sud« team, supported by the French National Funding Agency and the European programme Discovery, pursues the goal of producing a reference edition of

³⁵ McGann 2014, S. 27.

³⁶ Fiormonte 2014, S. 5.

³⁷ see Eggert 2009.

³⁸ Unesco: Recommendation on International Principles Applicable to Archaeological Excavations 1956.

³⁹ ITEM: Équipe Manuscrits francophones du sud 2015.

francophone literary texts of special relevance, which are to be published in the ›Planète libre‹ series, as well as saving from oblivion and destruction francophone literary documents. The latter goal is to be reached through the creation of a digital archive in addition to a physical library to keep the manuscripts.

In our part of the world, the digital medium has facilitated the creation of new interpretive communities or strengthened already existing ones, which no longer occupy a central position in Western education system or are even endangered. The actual or potential disappearance of Greek and Latin from the secondary school curricula in several European countries has been successfully counterattacked by the acknowledgement of multi-communities across the world interested in developing Classical Studies.⁴⁰ But still one should bear in mind that there are other worlds beyond our own.



Abb. 2 John Stanmeyer: *Signal*, February 26 2013 [online] [document title: DionísioImage2]

On the now widely known night photo by John Stanmeyer, the World Press Photo winner of 2014, some African migrants are seen in the city of Djibouti raising their phones and trying to catch a signal from Somalia. In the developed countries it is taken for granted that citizenship is served by the digital medium. Because this is true, as long as the populations of different regions of the world do not have access to digital tools, we Westerners gain from being aware that ours is a position of privilege and that the word ›global‹ deserves an Orwellian comment: the digital metamorphosis is a global transformation, but much more global in some places than in others.

⁴⁰ Lernout 2013, S. 297.

Bibliographische Angaben

Tara Andrews: The third way: Philology and Critical Edition in the Digital Age. DOI: [10.7892/boris.43071](#) In: Variants 10 (2013), S. 61-76. [[Nachweis im GBV](#)]

Ursula Bähler: Gaston Paris et la Philologie Romane. Genève 2004. [[Nachweis im GBV](#)]

Pierre-Marc De Biasi: Vingt questions à la génétique. In: Filologia, críticas e processos de criação. Hg. von Célia Marques Telles / Rosa Borges dos Santos. Curitiba, Brasilien 2012, S. 21-36.

BITAGAB: Bibliografia de Textos Antigos Galegos e Portugueses. Hg. von Bancraft Library. 1997-2014. Datenbank. [[online](#)]

Peter Boot / Joris Van Zundert: The Digital Edition 2.0 and The Digital Library: Services, not Resources. In: Digitale Edition und Forschungsbibliothek. Hg. von Claudia Fabian / Michael Knoche / Monika Linder / Elmar Mittler / Wolfgang Schmitz / Hellmut Vogeler. (Fachtagung, Mainz, 13.-14.01.2011) Wiesbaden 2011. S. 141-152. (= Bibliothek und Wissenschaft, 44.2011) PDF: [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Alain Corbellari: Joseph Bédier. Écrivain et philologue. Genève 1997. [[Nachweis im GBV](#)]

Guillermo Curbera: Mathematicians of the world, unite! The international congress of mathematicians. A Human Endeavor. Wellesley, Mass. 2009. [[Nachweis im GBV](#)]

Umberto Eco: Leitura do Texto Literário. A cooperação interpretativa nos textos literários. Lector in Fabula. Lisboa 1983. (= Biblioteca de textos universitários, 56) [[Nachweis im GBV](#)]

Paul Eggert: Securing the past: conservation in art, architecture and literature. Cambridge 2009. [[Nachweis im GBV](#)]

Domenico Fiormonte: Digital Humanities from a global perspective. DOI: [10.12862/ispf14L203](#) In: Laboratorio dell'ISPF 11 (2014) [[Nachweis im GBV](#)]

Stanley Fish: Is there a text in this class? The authority of interpretive communities. Cambridge, Mass. u.a. 1980. [[Nachweis im GBV](#)]

Walter Wilson Greg: Bibliography: an apologia. DOI: [10.1093/library/s4-XIII.2.113](#) In: The Library 4 (1932/1933) Serie 13, H. 2., S. 113-143. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Paula Henrikson: Canon and Classicity. Editing as Canonising in Swedish Romanticism. In: Variants 7 (2008), S. 37-55. [[Nachweis im GBV](#)]

Alfred Edward Housman: The application of thought to textual criticism. In: The Classical Papers of A. E. Housman. Hg. von James Diggle / Francis Richard David Goodyear. 3 Bde. Cambridge 1972. Bd. 3: 1915 - 1936. [[Nachweis im GBV](#)]

Manuscrpts francophones du sud. Hg. vom ITEM. Poitiers 26.01.2015. [[online](#)]

Wolfgang Iser: The act of reading. A theory of aesthetic response. Baltimore u.a. 1978. [[Nachweis im GBV](#)]

Dicionário da Literatura Medieval Galega e Portuguesa. Hg. von Giulia Lanciani / Giuseppe Tavani. Lisboa 1993. [[Nachweis im GBV](#)]

Geert Lernout: Review of A. E. Housman: Classical Scholar. Hg. von David Butterfield / Christopher Stray. London 2013. In: Variants 10 (2013), S. 297-300. [[Nachweis im GBV](#)]

Joep Leerssen: Introduction. Philology and the European Construction of National Literatures. In: Editing the Nation's Memory. Textual Scholarship and Nation-Building in 19Century Europe. Hg. von Dirk Van Hulle / Joep Leerssen. Amsterdam 2008, S. 13-27. (= European Studies, 26) [[Nachweis im GBV](#)]

Jerome McGann: A New Republic of Letters. Memory and scholarship in the age of digital representation. Cambridge, Mass. u.a. 2014. [[Nachweis im GBV](#)]

Elena Pierazzo: Digital Scholarly Editing. Theories, Models and Methods. Farnham 2015. [[Nachweis im GBV](#)]

Recommendation on International Principles Applicable to Archaeological Excavations. Hg. von Unesco. New Dehli 5.12.1956. [[online](#)]

Correspondência de Carolina Michaëlis de Vasconcelos para Teófilo Braga. Hg. von Manuel Augusto Rodrigues. Coimbra 1988.

Peter Shillingsburg: Scholarly Editing as a Cultural Enterprise. In: Variants 9 (2012), S. 251-272. [[Nachweis im GBV](#)]

Legal deposit. Hg. von The British Library. London 26.03.2013. [[online](#)]

Sebastiano Timpanaro: La Genesi del Metodo del Lachmann. 2. erweiterte und überarbeitete Auflage, 3. Nachdruck. (Originalausgabe 1963). Padova 1990 [[Nachweis im GBV](#)]

Cancioneiro da Ajuda. Hg. von Carolina Michaëlis de Vasconcelos. 2 Bde. Nachdruck (Originalausgabe 1904). Lisboa 1990. [[Nachweis im GBV](#)]

Abbildungslegenden und -nachweise

Abb. 1: Poster of Digitale Metamorphose. Digital Humanities und Editionswissenschaft. Tagung vom 2. Bis 4. November 2015. (detail) [document title: DionisiolImage1]

Abb. 2: John Stanmeyer: *Signal*, February 26 2013. [online] [document title: DionisiolImage2]

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Von der Raupe zum Schmetterling oder Wie fliegen lernen – Editionsphilologie zwischen Infrastruktur und Semantic Web

Autor/in:

Roland S. Kamzelak

Kontakt:

roland.kamzelak@dla-marbach.de

Institution:

Deutsches Literaturarchiv Marbach

GND:

[173262678](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0017-9)

ORCID:

[0000-0003-4512-2047](https://orcid.org/0000-0003-4512-2047)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_004](https://doi.org/10.17175/sb002_004)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[1012353206](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0017-9)

Erstveröffentlichung:

07.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Semantic Web](#) |

Zitierweise:

Roland S. Kamzelak: Von der Raupe zum Schmetterling oder Wie fliegen lernen – Editionsphilologie zwischen Infrastruktur und Semantic Web. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_004](https://doi.org/10.17175/sb002_004).

Roland Kamzelak

Von der Raupe zum Schmetterling oder Wie fliegen lernen – Editionsphilologie zwischen Infrastruktur und Semantic Web

Abstracts

Die Editionsphilologie gehört zu den ersten Motoren für die Einführung digitaler Methoden in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Für Editionen werden Infrastrukturen aufgebaut, die zu einem neuen Typus von Edition führen können, wenn die Daten jeweils so aufbereitet werden, dass sie editionsübergreifend nutzbar sind. Der Nachnutzung der Daten kommt eine immer größere Bedeutung zu, doch es ergeben sich daraus auch neue Probleme. Beispielhaft werden im Beitrag Chancen und Probleme von übergreifenden Editionen anhand der Infrastruktur AMIE dargestellt.

Scholarly editions are one of the first engines for introducing digital methods into the humanities. Digital infrastructures are being developed for single editions, which could lead to a new type of edition by making data available across different editions. Reuse of data becomes increasingly a subject, but there are also new problems involved. In this essay chances and risks of cross-reference editions are discussed by describing the infrastructure AMIE.

1. Virtuelle Forschungsinfrastruktur

Seit der Wissenschaftsrat 2011¹ aufgerufen hat, virtuelle Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften auszubauen, floriert der Begriff Virtuelle Forschungsumgebung (VFU)² in Anträgen und in Projektbeschreibungen. Dabei sind seit ersten Forderungen aus den Fachdisziplinen³ bis heute kaum funktionierende VFU im produktiven Einsatz. Einzig TextGrid⁴ kann als mustergültige Lösung angesehen werden, da von der Datenerhebung über die Werkzeuge bis hin zur Langzeitarchivierung⁵ alle notwendigen Funktionen von VFU abgedeckt scheinen. Eine Untersuchung, warum Projekte sich dieses Instrumentes nicht häufiger bedienen, steht noch aus. Vielmehr werden vielfach hauseigene Systeme entwickelt⁶ oder an verschiedenen Orten einzelne Module bereitgestellt.⁷ Generische Systeme, die zu einer VFU zusammenwachsen, scheint es trotz der Initiativen DARIAH⁸ und CLARIN-D⁹ in den Geistes- und Sozialwissenschaften nicht zu geben.

¹ Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften 2011; siehe auch Forschungsinfrastruktur für die Geistes- und Sozialwissenschaften 2013.

² Für eine erste Definition siehe Wikipedia: Virtuelle Forschungsumgebung 2016.

³ Vgl. etwa Baßler / Karczewski 2009, S. 27–34.

⁴ Siehe TextGrid und Rapp 2006, S. 61–67 und Kerzel et al. 2009, S. 36–39.

⁵ Für eine knappe Darstellung von Langzeitarchivierung siehe Edlex: Langzeitarchivierung 2017.

⁶ Als ein Beispiel soll hier FuD, Universität Trier, genannt werden. Siehe FuD.

⁷ Vgl. Unsworth 2000, der dies als den richtigen Weg ansieht.

⁸ Siehe DARIAH-DE. Digitale Forschungsinfrastruktur für die Geistes- und Kulturwissenschaften.

⁹ Siehe Clarin-D.

Die Arbeitsgruppe ›Virtuelle Forschungsumgebungen‹ der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen hat 2011 definiert:

»Eine Virtuelle Forschungsumgebung (Virtual Research Environment - VRE) ist eine Arbeitsplattform, die eine kooperative Forschungstätigkeit durch mehrere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an unterschiedlichen Orten zu gleicher Zeit ohne Einschränkungen ermöglicht. Inhaltlich unterstützt sie potentiell den gesamten Forschungsprozess – von der Erhebung, der Diskussion und weiteren Bearbeitung der Daten bis zur Publikation der Ergebnisse – während sie technologisch vor allem auf Softwarediensten und Kommunikationsnetzwerken basiert. Virtuelle Forschungsumgebungen sind wesentliche Komponenten moderner Forschungsinfrastrukturen und spielen eine entscheidende Rolle für die Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit der Forschung.«¹⁰

Der Wissenschaftsrat erhoffte sich durch »gänzlich neue Fragestellungen« einen »wesentlichen Beitrag zum Erkenntnisgewinn« besonders in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Dabei ist nicht nur der Zweig Digital Humanities gemeint, sondern die ganze Breite der Geistes- und Sozialwissenschaften. Schaut man sich aber beispielsweise die Forderungen von Baßler / Karczewski von 2009 und das Resumé von Stäcker aus dem Jahr 2013¹¹ an, so scheint das Fach Germanistik noch sehr weit von einer qualitativen Verbesserung der Forschung entfernt zu sein: Ausgehend vom cultural turn der 80er Jahre wünschen sich Baßler / Karczewski ein digitales Archiv aller relevanten Texte, wobei auf jegliches Tagging verzichtet werden soll, da Tagging und Indices ihrer Meinung nach veralten. Stattdessen soll die Suche im Archiv im Vordergrund stehen, die Trefferlisten generiert. Die relevanten Suchanfragen sollen aber gespeichert werden können und erweiterbar sein. Intuitive Handhabung gehört ebenfalls zu den Forderungen, um die Lust an der Arbeit nicht zu verlieren. Die Frage, die sich dabei jedoch stellt ist, ob eine gespeicherte Suche nicht dem Tagging eines Textes zumindest sehr ähnlich ist und ebenfalls veraltet. Tagging hat dabei den Vorteil, dass Forschungsergebnisse direkt in den Text einfließen und allen sofort zur Verfügung stehen, während gespeicherte Suchanfragen ohne Kontext zunächst einmal unverständlich sind und auch ohne Ergebnis bleiben können. Auch, wie kann in nicht ausgezeichneten Texten etwa nach uneigentlichen Namen (beispielsweise findet sich in Texten schlicht ›G.‹ für Goethe oder ›meine Frau‹ für etwa Helene von Nostitz) gesucht werden? Normalisierung, die Auflösung von Abkürzungen und die Einbeziehung und Verarbeitung von fremdsprachlichen Texten sind für die gewünschte Bearbeitung absolut notwendige Grundvoraussetzungen. Mit dem Text von Baßler / Karczewski scheint ein Indiz vorzuliegen, dass rein analog arbeitende Forscher die Mechanismen elektronischer Texte nicht nutzen wollen oder können, weil die Verfahren nicht genügend bekannt und allgemein benutzbar sind.¹² Deshalb auch die Forderung nach möglichst intuitiver Bedienung elektronischer Ressourcen. Dabei sind Institutionen wie Archive und Bibliotheken auch nicht intuitiv benutzbar. Vielmehr ergeben sich erst mit einiger Archivverfahren geeignete Mechanismen, um relevantes Material für seine Arbeit zu finden. Das ist in diesem Sinne mühsamer als reine Textarbeit. Der Forscher muss zu den

¹⁰Vgl. Schwerpunktinitiative "Digitale Information" der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen. Leitbild 2013-2017, S. 9-11.

¹¹Vgl. Baßler / Karczewski 2009 und Stäcker 2013.

¹²Es ist eine traurige Tatsache, dass die Dokumentation von Software, auch das intuitive Nutzerinterface, bei der Entwicklung in engen Projekt- und Finanzierungszeiträumen meist nicht mehr umgesetzt werden.

Archiven reisen, diese Reisen organisieren und finanzieren, und dabei ganz unterschiedliche Öffnungszeiten beachten, schwer lesbare Handschriften in verschiedenen Zeichensystemen entziffern und meist zuerst auch ganz unterschiedliche archivalische Ordnungssysteme verstehen, um überhaupt relevantes Material in den Lesesaal zu bekommen. Auch hier scheint das Indiz virulent, dass digitale Techniken noch nicht ins Fach eingedrungen sind, denn die Mühen der analogen Recherche fallen bei der Beurteilung nicht ins Gewicht, während im Digitalen alles intuitiv und einfach sein soll.

Stäcker geht im Ansatz wesentlich weiter: Für ihn ist die Arbeit mit digitalen Ressourcen alltäglich und richtig. Er beklagt jedoch, dass zwischen In- und Output unterschieden wird. Um den Kreislauf der Wissenschaft zu schließen und die bestmögliche Nutzung von wissenschaftlichen Ergebnissen zu erreichen, muss auch elektronisch publiziert werden. Erst durch die direkte Aufbereitung von Ergebnissen mit Metadaten und der Verknüpfung mit den verwendeten Ressourcen schließt sich dieser Kreis. Dabei spielt Open Access für ihn eine große Rolle. Sein Beitrag zeigt sehr eindrücklich, dass der Weg zu einer digitalen Forschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften noch sehr weit ist. Dazu gehört auch die Erforschung der Veränderung von Forschungsgegenständen selbst. Was macht Digitalität mit den Forschungsgegenständen? Wie verändert sie die Rezeptions- und Produktionsprozesse etc.?

Auf dem Weg zu einer digitalen Geistes- und Sozialwissenschaft muss man auch diesen Fragen nachgehen: Welche Chancen und Risiken birgt Open Access? Welchen wissenschaftlichen Nutzen bringt die Digitalisierungswelle¹³? Welche Nachteile birgt sie? Gibt es geeignete Konzepte für die Langzeitarchivierung? Gelingt die Langzeitverfügbarkeit? Welche Metadaten, welche Normdaten sind verlässlich? Wie kann man verlässlich ausgezeichnete Daten zu einem Semantic Web zusammenschließen? Mit welchen Suchmaschinen oder Visualisierungen kann man neue Forschungsfragen entwickeln? Eröffnet Crowdsourcing neue, auch qualitativ hochwertige Ergebnisse? Und schließlich: Wie generisch sind Projektergebnisse wirklich angelegt?

Hier soll der Blick fokussiert werden auf einen Bereich, der seit längerer Zeit bereits elektrifiziert und interdisziplinär ist: die Editionsphilologie. Editionen sind als Quellenmaterial Ausgangspunkt für die Forschung, Input für Normdatenpools und Lieferant von geeigneten Programmen (Suchmaschinen, Anzeigesoftware, Auszeichnungshilfen usw.). Zwar gibt es Ansätze in allen diesen Bereichen des Forschungsablaufs, doch amalgamieren sie nicht zu einem gemeinsam nutzbaren Forschungsraum.¹⁴ Auch ein intensiver Blick in die USA, dem Ursprungsland des wohl einzigen weltweiten de facto Standards für die Auszeichnung von elektronischen Texten, der TEI¹⁵, hat keine funktionierenden Virtual Research Environments

¹³Mit Digitalisierung ist nicht schlicht die Transformation von analogen Trägermedien in digitale als Abbild gemeint (Scan, Audio- oder Bilddatei), sondern die Anreicherung durch Metadaten, die Hinterlegung von normalisierten Volltexten, Transkriptionen usw. und etwa die semantische Aufbereitung durch Verknüpfungen.

¹⁴Aus diesem Grund habe ich für das [Verbundprojekt MWW](#) den Aufbau einer Virtuellen Forschungsinfrastruktur für die Arbeit mit literarischen Quellen vorgeschlagen, die von 2013-2018 aufgebaut wurde und in der zweiten Förderphase ausgebaut werden soll; Workshop in Frankfurt am Main mit dem Vortrag »Forschungsraum. Virtual Research Environment for Archives and Libraries«.

¹⁵Siehe [TEI Text Encoding Initiative](#).

erkennen lassen.¹⁶ Noch 2014 war es schwer, Vertreter der Digital Humanities an us-amerikanischen Universitäten und Bibliotheken zu finden.¹⁷ Inzwischen hat sich dieser Forschungszweig auch in den USA ausgebildet und ist zu einer festen Größe geworden.

2. Von der Edition des Tagebuches von Harry Graf Kessler zur Infrastruktur AMIE

Die Edition des Tagebuches von Harry Graf Kessler hat 1994 begonnen. Bei einem Umfang von 16.000 Seiten handschriftlichem, teilweise sehr schwer lesbarem Material und der Erwähnung von weit über 10.000 Personen, mehr als 4.000 Orten und 4.000 Werken der bildenden Kunst und Literatur, ist eine Laufzeit von über zwanzig Jahren nicht selten.¹⁸ Damit geht auch einher, dass bis heute einige Systemumstellungen notwendig waren. Das Tagebuch ist ein Kaleidoskop des kulturellen Lebens der Jahrhundertwende und das Personenregister liest sich wie ein Who is Who der Zeit zwischen 1900 und 1937.¹⁹ Da bereits 1994 an Auszeichnungen nach den Richtlinien der TEI gedacht wurde, bezogen sich die notwendigen technischen Umstellungen ausschließlich auf die Textverarbeitungsprogramme, nicht auf das verwendete Format, das seit dem Jahr 2000 direkt XML ist.²⁰

Ein wichtiges Element der Edition war von Anfang an das Register. Sehr früh war die Erkenntnis da, dass die Aufnahme von Registerbegriffen in einem möglichst frühen Stadium in ein zentrales Instrument für die Arbeit am Text hilfreich, wenn nicht sogar notwendig ist. So kann eine Nennung wie »Gee« ohne Probleme in eine Datenbank²¹ aufgenommen werden, auch wenn der Eintrag in der Edition kein Lemma im Register werden wird. Für die Referenzierung dient dann von Anfang an die Identnummer der Datenbank, obwohl der Haupteintrag sich durch tiefere Recherche und weiteren Erkenntnissen aus dem Text zu »Brion, Wilma Karoline Louise Alice, Marquise de« ändert. Für die interne Recherche bleibt die ursprüngliche Nennung »Gee« als Verweisung erhalten.

Was aber meist über die Projektlaufzeit hinaus nicht erhalten bleibt, sind die vielen Recherchematerialien. Die mit viel Aufwand recherchierte und vor Ort eingesehene Geburtsurkunde, um das wahre Geburtsdatum einer Person zu verifizieren, fließt als blanke Jahreszahl ins Register ein. Im nächsten Projekt könnte man sich zwar auf die erste Edition

¹⁶Für diesen intensiven Blick hat mir die [Gerda Henkel Stiftung](#) 2014 ein Forschungsstipendium bewilligt, das ich am [Maryland Institute for Technology in the Humanities \(MITH\)](#) verbracht habe. Der Stiftung und den Mitarbeitern des MITH gilt mein ausdrücklicher Dank. Viele der Anregungen aus den Gesprächen dort sind in die Entwicklung von AMIE eingeflossen.

¹⁷Unter den frühen Vertretern des Faches, denen ich allen für wichtigen Input danke, sind zu nennen: Neil Freistat (College Park), Mathew Kirschenbaum (College Park), Tanya Clement (Texas), Mitch Fraas (Philadelphia) und Andrew Goldstein (Princeton / New Brunswick).

¹⁸Kamzelak / Ott 2004–2018. Band I, der letzte noch fehlende Band, ist in Vorbereitung und erscheint im Herbst 2018.

¹⁹Über die Bedeutung des Tagebuches für die Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte ist seit den 60er Jahren viel publiziert worden. Hier soll stellvertretend auf zwei neuere Publikationen verwiesen werden: Kamzelak et al. 2015 und Kamzelak 2015a.

²⁰Zunächst wurden in MS Word Druckformatvorlagen zur Textauszeichnung verwendet, die 2000 in XML/TEI automatisch durch Makrobefehle umgewandelt werden konnten.

²¹Das Projekt arbeitet zunächst mit der DOS-Datenbank Allegro-C, dann mit MS Access 2.0 und schließlich MS Access 97.

berufen, wird aber eher nochmals ins Geburtsregister schauen, um sicher zu sein. An dieser Stelle setzt die Idee zur Entwicklung einer Forschungsumgebung aus der ursprünglich nur für ein einziges Projekt gedachten Datenbank ein, denn für die Edition des Tagebuches wurden auch Kesslers Briefe eingesehen, teilweise transkribiert, da es natürlich viele Verbindungen zwischen Tagebuch und Briefen gibt. Über eine zentrale Datenbank lassen sich diese Verbindungen in der Recherche gegenseitig nutzen. Die Datenbank AMIE²² sammelt, neben den Lemmata, alle Rechercheergebnisse aller Projekte, so dass alle gegenseitig voneinander profitieren. Dabei stehen allen Nutzern nicht nur die in die Edition eingeflossenen Daten zur Verfügung, sondern alle Hintergrundinformationen dazu. So kann die Briefedition Harry Graf Kessler – Wilma de Brion dieselbe Identnummer für »Wilma« verwenden wie die Tagebuchedition. Somit ist ein Grundstein für die Verbindung der beiden Editionen gelegt. Hinterlegt man überall, wo dies möglich ist, auch noch Normdaten wie die GND-Nummer²³ für Personen, Werktitel, Körperschaften und Sachbegriffe, so lassen sich Verbindungen auch außerhalb der Editionen selbst legen. Der gegenseitige Nutzen ist evident: Je näher die eigene Edition zeitlich und thematisch an bereits weiter fortgeschrittenen Editionen ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass Recherchen bereits erledigt sind. Ggf. muss nur die neueste Forschung noch berücksichtigt werden. Verknüpfen genügt, um einen qualifizierten Registereintrag zu erzeugen. Dabei sind auch diejenigen Daten wichtig, die selbst nicht registerfähig sind, wie im oberen Beispiel »Gee«, oder Nennungen wie »Onkel Fritz« usw.

3. Von der Infrastruktur zum Semantic Web

Die Datenbank, die unter der Editionsinfrastruktur AMIE steckt, im Detail zu beschreiben ist hier nicht der richtige Ort. Es ist eine Oracle Datenbank mit der Oberfläche APEX. APEX ist vielseitig und eingeschränkt zugleich, wie wahrscheinlich jede Applikation. Positiv zu bewerten ist der schnelle Einstieg in die Konfiguration und Präsentation. Es gibt positive Standardfeatures wie die gute kaskadierende Suche, einfache Downloads in verschiedenen Formaten und vielfache Anpassungsmöglichkeiten der Ansichten durch die Nutzer selbst. Eingeschränkt sind die Navigation durch interne Links und das Anzeigen aus verschiedenen Tabellen. Mit normalen Mitteln ist das Taggen und Verlinken innerhalb von Feldern nicht möglich, z. B. im Erläuterungsfeld. Dieser Nachteil wurde allerdings in AMIE inzwischen zu einer Stärke ausgebaut, durch die Verwendung von Relationen. Diese können leicht auch als RDF-Triple, eine Grundlage für das Semantic Web, ausgegeben werden. Letztlich ist es aber auch nicht so entscheidend, welches Instrument verwendet wird. Die Chancen und Risiken messen sich anders:

So gibt es bei der mehrere Editionen erfassenden Arbeit qualitativ neue Probleme mit der Ansetzung: In AMIE wird die in Deutschland gebräuchliche Form angesetzt (wie es bibliothekarisch nach RAK²⁴ Regel ist). So ist aber der Originaltitel manchmal der Haupteintrag, manchmal der Nebeneintrag. Dieses Problem ist bei analogen Editionen zwar ebenfalls

²²AMIE steht für administro editiones, eine Oracle APEX-Applikation am Deutschen Literaturarchiv Marbach, entwickelt von Roland S. Kamzelak unter Mitarbeit von Angelika Kreh.

²³In AMIE sind die GND-Nummer und Geokoordinaten Pflicht. Es können (und sollen) aber alle Normdaten hinterlegt werden, die bei den Recherchen gefunden werden.

²⁴Vgl. Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken (RAK-WB) 2002.

vorhanden, potenziert sich durch die Menge jedoch bei übergreifenden digitalen Editionen. Auch ist die gebräuchliche Form zeitabhängig: »Schuld und Sühne« oder »Raskolnikow« wie bei Kessler genannt? Oder ganz neu »Verbrechen und Strafe«. Freilich kann von dem einen auf die anderen Titel verwiesen werden, aber irgendwo müssen die Daten und Erläuterungen angehängt werden und verleihen dem Eintrag dadurch Gewicht. Konsistenz ist über die Zeit so kaum zu erreichen. Ändert man seine Meinung und setzt an, was in einer anderen Zeit gebräuchlich ist, dann ergeben sich ggf. Änderungen an anderen Editionen unter der Hand. Da das nicht sein darf, erschließt man nach Edierzeit, also »was zum Zeitpunkt der Aufnahme gebräuchlich« war, was wiederum schnell zu Schieflagen führen kann, weil für eine Edition nicht alles neu aufgenommen wird, sondern vorhandene Sätze verwendet, und damit Einträge vor der Edierzeit.

Die digitale Welt kennt zwar keine Grenzen, doch wie kann man international werden, wenn man nicht alle Sprachen beherrscht und auch nicht überall hin mappen kann, weil es nicht überall nationale Normdaten gibt?²⁵ Soll man hier einfach auf die Zukunft vertrauen? Soll man strikt nationale Ausgaben herstellen und auf künftige Konkordanzen über nationale Normdaten vertrauen? Diese Fragen stellen sich erst bei übergreifenden Editionen und sind bislang nicht diskutiert worden.

Ein zweiter, ähnlicher Problemkomplex bezieht sich auf die Entscheidung, wann welche Namensform verwendet wird. »Hardenberg« oder »Novalis«? Gebräuchlich ist Novalis, also Haupteintrag bei der Tagebuchedition. In Briefen wird der Autor jedoch auch als Hardenberg angesprochen. In AMIE zeigt Hardenberg wegen der früher bearbeiteten Tagebuchedition jedoch immer auf Novalis, das kann in einem Briefwechsel seltsam wirken. Auch wäre es interessant zu wissen, wo Hardenberg, wo Novalis verwendet wird. Das aber stellt nochmals hohe Ansprüche an das Mapping innerhalb der Datenbank.

Bei zwei Alternativen mag das zu bewältigen sein. Wie ist es aber zum Beispiel bei Kesslers Schwester »Wilhelma« oder »Wilma«. Kessler nennt sie »Gee« bis zu seinem Tod. Als Junge aber auch »Bee« und »Baby«. Verschreiber wie »Be« oder »Bie« sind auch dabei. Müssen diese Varianten alle in die Datenbank aufgenommen und müssen sie direkt referenziert werden können? Das wird zwar sehr unübersichtlich, wäre aber eine gute Informationsquelle für die Nutzer. Vereinheitlichung war bei analogen Editionen stets eines der Ziele, ggf. auch zum Preis von »Datenverlust«, digitale Register können alle Nennungen aufnehmen, doch muss man sich beim Zusammenführen des Anzeigeprogramms auf eine adäquate und richtige Wiedergabe verlassen können. Und welcher Philologe kann den dahinterliegenden Algorithmus verlässlich prüfen?

Auch bei Ortsnamen treten Probleme auf: Durch die Geodaten kann ich Kilchberg (Schweiz) von Kilchberg (Deutschland) unterscheiden, doch »Kilchberg«, als Thomas Mann von dort aus schrieb, lag »bei Zürich«, heute gehört es zu Zürich. Blankenese bei Hamburg ist heute Teil von Hamburg. Hollywood ist offiziell Teil von Los Angeles. Sammelt man die Referenzen beim

²⁵Eine Übersicht verfügbarer nationaler Normdaten findet sich bei [VIAF \(Virtual International Authority File\)](#).

Haupteintrag, also Los Angeles, so wirkte das gerade bei der Filmstadt Hollywood befremdet oder zu technisch, auch wenn es korrekt wäre.

Ein weiterer Problemkomplex betrifft die Erläuterungstiefe bei Relationen: Bei Personen, die im Text genannt werden, kann man bei der Verzeichnung von Vater und Mutter aufhören (also nicht noch vom Vater und der Mutter jeweils auch deren Vater und Mutter verzeichnen), weil damit genügend Informationen generiert werden, um Geschwister, Cousins, Onkel usw. zu errechnen. Bei Orten zeigen sich weitere Probleme mit Hierarchien: Kilchberg ist Teilort von Zürich. Zürich ist Teilort der Schweiz. Die Schweiz ist Teilort von Europa. Europa ist Teilort der Welt. Auch wenn die Kette unmittelbar einleuchtet, so fehlen doch z. B. die Kantone. In den USA die Countries. In Deutschland die Länder, Landkreise, Regierungsbezirke. Auch Gaue, die im Dritten Reich politische Einheiten waren, sind heute wieder Einheiten im Bereich des Sports. Orte haben eine historisch-politische Dimension, die bei einer übergreifenden Registererfassung erst sichtbar zu einem Problem wird. Bislang haben Kontaktaufnahmen zu Historikern und Geografen dieses Problem noch nicht gelöst.²⁶ Für die Visualisierung von Briefen etwa sind historische Karten ein Desiderat; generell auch Geodaten für Flächen. Und alle mit Geodaten versehenen Einträge müssen mit einem Zeitstempel kombiniert sein, denn beispielsweise die Altstadt von Jerusalem ist eben heute nicht am selben Ort wie vor 2.000 Jahren.

Ohne die Metapher »digitale Metamorphosen« zu sehr belasten zu wollen – schließlich wären die »analogen« Editionen im Bild die Raupe, langsam, gefräßig, grau und unansehnlich, die digitalen Editionen dagegen die schönen, anmutigen, flinken Wesen – geht es darum, was sich beim Editionsprozess im Digitalen und mit digitalen Infrastrukturen verändert. Nicht alles ist automatisch positiv. Beim Text selbst gilt oder sollte gelten, was Bodo Plachta zu den Standards ausgeführt hat²⁷. Altmodischer aber wichtigster Begriff ist dabei die »Sorgfalt«. Sie muss Grundlage jedes editorischen Schrittes sein, ob im »analogen« oder im digitalen Editionsprozess. Bei einer digitalen Edition muss Sorgfalt aber auch im Bereich der Nachnutzung und des Einbindens in neue Zusammenhänge walten, sind die Möglichkeit zur Nachnutzung und zur weiteren Kontextualisierung doch wichtige Bestandteile einer modernen Edition.

Die Entwicklung von der Kessler Tagebuchedition hin zur Infrastruktur AMIE steht beispielhaft für alle virtuellen Forschungsumgebungen. Sie ist eine Bewegung vom Einzelnen zum Allgemeinen oder Übergreifenden. Bei einer analogen Text-Edition hat der Text alles regiert. Die Editionsrichtlinien für diesen Text haben die Ansetzung, die Register, die Kommentare, die Erläuterungstiefe bestimmt. Bei übergreifenden Editionen regiert nun in großen Teilen der eigentlich aparte Text einer Edition: das Register und die Erläuterungen, weil diese eben nicht nur einem einzigen Text dienen, sondern vielen. Wo früher der einzelne Editor für die Bearbeitung oder die Herausgabe eines Textes zeichnete, arbeiten heute viele kollaborativ am Werden einer Edition. Die Strukturen ändern sich im Digitalen zum

²⁶ Dieses Thema wäre einen eigenen Workshop wert.

²⁷ Plachta 2018.

moderierten Crowdsourcing. Neil Freistat nennt dies den *participatory turn*.²⁸ Das geht so weit, dass der Editor auf Erläuterungen zu Gunsten eines persistenten Links auf qualifizierte Inhalte verzichten kann. Damit steht die Edition in einer neuen Ordnung und in neuen Strukturen. Dies mag noch nicht so sichtbar sein, weil die *Synapsen* (qualifizierte Links oder APIs) noch nicht alle ausgebildet sind. Aber in der Tendenz ist das bereits der Fall. Sobald die Datenbank AMIE als RDF-Beacon freigegeben wird, werden sich neue Strukturen ergeben können.²⁹ Die Daten werden Teil des Semantic Web. Früher haben Editoren – man verzeihe mir den harten Ausdruck – viel abgeschrieben, jetzt übernehmen sie direkt durch Verlinken zu verlässlichen Quellen. Das beschleunigt den Editionsprozess an vielen Stellen, auch wenn an anderen die Arbeit vermehrt wird. Bei Editionen muss dabei teilweise für ein Lemma viel tiefer recherchiert werden, als das im Textzusammenhang notwendig wäre, nur weil die Richtlinie von AMIE dies zu Gunsten anderer Editionen oder Zwecke vorschreibt. Potentiell jedoch ergibt sich insgesamt eine Effektivitätssteigerung durch gute Infrastrukturen, da man viele Informationen direkt übernehmen kann.

Wichtiger aber als eine Effektivitätssteigerung innerhalb einer Edition ist die Nachnutzung in anderer Hinsicht: Zwar wird auch auf den TEI-Tagungen selbst immer wieder bezweifelt, dass TEI-Dokumente tatsächlich so sehr nachgenutzt werden, ja nachnutzbar sind,³⁰ die Metadaten der Datenbank AMIE jedoch lassen sich heute schon vielfach nachnutzen. Kesslers Itinerar etwa lässt sich problemlos mit wenigen Klicks visualisieren, wenn man die Registerdaten als csv-Datei ausspielen kann.³¹ Personen aus der Edition lassen sich spielend nach verschiedenen Kriterien gruppieren, nach Geschlecht, nach Beruf, nach Konfession, nach Geburtsort, nach allem, was als Relation beigegeben ist. Durch die Änderung von Stellenkommentar zu strukturierter Relation – die innerhalb der Edition eine Kommentarfunktion übernimmt wie früher die Erläuterung selbst – lassen sich vielfältige Nachnutzungen realisieren. Kollaborativ ist in diesem Sinne nicht nur die arbeitsteilige Erstellung der Begriffe in der Datenbank, sondern auch die Nutzung dieser Daten außerhalb der Edition selbst.

Ein Problem bei allen online verlinkten Editionen oder sogar Texten allgemein ist die Grenzziehung. Wie das World Wide Web prinzipiell grenzenlos ist, so ist die digitale Edition grenzenlos. Wie kann man sie lesen? Wie kann man eine Idee, ein Konzept vermitteln, wenn ständig Grenzen überschritten werden können? Auch die Frage der Qualitätssicherung ist zu stellen, denn alle Inhalte sind im Fluss. Konsistente Adressen helfen da nur bedingt, wenn sich unter der Adresse Inhalte verändern können. Wie wird man sich schließlich durch die Versionen navigieren können und die Unterschiede verstehen? In einem frühen Text habe ich einmal den neuen Wissenschaftszweig Elektropaläographie³² prognostiziert, der heute als »digital forensics«³³ bekannt ist. Heute denke ich an einen neuen Zweig: die Digitale Wissenschaftsgeschichte, die sich zum Ziel setzt, das Verstehen zu einer bestimmten Zeit unter Rekonstruktion der sich wandelnden digitalen Quellen zu untersuchen.

²⁸Ich danke Neil für die Erlaubnis, seinen Begriff hier verwenden zu dürfen.

²⁹Dieses Vorhaben soll in der zweiten Phase des [Forschungsverbundes MWW](#) realisiert werden. S. [Fußnote 14](#).

³⁰Vgl. Burnard 2013.

³¹Siehe Kamzelak 2015b.

³²Siehe Kamzelak 1999, S. 125.

³³Vgl. Ries 2010.

Zunächst jedoch ist zu wünschen, dass digitale Infrastrukturen, vor allem Editionen, viele wissenschaftlich seriöse Schnittstellen schaffen und sich dieser mit etwas mehr Mut bedienen. Dazu bedarf es eines seit vielen Jahren schon geforderten Systems der akademischen Kreditierung für Webinhalte aller Art, auch kollaborativ erstellter. Und etwas mehr Mut, Daten freizugeben, sie in anderen Zusammenhängen zuzulassen.

Auch muss die Technik sich weiterentwickeln. Ein wirkliches semantisches Web wird es erst geben können, wenn Schnittstellen nicht mehr nur abgefragt werden, wenn sie bekannt sind (andocken), sondern wenn sie auf Fragen antworten, die einfach in den digitalen Raum hineingegeben werden, also auch unaufgefordert (senden). Der RDF-Beacon, der Sparql-Endpoint muss sich von der Schnittstelle zum Sender entwickeln, der Daten in einem universell verstehbaren Format aussendet, ähnlich der Technik beim Mobilfunk. Der Aufbereitung der eintreffenden Daten, der Priorisierung in der Visualisierung kommt dann eine große Bedeutung zu. Big data wird erst dann wirklich zu Big data und die Forschungsinfrastrukturen wachsen zu einem großen semantischen Netz zusammen.

Bibliographische Angaben

Forschungsinfrastrukturen für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Hg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Bonn 2013 PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Moritz Baßler / Rainer Karczewski: Computergestützte Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Wunschliste. [\[online\]](#) In: Jahrbuch für Computerphilologie 9 (2009), S. 27–34. [\[online\]](#) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Lou Burnard: Interoperability of TEI Projects: Apotheosis or Chimera? In: Foxglove. A British Perspective on the Digital Humanities in France. Blogbeitrag vom 20.05.2013. [\[online\]](#)

Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Hg. vom Wissenschaftsrat (WR). Berlin 2011. PDF. [\[online\]](#)

Kessler, der Osten und die Literatur. Mit dem Erstdruck des Dramenfragments Ivan Kaliáief von Harry Graf Kessler. Hg. von Roland S. Kamzelak. Münster 2015a. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Roland S. Kamzelak: Was verrät Harry Graf Kesslers Itinerar über sein Europäertum? Analyse und Visualisierung eines statistischen Befundes. In: Grenzenlose Moderne. Die Begegnung der Kulturen im Tagebuch von Harry Graf Kessler. Hg. von Roland S. Kamzelak / Alexandre Kostka / Ulrich Ott / Luca Renzi. Münster 2015b, S. 123–133. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Roland S. Kamzelak: Hypermedia – Brauchen wir eine neue Editionswissenschaft? In: Computergestützte Text-Editon. Hg. von Roland S. Kamzelak. Tübingen 1999, S. 119–126. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Grenzenlose Moderne. Die Begegnung der Kulturen im Tagebuch von Harry Graf Kessler. Hg. von Roland S. Kamzelak / Alexandre Kostka / Ulrich Ott / Luca Renzi. Münster 2015. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Harry Graf Kessler: Das Tagebuch 1880–1937. Hg. von Roland S. Kamzelak / Ulrich Ott. 9 Bde. Stuttgart 2004–2018. (= Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, 50) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Martina Kerzel / Jens Middelbach / Thorsten Vitt: TextGrid. Virtuelle Arbeitsumgebung für die Geisteswissenschaften. PDF. [\[online\]](#) In: Künstliche Intelligenz 23 (2009), H. 4, S. 36–39. [\[online\]](#) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Langzeitarchivierung. In: Edlex. Das Editionslexikon. Lexikonartikel vom 11. Juni 2017. [\[online\]](#)

Bodo Plachta: Der »edierte Text: Grundpfeiler der Edition oder »Zugeständnis« an den Leser? DOI: [10.17175/sb002_002](#). In: Hg. von Roland S. Kamzelak / Timo Steyer. Wolfenbüttel 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). DOI: [10.17175/sb002](#)

Andrea Rapp: Das Projekt "TextGrid. Modulare Plattform für verteilte und kooperative wissenschaftliche Textdatenverarbeitung – ein Community-Grid für die Geisteswissenschaften". Chancen und Perspektiven für eine neue Wissenschaftskultur in den Geisteswissenschaften. In: Jahrbuch der historischen Forschung der Bundesrepublik Deutschland (2006), S. 61–68. Frankfurt/Main 2002. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken: RAK-WB. Hg. von der Deutschen Bibliothek. 2., überarbeitete Ausgabe, 4. Ergänzungslieferung. Frankfurt/Main 2002. [\[online\]](#) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Thorsten Ries: »die geräte klüger als ihre besitzer« Philologische Durchblicke hinter die Schreibszenen des Graphical User Interface. Überlegungen zur digitalen Quellenphilologie, mit einer textgenetischen Studie zu Michael Speisers 'ausfahrt st. nazaire'. In: Editio 24 (2010), S. 149–199. [\[Nachweis im OPAC\]](#)

Schwerpunktinitiative "Digitale Information" der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen. Leitbild 2013–2017. Hg. von der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen. Berlin 2012. PDF. [\[online\]](#)

Thomas Stäcker: Wie schreibt man Digital Humanities richtig? Überlegungen zum wissenschaftlichen Publizieren im digitalen Zeitalter. DOI: [10.1515/bd-2013-0005](#) In: Bibliotheksdienst 47 (2013), H. 1, S. 24–50. [\[online\]](#) [\[Nachweis im OPAC\]](#)

John Unsworth: Scholarly Primitives: what methods do humanities researchers have in common, and how might our tools reflect this? (Humanities Computing: formal methods, experimental practice, London, 13.05.2000) London 2000. [\[online\]](#)

Virtuelle Forschungsumgebung. In: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. Lexikonartikel vom 9. April 2016. [\[online\]](#)

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Selbstzeugnisse digital – Erschließung, Präsentation und Benutzbarkeit

Autor/in:

Inga Ralle

Kontakt:

iralle@gmx.de

Institution:

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel

GND:

[1141915847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_005](https://doi.org/10.17175/sb002_005)


Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[1007185619](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben 

Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Ego-Dokument](#) | [Edition](#) | [Informationsvermittlung](#) |

Zitierweise:

Inga Ralle: Selbstzeugnisse digital – Erschließung, Präsentation und Benutzbarkeit. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_005](https://doi.org/10.17175/sb002_005).

Inga Ralle

Selbstzeugnisse digital – Erschließung, Präsentation und Benutzbarkeit

Abstracts

Neben dem primären Ziel der Erschließung und systematischen Verzeichnung der Selbstzeugnisse des Handschriftenbestandes der Herzog August Bibliothek (HAB) ist es im Projekt ›Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit in der HAB‹¹ ebenfalls von großer Bedeutung, die Optionen für das digitale Produzieren, Publizieren und Rezipieren von Texten und Forschungsergebnissen auszuloten. Im Vergleich zum Druck und anhand der Textgruppe ›Selbstzeugnis‹ sollen dabei Chancen sowie Vor- und Nachteile der wissenschaftlichen Informationsvermittlung und Kommunikation untersucht werden. Selbstzeugnisse werden im Projekt verstanden als autobiografische Schriften, z. B. Tagebücher, Reiseberichte oder Autobiografien, wobei der Begriff gezielt offen gehalten und diskutiert wird. Die Projektteile sind erstens ein Selbstzeugnis-Repertorium auf Basis autoptischer Analyse der Handschriften, zweitens die digitale Musteredition des Tagebuches von Herzog August dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel sowie drittens die Präsentation der Projektergebnisse in einem Forschungsportal.

Next to the primary goal of encoding and the systematic markup of the autobiographical documents in the manuscript collection of the Herzog August Library (HAB), it is of central importance for the project ›Selbstzeugnisse‹ der Frühen Neuzeit in der HAB (›Autobiographical writings of the early modern age in the Herzog August Library‹) to evaluate the options for producing and compiling texts and research results. In comparison with print-based methods, and using the group of autobiographical texts, the opportunities, advantages, and disadvantages of the scholarly distribution of information and communication should be explored. The Selbstzeugnisse in this project are defined as autobiographical writings, such as diaries, travel journals, or autobiographies, although the term is intentionally left open and is under discussion. The project results will be a finding aid to the Selbstzeugnisse using autoptic analysis of the manuscripts, a digital critical edition of the diary of Duke August the Younger of Braunschweig-Wolfenbuettel, and the presentation of the project results in a research portal.

1. Einleitung

Textgattungen und -sorten haben im Druck ihren je individuellen Ausdruck in Format, Form und Material gefunden. Material und Typografie verweisen idealerweise direkt auf den Inhalt und gehören damit der Semantik des Textes an. Um über dieses Plus an Informationen auch im Digitalen zu verfügen, ist die Auseinandersetzung mit der Form der Veröffentlichung bzw. der für den Menschen lesbaren Form von Forschungsergebnissen und Texten im Digitalen notwendig. Werden Editionen beispielsweise zukünftig als reine Datenmodelle gedacht und veröffentlicht, geht m. E. ein großer Teil der tradierten Funktion der Textsorte Edition verloren. Bisher können diese den Text und dessen Daten in einem sinnvollen Kontext präsentieren, so dass Menschen dies möglichst effektiv und einfach verstehen und bearbeiten können. Die Konzentration der Forschenden auf Daten und Maschinenlesbarkeit wird in diesem Beitrag kritisch hinterfragt. Dennoch werden auch die Identifizierung von Mehrwerten durch die

¹ <http://selbstzeugnisse.hab.de/>.

Digitalisierung von Forschungsergebnissen sowie ein Vergleich von Aufwand und Nutzen in den Blick genommen.

Forschende und Institutionen, wie beispielsweise Akademien, Bibliotheken und Archive, sehen sich mit einem Wandel technischer Bedingungen und Möglichkeiten ihrer Arbeitsumgebung konfrontiert. Die Digitalisierung von Kulturgut einerseits und der Forschung andererseits verändern ihre Tätigkeiten grundlegend. Die Digital Humanities tragen maßgeblich zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen bei. Auswirkungen auf Fragestellungen, Erkenntniswege und Aufgaben in den Geisteswissenschaften und somit auch in der Editionswissenschaft sind die Folge. Für wissenschaftliche Editionen und digital publizierte Forschungsergebnisse werden vor allem die Einführung neuer Werkzeuge und Methoden ausprobiert und angestrebt. Sehr hohe Erwartungen werden an die Emanzipation der digitalen von der gedruckten Edition sowie an die daraus resultierenden computergestützten Analysen und Datensammlungen gestellt.

2. Selbstzeugnisse

In der Forschungsliteratur werden Selbstzeugnisse über Jahrzehnte hinweg bis heute im Spannungsfeld von historischer Quelle und literarischer Gattung, von Fiktion und Fakt sowie von Objektivität und Subjektivität untersucht. Grundsätzlich leiten Fragen nach der Individualisierung als Riss in der Geschichte und als Entstehung der Moderne, nach der Subjektivität, nach Erinnerung und Wahrnehmung der Schreibenden sowie nach der Repräsentation des Ichs und des Zeitgeschehens die wissenschaftliche Debatte. Dabei spiegeln Aspekte wie Religiosität und Tod, Krankheits- und Körperwahrnehmung, Kindheit und Familie sowie Beziehungs- und Geschlechterrollen die thematische Bandbreite wider. Die neuere Forschung konzentriert sich nicht mehr allein auf die einzelne Person und deren Wahrnehmung, sondern wendet sich gerade dem sozialen Gefüge als relevantem Untersuchungsgegenstand zu. Auf einer interkulturellen Ebene werden auch die Formen und Bedingungen autobiografischen Schreibens in verschiedenen Ländern und Epochen untersucht. Eine weitere Entwicklung ist, dass sich die Forschung auf Kulturpraktiken bezieht und Lese- bzw. Schreibpraktiken und den Text selbst in den Vordergrund rückt.

Der Quellenwert von Selbstzeugnissen wird in der Forschungsliteratur different bewertet. So galten sie zeitweise als nicht vertrauenswürdige, weil subjektiv gebrochene Texte, andererseits wurde ihnen der beste Einblick in das alltägliche Leben und die persönlichsten Gedanken des Individuums angerechnet. Die gesteigerte Aufmerksamkeit für die Wahrnehmungen historischer Akteure brachte ein Interesse für diese subjektbezogenen Quellen hervor und heute werden sie sehr differenziert betrachtet, sodass ihr Quellenwert für viele Disziplinen als hoch eingestuft wird.

Selbstzeugnisse haben charakteristische Merkmale, die im Bezug auf die Digitalisierung interessant sind, diese werden weiter unten ausgeführt. Eine Definition von Selbstzeugnis ist: »Um ein Selbstzeugnis handelt es sich also dann, wenn die Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst geschieht. Mit anderen Worten: die Person des Verfassers bzw. der Verfasserin

tritt in ihrem Text selbst handelnd oder leidend in Erscheinung oder nimmt darin explizit auf sich selbst Bezug.«² Eine andere Definition lautet: »Unter Selbstzeugnissen verstehen wir alle Texte, in denen eine Person über sich, ihr familiäres Umfeld oder ihre Gemeinschaft Auskunft gibt, im Kern Autobiografien und Lebenserinnerungen, Tagebücher aller Art, Reiseberichte, kommentierte Wirtschaftsnotizbücher, Chroniken, Haus- und Familienbücher.«³ Die Egodokumente hingegen umfassen eine weiter gefasste Textgruppe, nämlich auch unfreiwillig entstandene Schriften: »[...] sollen darunter alle jene Quellen verstanden werden, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig [...] oder durch andere Umstände bedingt geschieht.«⁴ Für diesen Beitrag wird die Definition von Kaspar von Greyerz zu Grunde gelegt.

3. Erschließung – Repertorium

Die Forschung bemängelt nachdrücklich die schlechte Auffindbarkeit der Textgruppe ›Selbstzeugnis‹. So formulierte Roswitha Jacobsen in ihrer Einleitung zum ersten Band der Tagebücher von Friedrich I. von Sachsen-Gotha und Altenburg: »Zu fürstlichen Selbstzeugnissen, darunter Tagebüchern, fehlt es noch nahezu an jeglicher Grundlagenforschung. Es gibt kein Repertorium des in den verschiedenen Archiven überhaupt Vorhandenen, es mangelt an Einzelstudien ebenso wie an theoretisch-systematischen Versuchen, das Material zu klassifizieren.«⁵ Für Selbstzeugnisse der Reiseforschung erläutern Joachim Rees und Winfried Siebers: »Der Großteil dieses Quellenmaterials ist bisher gar nicht erschlossen und nur unzureichend für die historische Reiseforschung genutzt worden.«⁶ Harald Tersch betont das Verzeichnis von Selbstzeugnissen des Dreißigjährigen Krieges von Benigna von Krusenstjern⁷ als Pionierarbeit für den deutschsprachigen Raum.⁸

Weiterhin werden die Heterogenität der unter dem Begriff Selbstzeugnis diskutierten Texte, die Abgrenzung zu Egodokumenten und die fehlende allgemeingültige Definition als problematisch beschrieben. Zumindest eine verbesserte Auffindbarkeit und Sichtbarkeit verspricht an dieser Stelle das digitale Medium mit online zugänglichen Kataloge und Verzeichnissen sowie digitalen Editionen, wobei die Frage nach geeigneten Präsentations- oder Veröffentlichungsformen noch zu beantworten ist.

Die für diese Untersuchung verwendeten handschriftlichen Selbstzeugnisse⁹ der HAB sind derzeit folgendermaßen recherchierbar: Es gibt die online zugängliche **Handschriftendatenbank**, in der viele, allerdings nicht alle Handschriften verzeichnet und

² Krusenstjern 1994, S. 463.

³ Kaspar von Greyerz: Schweizerische Selbstzeugnis-Datenbank. Einleitung: <http://wp.unil.ch/egodocuments/de/einleitung-2/> [13.07.2016].

⁴ Schulze 1996, S. 21.

⁵ Jacobsen 1998, S. 13–14.

⁶ Rees / Siebers 2005, S. 13.

⁷ Krusenstjern 1997.

⁸ Vgl. Tersch 1998, S. 6–7.

⁹ Beispiele im Projekt aufgenommenen Textarten: Lebenslauf, Vita, Autobiografie, Selbstbiografie, Diarium, Tagebuch, Berichte (Reise-, Lebens-, Kriegs-, Traum-), Beschreibungen (Reise-, Lebens-, Kriegs-, Traum-), Schreibkalender, Bücher (Familien-, Haus-, Reise-), Chroniken (Haus-, Familien-), Memoiren, Reisejournal, Ephemeriden, Annalen.

digitalisiert vorliegen.¹⁰ Grundlage jeder Recherche sind daher weiterhin die gedruckten Kataloge, die zwar teilweise online, jedoch nicht durchsuchbar vorliegen. Die Kataloge sind nicht thematisch, sondern nach Signatur der Handschriften sortiert. Sie sind mit Registern ausgestattet, über die die Selbstzeugnisse gefunden werden können. Die Heterogenität der Texte und deren verschiedenen und synonymen Bezeichnungen machen die Suche nach dem richtigen Begriff und dem relevanten Text aufwendig. So etwa der synonyme Gebrauch von Autobiografie, Selbstbiografie und Lebenserinnerung oder von Familienbuch, Familienchronik und Hausbuch. Jedes Stichwort erfordert einen separaten Suchvorgang. Speziell bei den HAB-Katalogen kommt hinzu, dass Selbstbiografie und Lebenslauf nur unter dem Registereintrag des betreffenden Personennamens gefunden werden können, was die Suche weiter erschwert.

Zur Vereinfachung dieses Rechercheweges wird ein digitales Selbstzeugnis-Repertorium als textsortenübergreifendes Verzeichnis und Recherchesystem erstellt, welches die Selbstzeugnisse ordnet und beschreibt. Folgende Kategorien werden erfasst: Aufbewahrungsort, Signatur, Verfasser, Titel in Vorlageform, Sachtitel, Textart, Besitzgeschichte/Provenienz, Entstehungszeit, Berichtszeitraum, Einband, Beschreibstoff, Umfang, Maße des Buchblocks, Seitenzählung, Seitenaufbau, Illustrationen, Sprache, Beigaben/Besonderheiten, bibliografische Verweise, Entstehungsort und eine knappe Inhaltsangabe. Diese Informationen werden in projektspezifischen Richtlinien als Metadaten im W3C XML Schema der Text Encoding Initiative (TEI) in der jeweils gültigen Fassung, derzeit P5, ausgezeichnet. Die Personennummern der Gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek und die Geokoordinaten des Getty Thesaurus of Geographic Names (TGN) werden verwendet, um standardisierte Daten für den Leser anzubieten. Die auf diese Weise inhaltlich mit selbstzeugnispezifischen Kriterien erschlossenen Daten werden online als Linked Open Data (LOD) angeboten. Für die Forschenden erweisen sich als enormer Vorteil und somit als großer Nutzen der digitalen Form die Volltextsuche und die facettierte Suche.

Für das Repertorium konnte ein weiterer positiver Effekt identifiziert werden, der durch seine digitale Form erreicht wird: Das virtuelle Zusammenführen von Selbstzeugnissen einer Person oder von auf andere Weise verwandten Selbstzeugnissen, wie Abschrift und Vorlage, die in verschiedenen Institutionen vorliegen. Weiter denkbar ist ein Annotations- oder Autorentool, mit dem externe Forscher und Leser ihr Wissen und evtl. weitere Daten in das Repertorium einpflegen können.

4. Präsentation und Benutzbarkeit – Editionen

Kern und Startpunkt des Projektes und Gegenstand der digitalen Edition ist das gegenwärtig weder vollständig transkribiert noch ediert vorliegende Diarium von Herzog August dem Jüngeren zu Braunschweig-Lüneburg mit dem Originaltitel *Ephemerides. Sive Diarium*.¹¹ Es umfasst einen Zeitraum von knapp 41 Jahren (10.04.1594–16.04.1635). Der Text besteht aus 61 handschriftlichen Seiten auf Deutsch, teilweise auf Latein und Italienisch

¹⁰ Handschriftendatenbank der HAB: <http://diglib.hab.de/?db=mss>.

¹¹ Cod. Guelf. 42. 19. Aug. 2°, siehe <http://diglib.hab.de/?db=mss&list=ms&id=42-19-aug-2f>.

sowie wenige Zeilen in Geheimsprache. Dieses in der Forschung oft als Reisetagebuch bezeichnete Diarium enthält neben den Beschreibungen mehrerer größerer Reisen viele Lebensstationen des Herzogs vom Eintritt in die Universität Rostock bis zum Einzug in die Residenz Wolfenbüttel. Das Tagebuch gewährt außerdem Einblicke in Augusts Interessen und vor allem auch in seinen Beziehungs- und Wirkungskreis.

Für die Tagebuch-Edition gelten die folgenden Grundsätze zur Textwiedergabe und -darstellung: Die Transkription erfolgt am Original, dem *codex unicus*. Die textkritische Bearbeitung beschränkt sich daher auf Entstehungsvarianten und erfolgt im textkritischen Apparat. Eine Textgenese existiert in geringem Grad als insgesamt wenige Anmerkungen in der extra dafür vom Autor vorgesehenen Spalte und geringfügigen nachträglichen Bearbeitungen und Eingriffe von August selbst und einer fremden Hand. Verschreibungen und vermeintliche Fehler des Autors werden gemäß der Vorlage übernommen und bei entstehender Unverständlichkeit des Textes im textkritischen Apparat vermerkt. Es kommt bei der Textkonstitution nicht auf eine Reproduktion visueller, autografer, materieller und typografischer Merkmale des Textes an (topologisch exakte Transkription). Da mit dem edierten Text ein digitales Faksimile verknüpft ist, wird bei der Textkonstitution auf eine exakte Reproduktion oder grafisch abbildende Wiedergabe verzichtet. Das Manuskript wird im Hinblick auf Typografie, Layout, Beschaffenheit und Material exakt beschrieben. Der Einsicht, dass Material und Typografie Informationsträger sind, wird damit Rechnung getragen.

Das Konzept der Edition beinhaltet weiterhin, dass die vorgegebene diaristische Struktur, also die Einteilung in Jahres-, Monats- und Tagesabschnitte, aufgenommen wird. Ein Tageseintrag Augusts im Diarium wird daher als semantische Einheit behandelt. Die Jahre sind jeweils mit einer Kurzbeschreibung versehen und der Leser kann durch Mausklick direkt in den edierten Text des angewählten Jahres gelangen. Durch Pfeile und einen kleinen Zeitstrahl am oberen Rand des Textes kann durch Anklicken mit der Maus in den Text des vorangegangenen oder folgenden Jahres gewechselt werden. Damit wird ein zeitlicher und struktureller Zugriff auf den Text bereitgestellt. Als weitere Einstiegsstellen in den Text werden ein thematischer und ein örtlicher Zugriff für den Leser erstellt. Die längeren Reisen Augusts, die das Tagebuch in Abschnitte teilen, werden jeweils als Einheit gefasst und bilden so einen thematischen Zugriff auf das Tagebuch. Jede Reise wird mit einer Kurzbeschreibung versehen und kann so vom Leser gezielt angewählt werden. Der Zugriff auf die Orte wird über eine Karte realisiert, in der diese nach der Häufigkeit ihrer Nennung im Tagebuch unterschiedlich groß visualisiert werden. Als weitere Einstiegsstellen in den Text werden dem Leser erläuternde Personen-, Orts- und Sachregister angeboten. Die Personennamen werden außerdem auf der Startseite des Selbstzeugnisportals in einer Schlagwortwolke angezeigt, diese Art der Visualisierung von Daten hat sich in digitalen wissenschaftlichen Angeboten etabliert. Über das Anklicken der Namen gelangt man direkt in den Repertoriums- oder den Tagebucheintrag, in dem z. B. die Person vorkommt. Wortwolken haben eine hohe Akzeptanz und können die Usability verbessern und so einen leichten Einstieg in die gebotenen Inhalte leisten.

Aus der Projektarbeit entwickelte sich die These, dass die Form von Selbstzeugnissen in Kombination mit dem Digitalen einen besonders positiven Effekt herbeiführen kann. Diese Annahme wird durch die Beobachtung unterstützt, dass sehr häufig digitale Editionen von

Tagebüchern und Briefen erstellt werden. Neben dem allgemein hohen Interesse an diesen Quellen konnte ein weiterer Grund hierfür identifiziert werden. Selbstzeugnisse besitzen im Vergleich häufig einen sich natürlich ergebenden Aufbau, der segmentierbar ist und gewissen strukturellen Regeln unterliegt. Briefen, Tagebüchern, Reisebeschreibungen, Verzeichnissen von Geburten und Sterbefällen, Lebensläufen, Berichten und Journalen liegt eine natürliche chronologische Struktur zugrunde. Auch sind diese Textsorten meist thematisch gegliedert oder topografisch geordnet. Selbstzeugnisse eignen sich durch ihre Segmentierbarkeit und die mögliche Verifizierung der Daten besonders gut für die Umsetzung als digitale Edition. Selektives Lesen und verschiedene Einstiegsstellen in den Text werden durch eine digitale Umsetzung hierbei besonders unterstützt. Der digitale Zugriff zeichnet sich gerade durch eine feine Granulierung und unterschiedliche Visualisierungsmöglichkeiten von Daten und Informationen aus. Dies erfolgt meistens über Wortwolken, Listen, facettierte Suchen und Filter.

Doch die Präsentation von Selbstzeugnissen durch Editionen ist aufwendig und fordernd. Beim Erstellen eines Editionskonzeptes gibt es neben inhaltlichen Entscheidungen Aspekte der Edition, wie z. B. Lesbarkeit, intuitive Bedienbarkeit und gute Benutzbarkeit, die für ihr Funktionieren relevant sind. Gedruckte Editionen basieren auf der Korrelation von Inhalt und Form sowie auf dem Bezug zum Menschen als Vermittler von Wissen oder als Rezipient von Texten. Als elementare Aufgaben der Edition gelten Beschreibung, Erschließung, Vermittlung, Erhaltung und Archivierung von historischen Dokumenten. In Vorworten und Einführungen von Editionen wird die Kernaufgabe expliziter oft mit der Formel ›die Erstellung eines zuverlässigen/authentischen Textes‹ für schriftliche Dokumente umschrieben. Spezialisten setzen ihr Fachwissen und ihre Fertigkeiten ein, um anderen Wissenschaftlern das Arbeiten mit den Quellen bzw. historischen Dokumenten zu ermöglichen: »Dass Wissenschaftler Editionen nicht um des Selbstzwecks willen herstellen, sondern für die Benutzung durch entsprechende Interessenten, ist Teil jenes Selbstverständnisses, das der Editorik als philologischer Grundlagenforschung zukommt.«¹² Dies bedeutet auch, dass der Editor nicht nur sein Fachwissen einsetzt, um Erkenntnisse zu gewinnen und neues Wissen zu erarbeiten, sondern auch um die Aufmerksamkeit des Lesers zu erlangen, sein Leseverhalten aktiv zu gestalten und das Verständnis des Textes zu verbessern. Die Edition fungiert demnach als Wegweiser für den Leser, nicht als Bevormundung, sondern als Angebot und Vorarbeit. D. C. Greetham betont diese Aufgabe wie folgt: »[...] to prepare a scholarly edition in order to present the information in a helpful manner to a learned audience.«¹³ Die Statik des Druckes und damit die Konvention bestimmter Formen ermöglichen das Funktionieren von Editionen in Bezug auf ihre elementare Aufgabe.¹⁴

Bei der Edition des Diariums werden insbesondere die folgenden Fragen berücksichtigt: Wie kann es bei digitalen Editionen gelingen, die Zwecke der Edition in neuen Darstellungsformen und Funktionalitäten zu erfüllen? Können Standards entwickelt werden, die dem Leser eine intuitive und effektive Benutzbarkeit ermöglichen? Ist dies

¹² Nutt-Kofoth 2015, S. 233.

¹³ Greetham 1994, S. 295.

¹⁴ Vgl. den ebenfalls aus dem genannten Vortrag hervorgegangenen Beitrag »Maschinenlesbar – Menschenlesbar. Über die grundlegende Ausrichtung der Edition«, in: Editio. Band 30, Heft 1 (2016), S. 144 – 156.

auch bei der Gestaltung von Kommentar, Apparat und Text erreichbar? Wie lässt sich die im Druck funktional als semantische Einheit genutzte Element Typografie umsetzen? Vor allem die Einrichtung und Erstellung des Apparates ist ein zentraler und kritischer Teil der Editionsarbeit, durch welchen sich das Vorgehen der typografischen Markierung von editorischen Entscheidungen und Ergebnissen zieht: »Am Wandel des Aufbaus und an der veränderten Positionierung des Apparates in den unterschiedlichen Ausgaben von MF [Minnesangs Frühling Anm. d. Verf.] lassen sich zwei grundlegende Fortschritte innerhalb der Fachwissenschaft festmachen. [...] Carl von Kraus bedient sich des neuen Seitenaufbaus in der Edition, erarbeitet aber einen doppelstöckigen Apparataufbau, was enorm zur besseren Übersicht und Handhabbarkeit desselben beiträgt.«¹⁵

Die editionswissenschaftliche Methodendiskussion wurde und wird zu einem großen Teil von der Frage nach der bestmöglichen Darstellung von ediertem Text, Textfassungen, Textgenese, Apparat, Kommentar, Dokumentation des Überlieferten und der eigenen Arbeit sowie der Darlegung des Schreibprozesses geleitet. Editoren bzw. deren Ausgaben können beispielsweise entweder der Textfassung (statisches Verständnis) oder der Textgenese (dynamisches Verständnis) den Vorrang geben. Hierfür werden verschiedene Darstellungsweisen entwickelt, die z. B. als unterschiedliche Apparatypen (Einzelstellen-, Einblendungs- oder Treppenapparat) und mit der räumlichen und hierarchischen Einteilung der Edition in Text, Apparat und Kommentar ausgedrückt werden. Anfänglich wurde der edierte Text an den Anfang platziert, räumlich und hierarchisch danach erst folgten Kommentar, Apparat und Erläuterungen. Diese Darstellungsart wurde dann zugunsten eigener Text- und Apparatbände zum besseren parallelen Lesen aufgelöst.

Bei der Edition des Diariums werden edierter Text, Digitalisat, Kommentar und Apparat parallel dargestellt. Dabei sind der edierte Text links und wahlweise die beiden anderen Anzeigemöglichkeiten rechts angeordnet. Oben befinden sich zwei Schaltflächen, die das Umschalten zwischen Digitalisat und Apparat ermöglichen. Das Digitalisat ist dabei blätter- und zoombar und läuft beim Scrollen synchron mit dem Text mit. Kommentar und textkritischer Apparat werden parallel zur relevanten Textstelle angezeigt. Diese ist farblich hinterlegt, damit der Leser erkennt, dass ein Kommentar oder eine textkritische Bemerkung vorhanden ist. Außerdem wird der Kommentar zu Personen und Orten durch Tooltips gezeigt, die eine knappe Information enthalten und dann direkt in die jeweiligen Register weiterleiten. Einführungstexte und Sacherläuterungen werden als selbstständig stehende Texte in die Edition eingebunden.

Ziel ist es, eine intuitive Bedienbarkeit für den Leser und die Komplexität von Editionen zu vereinen. Beispielsweise müssen Schaltflächen und Mouseover-Funktionen als solche erkannt werden. Wichtig ist insbesondere, dass Text und Leser im Fokus verbleiben und nicht die Möglichkeit der maschinellen Verarbeitung von Daten. Im ersten Fall handelt es sich um Editionen mit einem Mehrwert an Erkenntnisangeboten, im zweiten Fall um reine Datenbanken. Hier schließen die Thesen und Beobachtungen an den Diskurs und den Vergleich gedruckte – digitale Edition und die Frage an, ob das digitale Medium Probleme der Text- und Apparatgestaltung im Gegensatz zum Druck besser lösen kann. Als Lösung für

¹⁵ Lange / Schumacher 2015, S. 159.

diese Probleme wird die Trennung von Inhalt und Form im Digitalen genannt und als das entscheidende Merkmal und der große Vorteil der digitalen Editionen ausgelegt.

Das bedeutet, dass die Darstellung des Inhalts Gewicht behält und nicht allein Sache des Lesers sein sollte. Die genannte Trennung und die weitergehende Vorstellung einer individualisierbaren und interaktiven Edition, bei der der Leser/Nutzer selbstständig und allein die Darstellung der Inhalte bestimmt, lassen die digitale Edition Gefahr laufen, sich nur auf das Dasein als Datenbank zu beschränken. So formuliert z. B. Patrick Sahle die Möglichkeit eines »[...] interaktive[n] Zugriff[s] auf Datenbankmäßig (sic!) organisierte Editionsinformationen«.¹⁶ Wichtiger ist es m. E. nach dem Leser eine ausgewählte und begründete Ausgabe – also eine Edition – zu bieten, die eine möglichst gute Benutzbarkeit aufweist. Die digitale Edition steht vor den gleichen Herausforderungen wie die gedruckte. Es müssen deutlich Entscheidungen des Editors markiert, die Textgenese muss verständlich gemacht und Kommentare müssen mit dem edierten Text in Verbindung gebracht werden. Beim Webdesign ist also zu beachten, dass Editionen ein Spezialfall sind, vor allem in Bezug auf die Unterscheidung verschiedener Bereiche voneinander, so z. B. Sachapparat und textkritischer Apparat. Die Umsetzung weicht zwar voneinander ab, aber auch im Digitalen spielen farbliche Markierungen, Auszeichnungen mit Buchstaben, Zahlen, Symbolen oder Siglen sowie das Layout eine zentrale Rolle. Das Erkennen und Verstehen der Inhalte wird unverkennbar durch die Präsentation und Benutzbarkeit erleichtert oder erschwert.

Die Flexibilität und Offenheit von digitalen Editionen zugunsten einer etwas statischeren Variante einzuschränken, kann durchaus Vorteile bringen. Der Leser/Nutzer kann aus einer gewissen Statik bei Editionen Vorteile ziehen. Der Leser/Nutzer besitzt mit einer vom Editor festgesetzten Darstellung der Edition einen Referenzpunkt und durch die Wahl eines Edierten Textes zugunsten einer Datenbank die Meinung eines Editors. Auf beides kann er sich beziehen, dies kann sich durch Kritik, Weiterentwicklung oder ein Zitat äußern. Die genannten statischen Kriterien verbessern zudem den Aspekt der Wissenschaftlichkeit einer Edition, indem Zitierbarkeit und eine erneute Heranziehung desselben Textes zu einem späteren Zeitpunkt möglich sind.

¹⁶ Sahle 2003, S. 81.

Literaturverzeichnis

David C. Greetham: Textual Scholarship. An Introduction. New York 1994. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Roswitha Jacobsen: Fürstentagebücher als Quellengattung, ihre Edition und Erforschung. In: Friedrich I. von Sachsen-Gotha und Altenburg: Die Tagebücher 1667–1686. Bearb. von Roswitha Jacobsen. Unter Mitarb. von Juliane Brandsch. Bd. 1: Tagebücher 1667–1677. Weimar 1998, S. 13–14. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Benigna von Krusenstjern: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Historische Anthropologie: Kultur, Gesellschaft (1994), S. 462–471. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Benigna von Krusenstjern: Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis. Berlin 1997. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Judith Lange / Claudia Schumacher: Ein Aufriss der Editionsgeschichte anhand der Sammlung *Des Minnesangs Frühling*. In: Vom Nutzen der Editionen. Zur Bedeutung moderner Editorik für die Erforschung von Literatur- und Kulturgeschichte. Hg. von Thomas Bein. Berlin u. a. 2015, S. 145–166. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rüdiger Nutt-Kofoth: Wie werden neugermanistische (historisch-)kritische Editionen für die literaturwissenschaftliche Interpretation genutzt? Versuch einer Annäherung aufgrund einer Auswertung germanistischer Periodika. In: Vom Nutzen der Editionen. Zur Bedeutung moderner Editorik für die Erforschung von Literatur- und Kulturgeschichte. Hg. von Thomas Bein. Berlin u. a. 2015, S. 233–246. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Joachim Rees / Winfried Siebers: Erfahrungsraum Europa: Reisen politischer Funktionsträger des Alten Reichs 1750–1800. Ein kommentiertes Verzeichnis handschriftlicher Quellen. Berlin 2005. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Patrick Sahle: Vom editorischen Fachwissen zur digitalen Edition. Der Editionsprozeß zwischen Quellenbeschreibung und Benutzeroberfläche. PDF. [\[online\]](#) In: FUNDUS – Forum für Geschichte und ihre Quellen (2003), H. 2, S. 75–102. [\[online\]](#)

Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Hg. von Winfried Schulze. (Konferenz, Bad Homburg, 4.-6.6.1992) Berlin 1996. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Harald Tersch: Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen. Wien 1998. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Reviewing von digitalen Editionen im Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse

Autor/in:

Ulrike Henny

Kontakt:

ulrike.henny@uni-wuerzburg.de

Institution:

Universität Würzburg, Institut für Deutsche Philologie

GND:

[1140258346](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-1140258346)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_006](https://doi.org/10.17175/sb002_006)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[89843615X](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-89843615X)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Rezension](#) | [Edition](#) | [Informationsvermittlung](#) |

Zitierweise:

Ulrike Henny: Reviewing von digitalen Editionen im Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_006](https://doi.org/10.17175/sb002_006).

Ulrike Henny

Reviewing von digitalen Editionen im Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse

Abstracts

Erste Empfehlungen für die Einordnung und Bewertung digitaler Editionen sind bereits im Zuge der Etablierung des WWW als primärem Publikationsmedium für digitale Inhalte in den späten 90er-Jahren veröffentlicht worden. Trotzdem und auch aufgrund von methodischen und technischen Weiterentwicklungen stehen selbst grundlegende Fragen zur Evaluation von digitalen Editionen noch immer zur Diskussion. Dieser Beitrag setzt sich insbesondere mit dem Reviewing als einer möglichen Form der Beurteilung von wissenschaftlichen digitalen Editionen auseinander, tut dies aber vor dem Hintergrund der den Rezensionen zugrundeliegenden Bewertungskriterien und dem weiteren Kontext der Evaluation digitaler Forschungsergebnisse insgesamt. Auf diese Weise werden wesentliche Bereiche für die Bewertung digitaler Editionen herausgearbeitet: die angemessene Repräsentation des edierten Gegenstandes in digitalen Daten zum Beispiel durch Textcodierung, ein innovativer Umgang mit dem digitalen Medium, eine sinnvolle Abstimmung von Inhalt und Form in der Präsentation des edierten Materials, etc. Trotz der allfälligen Veränderungen in der Wissenschaftskommunikation bleibt die Rezension als ›Evaluationstextsorte mit Tradition‹ ein geeignetes Mittel zur Diskussion der Qualität von digitalen Editionen.

The first recommendations for the classification and evaluation of digital editions were already published in the process of establishing the WWW as the primary medium of publication for digital content in the late 1990s. However, owing in part to methodological and technical developments, basic questions about the evaluation of digital editions are still being discussed. This article explores the review process as a means of evaluating scholarly digital editions, building on the background of the evaluation criteria that provide the basis for reviewing and the broader context of evaluating digital research results as a whole. In this way, many aspects can be worked out for the evaluation of digital editions: the appropriate representation of the edited object in digital data, for example, through text encoding; the innovative interaction with the digital medium; a meaningful consensus between content and form in the presentation of the edited material, etc. Despite the future changes in scholarly communication, the review as an ›evaluative genre with tradition‹ remains an ideal tool for discussing the quality of digital editions.

» Evaluation – Das Unwichtige läßt sich am genauesten messen. Aber wie stellt man fest, was wichtig ist? – Es ist das, was übrigbleibt, wenn alles gemessen wurde.« Rainer Kohlmayer in Die Schnake 15/16 (2000).

Das Rezensieren wissenschaftlicher Veröffentlichungen und die Publikation von Rezensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften haben eine lange Tradition. Das gilt jedoch nicht in gleicher Weise für Rezensionen zu digitalen Forschungsergebnissen. Die Bewertung digitaler Arbeiten wirft allgemein viele Fragen auf: Wann hat ein digitales Produkt einen Bearbeitungsstand erreicht, der evaluiert werden kann? Haben Bewertungen digitaler Projekte und Ressourcen andere Funktionen und Ziele als bei gedruckten Publikationen? Wer sollte und kann eine Evaluation durchführen? Welche Aspekte und Bestandteile digitaler Forschung sind sinnvollerweise zu evaluieren?

Da die Evaluation digitaler Ressourcen insgesamt noch nicht ausgereift ist, werden im ersten Teil dieses Beitrags allgemeine Problemfelder aufgezeigt und diskutiert. Bestehende Ansätze werden in den Blick genommen. Der Beitrag geht im zweiten Teil auf digitale Editionen ein und untersucht, inwiefern ein Bedarf an Evaluation besteht und welche Aspekte für diese Art von digitaler Ressource im Hinblick auf die Bewertung spezifisch sind. Anhand zweier Beispiele werden im dritten Teil Bewertungskriterien von digitalen Editionen daraufhin untersucht, inwieweit sie auf der einen Seite auf digitale Forschungsergebnisse im Allgemeinen anwendbar sind und auf der anderen Seite auf wissenschaftliche Editionen, unabhängig von deren medialer Realisierung. So kristallisieren sich Kriterien heraus, die sich nicht in einen digitalen und einen Editionsbestandteil auflösen lassen und Hinweise darauf geben, wo das »Zentrum« der Bewertung digitaler wissenschaftlicher Editionen liegt. Im vierten Teil wird auf Rezensionen als Bewertungsform für digitale Editionen eingegangen und diskutiert, inwieweit Reviews eine für digitale wissenschaftliche Editionen geeignete Evaluationsform sind.¹

1. Evaluation von digitalen Forschungsergebnissen

Es ist darauf hingewiesen worden, dass digitale Forschungsergebnisse bei der Einschätzung wissenschaftlicher Leistungen noch nicht in gleichem Maße berücksichtigt werden wie traditionelle, gedruckte Publikationen.² Dafür gibt es verschiedene Gründe: Die Ergebnisse digitaler geisteswissenschaftlicher Forschung münden nicht immer in einen Text, mit dem sie vollständig und ausschließlich dargelegt werden. Sie können ganz unterschiedliche Formen annehmen, z. B. ein durchdachtes digitales Datenmodell, ein gut aufbereitetes und dokumentiertes digitales Korpus, parametrisierte Skripte und programmierte Werkzeuge, die auf Theorien aufbauen, Forschungsmethoden implementieren, Forschungsprozesse digital unterstützen und somit auch selbst Ergebnisse sind, sowie Anwendungen und Präsentationen von wissenschaftlichen Inhalten im Web.

Obwohl Publikationen in Online-Zeitschriften und ausschließlich digital publizierte Monographien und Sammelbände wegen der Nähe zu gedruckten Publikationen noch den einfachsten Fall darstellen – es sind Forschungsergebnisse, die in linearer Textform

¹Im Rahmen dieses Beitrags wird Evaluation in einem allgemeinen Sinn als Begutachtung verstanden, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten stattfinden (etwa vor oder nach Veröffentlichung), unterschiedliche Funktionen haben (z. B. Qualitätssicherung oder Bewertung) und von unterschiedlichen Akteuren vorgenommen werden kann. Reviewing hingegen wird als eine bestimmte Form der Evaluation aufgefasst, die nach Veröffentlichung mit dem vorrangigen Ziel der Bewertung stattfindet.

²So Fitzpatrick: »In my own promotion review, despite the fact that I was a scholar whose work took new digital modes of communication as its explicit focus, questions were raised about the relative status of online and print publications.« (Fitzpatrick 2011, S. 196.) und Schreibman et al.: »There is a growing consensus that humanities disciplines must find ways not simply of evaluating but also of valuing digital scholarship as part of hiring, promotion, and tenure decisions.« (Schreibman et al. 2011, S. 123.) Rockwell nennt die Aufforderung der Modern Language Association, die Legitimität von in neuen Medien produzierter Wissenschaft anzuerkennen, einen »dramatic move« (Rockwell 2011, S. 152) und Cohen und Fragaszy Troyano führen an, dass von mancher Seite gar eine Neudefinition oder zumindest Erweiterung dessen gefordert werde, was anrechnungsfähige Wissenschaft sei (Cohen / Fragaszy Troyano 2012). Im DFG-Projekt Future Publications in den Humanities (FuPush), in dem die Potentiale digitalen Publizierens untersucht worden und Handlungsempfehlungen entwickelt worden sind, ist festgestellt worden, dass Geisteswissenschaftler sich »nach wie vor weitgehend an traditionellen Formen aus der Printkultur« orientieren und wenn sie digital publizieren, dann an »den etablierten Modellen der Verlagspublikation in einem dem Printparadigma möglichst ähnlichen Format« (Kaden et al. 2016). In diesem Zusammenhang ist auch auf die Aktivitäten der AG Publikationen des DHD-Verbands hinzuweisen, der das Verständnis digitaler Publikationen fördern und Empfehlungen entwickeln möchte, welche Entscheidungsträgern für eine gute digitale Praxis an die Hand gegeben werden sollen. Vgl. Stäcker et al. 2016.

dargestellt und fixiert werden – gibt es wie bei allen digitalen Forschungsergebnissen Zweifel und Unsicherheiten hinsichtlich der Qualität, der Verlässlichkeit und dauerhaften Verfügbarkeit. Die Erstellungs-, Bewertungs- und Publikationsprozesse für wissenschaftliche Veröffentlichungen und ihre Sicherung sind im Digitalen noch nicht so etabliert und erscheinen dadurch unsicher. Das Magazin für digitale Editionswissenschaften beispielsweise versteht sich als »offenes Forum zur Vorstellung von ›best practises‹ für Online-Editionen«.³ Einreichungen werden von einem Redaktionsteam geprüft und die Artikel dann »sofort eingestellt«. Die Aussagen auf der Webseite des Magazins vermitteln den Eindruck von größerer Offenheit hinsichtlich des Inhalts und der Form der Beiträge und den Veröffentlichungsprozess betreffend. Bei Druckpublikationen wird dagegen zumeist von einem dahinter stehenden Wissenschaftsverlag ausgegangen, bei dem eine inhaltliche Begutachtung, ein Lektorat, die Vergabe einer ISBN oder ISSN und eine professionelle Distribution als prinzipiell gesichert angenommen werden. Auch die potentielle Unabgeschlossenheit digitaler Ergebnisse spielt bei der Skepsis gegenüber digitalen Veröffentlichungen eine Rolle: sie können leicht verändert, überarbeitet oder erweitert werden. Dazu kommt noch, dass digitale Forschungsergebnisse aufgrund ihrer möglichen Vielschichtigkeit, Komplexität und des großen Umfangs oft durch die Zusammenarbeit mehrerer Personen entstehen, die auf einzelne Bereiche spezialisiert sind. Das erschwert ihre Bewertung, wenn es um die Feststellung der Leistung Einzelner geht.

Wer sollte evaluieren? Die Evaluation von Forschungsergebnissen, die digital publiziert werden, stellt spezifische Anforderungen an die bewertende Person: Es braucht Erfahrung im Umgang mit den vielfältigen Formen, die solche Ergebnisse annehmen können, also eine methodische Kompetenz, die über die fachlich-inhaltliche Expertise hinausgeht und die noch nicht selbstverständlich geworden ist. Die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die sich durch das digitale Medium für die Praxis des Evaluierens ergeben, werfen nicht nur Fragen zu den Produkten digitaler Wissenschaft auf, sondern auch zum Evaluieren selbst: Wer soll bewerten? Was soll bewertet werden? Wann wird bewertet? In welcher Form kann Evaluation stattfinden? Welche Zwecke erfüllt Evaluation? Dass diese Fragen vermehrt aufkommen, zeigt, dass sie neu beantwortet werden müssen, unabhängig davon, ob sich aus der Diskussion um die Evaluation digitaler Forschungsergebnisse im Verhältnis zur Bewertung von in gedruckter Form veröffentlichten Erkenntnissen jeweils neue und andere Antworten ergeben werden oder nicht.⁴

Zunächst stellt sich die Frage, ob Einzelne überhaupt alle diese Fähigkeiten in sich vereinen müssen. Pfannenschmidt und Clement merken hierzu an: »Another concern in evaluation is the degree of expertise the reviewers should have in both the technology and the subject area that covers the material under consideration. The eclectic nature of digital scholarship poses challenges to the traditional method of finding one or two experts to take on review. The

³ Magazin für digitale Editionswissenschaften 2015.

⁴Das Journal of Digital Humanities widmet dem Thema im Herbst 2012 eine ganze Ausgabe, vgl. Journal of Digital Humanities 1 (2012) H. 4. Im 2011er-Jahrgang der Zeitschrift Profession findet sich eine frei verfügbare Sektion zum Thema »Evaluating Digital Scholarship«, vgl. Profession (2011). Auf der internationalen Konferenz dh2016 wird das Thema »Evaluation« im Prä-Konferenz-Workshop »RDA/ADHO Workshop: Evaluating Research Data Infrastructure Components and Engaging in their Development«, bei dem Panel »The Scholarly Digital Edition: Best Practices, Guidelines, and Peer Evaluation« und den Beiträgen »Evaluating GitHub as a Platform of Knowledge for the Humanities« sowie »Prototypes as Thinking through Making. Decision Points and Evaluation in Prototyping a Visualisation Framework for Historical Documents« aufgegriffen. Vgl. Digital Humanities 2016.

difficulty is partially due to the issue of determining what aspect is evaluated and why. [...] Yet no one person can be an expert in every method, field, and medium: seemingly, collaborative work requires collaborative review.»⁵ Eine Möglichkeit, mit den vielfältigen Anforderungen an Gutachter umzugehen, wäre also eine Arbeitsteilung: Nachdem die zu bewertenden Bereiche des digitalen Produkts ausgemacht sind, werden sie auf verschiedene Experten verteilt. Wenn auch Textcodierung, Programmierung, Konzeption und Design bewertet werden, kann es dazu führen, dass der Kreis der Gutachter sich von etablierten Wissenschaftlern in den jeweiligen Fachbereichen auf andere Akteure aus den digitalen Geisteswissenschaften ausweitet, was die Zusammensetzung von Teams spiegeln würde, welche digitale Projekte umsetzen und Ressourcen erarbeiten. Nachteilig daran könnte sein, dass der aus dem Medienwechsel folgende methodische Wandel sich nicht ganzheitlich vollzieht, wenn die Zusammenarbeit und der Austausch nicht eng genug sind. Weitere Möglichkeiten sind, ein Peer-Review für die Evaluationen selbst einzuführen, falls diese veröffentlicht werden sollen, womit die Qualität der Bewertungen gesichert würde und eventuelle Unsicherheiten in inhaltlichen oder technischen Bereichen durch die Rückmeldung von Fachkollegen ausgeglichen werden könnten. Schließlich wird bereits an dieser Stelle die Bedeutung von Handreichungen und Kriterien zur Bewertung deutlich, die Gutachtern dabei helfen können, alle Aspekte im Blick zu haben, welche für die Evaluation digitaler Forschungsergebnisse wichtig sind.

Was soll bewertet werden? Für einen in einer Online-Zeitschrift veröffentlichten wissenschaftlichen Artikel wird diese Frage wesentlich leichter zu beantworten sein als z. B. für eine digitale Edition, wobei sogar im ersten Fall erwogen werden kann, auch Forschungsdaten zu begutachten, die möglicherweise hinter den in dem Artikel formulierten Ergebnissen stehen. Im Fall der Edition ist zu fragen, ob nur das an der Oberfläche sichtbare Ergebnis bewertet werden sollte, also derzeit in den meisten Fällen eine Web-Anwendung, oder auch die dahinter liegende digitale Form der Inhalte, welche die Anwendung füllen – digitale Faksimiles, codierte Texte, daraus abgeleitete, ergänzende, mit weiteren Daten angereicherte Materialien und Metadaten. In Frage kommen außerdem Programmteile, welche die Anwendung steuern, durch die letztlich die Auswahl der anzuzeigenden Inhalte erfolgt und durch die Funktionalitäten definiert oder zumindest implementiert werden, sowie schließlich noch technische Grundlagen und organisatorische Rahmenbedingungen. Da sich der Forschungsbeitrag einer digitalen Ressource nicht auf die Form ihrer medialen Präsentation beschränkt, sollten möglichst viele der genannten Aspekte in eine Begutachtung einbezogen werden. In Abgrenzung zum Druck geht es gerade darum, die ausschließliche Konzentration auf die Präsentation der Ergebnisse zu überwinden, um die einfließenden Forschungsleistungen in angemessener Weise zu berücksichtigen. Verschiedene Ergebnisebenen einzubeziehen wird dem kooperativen und interdisziplinären Charakter vieler digitaler Vorhaben gerecht. Es trägt zu der Diskussion bei, was als Forschungsergebnis gelten kann und vermag vielleicht manche Form der Zuarbeit, die jedoch Teil des Wesens digitaler Forschungsarbeit ist, aus den Tiefen großer Projekte zu heben.

Wichtig erscheint auch eine Bestimmung dessen, was als Ergebnis gelten kann und beurteilungsfähig ist. So fragen Pfannenschmidt und Clement: »How should evaluators assess

⁵ Pfannenschmidt / Clement 2014, Absatz 1–2.

digital tools used in the production of scholarship«⁶? Sollten also nicht nur Ergebnisse bewertet werden, sondern auch Arbeitsweisen, die zu digitalen Forschungsergebnissen führen? Rockwell ist der Meinung, dass man hier trennen kann. Er definiert Forschung als die Aktivität, die zu Wissenschaft führt, und Wissenschaft als das Ergebnis, das man teilen (und beurteilen) könne. Man könne sich bei der Evaluation auf Wissenschaft konzentrieren und digitale Ergebnisse bewerten, aber nicht digitale Praktiken.⁷ Dabei würde die Nutzung digitaler Ressourcen und Methoden unberücksichtigt bleiben, wenn sie ausschließlich zu gedruckten Ergebnissen führt. Auf der anderen Seite würden Arbeiten berücksichtigt werden, die allein analog vorbereitet wurden, aber zu digitalen Ergebnissen führen. Rockwell zufolge ist entscheidend, dass die Arbeit in elektronischer Form mit der Community geteilt wird und dass sie in elektronischer Form wahrgenommen werden soll.⁸

Der Ansatz, Ergebnisse zu beurteilen und nicht Praktiken, erscheint sinnvoll. Was als Ergebnis wahrgenommen werden soll, kann flexibel gestaltet werden: Wird etwas publiziert, kann es als Ergebnis ge- und bewertet werden, ob nun ein Text, ein Skript oder ein Forschungsdatensatz oder eine Methode, die beschrieben wird. Dadurch, dass etwas zugänglich gemacht und veröffentlicht wird, wird ein Signal gegeben. Dieses kann auch erfolgen, wenn etwas noch nicht einen als final betrachteten Status erreicht hat, sondern vielleicht ein Etappenziel, bis hin zur kontinuierlichen Offenlegung von Zwischenergebnissen. Das gilt zwar unabhängig vom Präsentationsmedium grundsätzlich für jegliches wissenschaftliches Arbeiten, jedoch erleichtert das digitale Medium die Veröffentlichung verschiedener Arbeitsstände z. B. als Versionen und ebenso die Veröffentlichung auch umfangreicher Daten, ohne dass diese in eine Form gebracht werden müssen, die für eine Publikation in Buchform geeignet ist. In jedem Fall kann Offenheit gefordert und gefördert werden, wenn einerseits nicht nur eine Darlegung in Textform, sondern auch Datensätze und Programmteile als Ergebnisse gewertet werden und andererseits die Publikation digitaler Forschungsergebnisse als Voraussetzung für deren Beurteilung betrachtet wird. Wenn z. B. die TEI-Codierung edierter Texte als Teil einer digitalen Edition bewertet werden soll, kann, sofern es keine rechtlichen Einschränkungen gibt, auch die Veröffentlichung der zugrundeliegenden TEI-Dateien eingefordert werden.

Wann soll bewertet werden? Ob der Ergebnischarakter digitaler Forschungsprodukte als Bedingung für eine Bewertung angesetzt werden kann, ist aber auch vom Zeitpunkt einer Evaluation und ihrem Zweck abhängig. Im Sinne einer klassischen Rezension würde eine Evaluation erst erfolgen, wenn die Arbeiten abgeschlossen sind; das Ergebnis wird in Augenschein genommen, eingeordnet und bewertet. Neben der Einbindung eines Forschungsergebnisses in den wissenschaftlichen Diskurs und eine Positionierung der oder des Rezensierenden zu dem Rezensat ist der Zweck eine nachträgliche und zugleich in die Zukunft gerichtete Qualitätssicherung, wenn Leser auf die Güte des besprochenen Gegenstandes schließen und zukünftige Unternehmungen aus der Rezension Lehren ziehen können. Eine Begutachtung kann aber auch zu Beginn erfolgen, wenn ein Antrag vorliegt,

⁶ Pfannenschmidt / Clement 2014, Absatz 2.

⁷Vgl. Rockwell 2011, S. 152.

⁸Vgl. Rockwell 2011, S. 152–153. Rockwell weist darauf hin, dass es bei der Beurteilung der Leistung von Nachwuchswissenschaftlern aber auch sinnvoll sein kann, auch digitale Praktiken zu berücksichtigen, um auf künftige erwartbare Ergebnisse schließen zu können.

aber noch keine Ergebnisse, oder ›mittendrin‹, wenn eine Zwischenevaluation das bisher Erreichte bewerten soll und zu Korrekturen und Kursänderungen führen kann. Beratungen, bei denen die Initiative von den Erstellern einer digitalen Ressource bzw. von den Mitarbeitern eines digitalen Projektes ausgeht, welche Externe um eine Beurteilung und Ratschläge bitten, sind vorstellbar und in jeder Phase und zu jedem Zeitpunkt denkbar. Sie haben den Zweck, die Qualität der Forschungsergebnisse noch vor deren Fertigstellung zu sichern. Ein Peer-Review schließlich würde kurz vor dem Abschluss erfolgen und soll insbesondere im Hinblick auf die Veröffentlichung eine letzte Hilfestellung und Qualitätssicherung bieten. Evaluationen gehen auch von digitalen Vorhaben selbst aus, wenn Entscheidungen darüber getroffen werden müssen, welche Datenmodelle, Standards und Werkzeuge für die Bearbeitung der eigenen Materialien und Ziele am besten geeignet sind. Dahinter können dann theoretische, methodische und praktische Erwägungen stehen und es geht weniger darum, die wissenschaftliche Leistung von Personen, Gruppen oder Institutionen festzustellen.

Zu der Frage, in welchen Phasen eine Evaluation für digitale Projekte besonders wichtig ist, gibt es verschiedene Ansichten: Pfannenschmidt und Clement stellen fest, dass Bewertungen, die zu einem frühen Zeitpunkt erfolgen und den Planungs- und Entwicklungsprozess noch beeinflussen können, zu Kosteneffizienz beitragen und helfen können, typische Fehler zu vermeiden.⁹ Pierazzo dagegen meint, dass eine Vorab-Bewertung in Form von Antragsbegutachtungen für digitale Projekte bereits üblich sei, Evaluationen in späteren Phasen und nach Veröffentlichung aber noch kaum etabliert seien, während es sich mit dem Peer-Review und Rezensionen zu gedruckten Publikationen genau umgekehrt verhalte.¹⁰ In beiden Fällen wird die Bedeutung von Evaluationen für digitale Projekte hervorgehoben und erkannt, dass die Praxis des Evaluierens in diesem Bereich noch am Anfang steht. Da digitale Projekte in den meisten Fällen vor Aufnahme der Arbeiten begutachtet werden, erscheint eine vermehrte Diskussion von veröffentlichten digitalen Forschungsergebnissen dringlicher.

In welcher Form soll Evaluation erfolgen? Einige Formen, welche die Evaluation von digitaler Forschung und deren Ergebnissen annehmen kann, wurden bereits genannt: Gutachten zu Projektanträgen und laufenden Projekten, Beratung, Peer-Review und Rezensionen. Wie diese Evaluationsformen genau ausgestaltet werden, ist damit aber noch nicht gesagt und es ist anzunehmen, dass sie selbst aus zwei Gründen einer Transformation unterliegen: sie behandeln Gegenstände, die eine neue mediale Gestalt annehmen oder in ihrem Wesen gänzlich neuartig sind und werden selbst in den meisten Fällen in digitaler Form stattfinden.¹¹ Als ein Beispiel ist das Open Peer-Review zu nennen, bei dem Beiträge vor ihrer ›finalen‹ Publikation in bestehenden Online-Foren, sozialen Medien oder eigens dafür eingerichteten Web-Plattformen öffentlich diskutiert werden. Hierzu sind einige Experimente

⁹Vgl. Pfannenschmidt / Clement 2014, Absatz 32.

¹⁰Vgl. Pierazzo 2015, S. 188.

¹¹Zum Thema Peer-Review meint z. B. Cavanagh, dass es durch die digitale Revolution schon zu einem Wandel gekommen sei, der aber noch nicht ausreichend erkannt und diskutiert worden sei. Das Peer-Review habe schon andere Qualitäten angenommen und unterliege anderen Bedingungen. Während es bei traditionellen Vorhaben oft auch erst zu einem späten Zeitpunkt erfolgen kann, wenn etwa eine Finanzierung eingeworben werden soll, müsse man sich bei digitalen Projekten schon früh Bewertungen unterziehen, um überhaupt über eine konzeptionelle Phase hinausgehen zu können. Auch müsse man dabei direkt in Kontakt mit Zuständigen treten, um z. B. die Verfügbarkeit von technischen Ressourcen zu klären, so dass der Review-Prozess nicht in gleichem Maße anonym bleiben könne wie es traditionellerweise angestrebt wird. Zudem trete man auch in Konkurrenz zu Nicht-Geisteswissenschaftlern. Vgl. Cavanagh 2012.

zu finden, z. B. vom Arbeitskreis Digitaler Wandel und Geschichtsdidaktik, bei dem Beiträge zur Tagung »Wikipedia in der Praxis« auf dem Blog des Arbeitskreises kommentiert werden können. Die Autoren werden zu einer abschließenden Entgegnung aufgefordert und am Ende sollen die Kommentare zusammen mit den Beiträgen publiziert werden.¹² Beim Open Editing können Beiträge direkt von »peers« bearbeitet werden. Vor allem Fitzpatrick geht auf bereits existierende, neue Ansätze der Bewertung digitaler Forschungsarbeit ein, die es zu erkennen und zu nutzen gelte, auch wenn sie auf den ersten Blick nicht leicht sichtbar und als Qualitätsmerkmale erkennbar seien, wie Kommentare oder Links zu anderen Webseiten.¹³ Auch die Verbreitung von Informationen und die Diskussion von digitalen Forschungsergebnissen in sozialen Medien kann als eine Form von Evaluation angesehen werden. Yates schließlich schlägt vor, einen Preis für die beste digitale Edition bzw. das beste digitale Online-Archiv zu vergeben, um den notwendigen Wandel vom Druck hin zum Digitalen zu fördern und zu besonders innovativen Vorgehensweisen zu ermuntern und diese zu würdigen.¹⁴ Es sollte eine Offenheit gegenüber neuen Evaluationsverfahren und entsprechende Experimente geben. Trotzdem erscheint es zunächst sinnvoller, auf etablierte Formen zurückzugreifen, damit der Bewertungsprozess digitaler Forschungsergebnisse überhaupt in Gang gebracht wird. Auch im Hinblick auf die Verbesserung der Reputation digitaler Forschungsarbeiten sind anfangs solche Verfahren in den Vordergrund zu stellen, die möglichst vielen Bewertenden und Bewerteten bekannt sind. Neue Ansätze können in der Folge weiter reifen.

Welche Ansätze für Evaluation gibt es bereits? Zu den Initiativen zur Förderung der Evaluation digitaler Forschung zählen die Entwicklung von Richtlinien und Best Practices und die Einrichtung von Plattformen, die zur Erstellung und Veröffentlichung von Bewertungen genutzt werden können. Die Aktivitäten beziehen sich auf digitale Forschungsprojekte und -ressourcen im Allgemeinen oder, spezieller, auf bestimmte Fachbereiche oder bestimmte Gegenstände wie digitale wissenschaftliche Editionen oder Archive. Im Folgenden werden verschiedene Ansätze genannt:

Richtlinien zur Bewertung digitaler Forschungsarbeiten im Allgemeinen:

- Die von der Modern Language Association (MLA) herausgegebenen »Guidelines for Evaluating Work in Digital Humanities and Digital Media«¹⁵.
- Der »Short Guide To Evaluation Of Digital Work« von Geoffrey Rockwell, der sowohl mögliche Fragen für Gutachter formuliert, die digitale Arbeiten bewerten sollen, als auch Best Practices in Form einer Checkliste sowie Tipps, wie man Experten zur Unterstützung finden kann.¹⁶

¹² Hodel / Zerwas 2016. Versuche mit Open Peer-Review sind z. B. auch von den Zeitschriften *Shakespeare Quarterly* und *Postmedieval* durchgeführt worden. Vgl. Fitzpatrick 2011, S. 197.

¹³ Vgl. Fitzpatrick 2011, S. 199.

¹⁴ Vgl. Yates 2008.

¹⁵ Guidelines for Evaluating Work in Digital Humanities and Digital Media 2012.

¹⁶ Vgl. Rockwell 2012.

- Die Guidelines »How to Evaluate Digital Scholarship« von Todd Presner, welche als Grundlage für die Evaluation von Wissenschaft in »the Humanities, Social Sciences, Arts, and related disciplines«¹⁷ dienen sollen.

Allgemeine Rezensionszeitschriften und Fragebögen mit eigenen Richtlinien:

- Das DHCommons Journal, in dem noch laufende Projekte ein Statement veröffentlichen können, auf das in zwei unabhängigen Reviews Bezug genommen wird. Das Journal bietet eigene »Review Guidelines« zur Orientierung für die Autoren an.¹⁸
- Ein Formular zur Evaluation digitaler geisteswissenschaftlicher Projekte, das von dem mexikanischen Netzwerk Red de Humanidades Digitales entwickelt worden ist und online ausgefüllt werden kann sowie begleitende Best Practices (»Guía de buenas prácticas«)¹⁹.

Ansätze aus einzelnen Fachbereichen und für bestimmte Forschungsgebiete:

- Die »Guidelines for the Evaluation of Digital Scholarship in History« von der American Historical Association (AHA)²⁰.
- Die vom Institute of Historical Research der University of London herausgegebene Rezensionszeitschrift »Reviews in History«, ²¹ die sowohl Rezensionen zu gedruckten Büchern als auch zu digitalen Ressourcen einschließt.
- Das von Eighteenth-century Scholarship Online (18th Connect) eingerichtete Peer-Review-System für digitale Ressourcen und Archive zum 18. Jahrhundert.²²
- Die von der Networked Infrastructure for Nineteenth-Century Electronic Scholarship (NINES) etablierte Struktur für Peer-Reviews mit »Guidelines for Promotion and Tenure Committees in Judging Digital Work«²³.

Richtlinien für die Evaluation wissenschaftlicher, einschließlich digitaler Editionen:

- Die von der MLA herausgegebenen »Guidelines for Editors of Scholarly Editions«²⁴, die auch eine Liste von Fragen für Gutachtern enthalten.
- »Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft«²⁵ der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Kriterien für die Evaluation digitaler wissenschaftlicher Editionen:

¹⁷ Vgl. Presner 2012.

¹⁸ Vgl. DHCommons Journal 2015.

¹⁹ Vgl. Humanidades Digitales – Evaluación 2013.

²⁰ Vgl. Guidelines for the Evaluation of Digital Scholarship in History 2015.

²¹ Vgl. *Reviews in History* 1996.

²² Vgl. 18th Connect 2010.

²³ Vgl. NINES und Della Coletta et al. 2011.

²⁴ Guidelines for Editors of Scholarly Editions 2011.

²⁵ Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft ca. 2015.

- Die von der Association for Documentary Editing verfassten »Minimum Standards for Electronic Editions«²⁶.
- »Bewertungskriterien für elektronische Editionen« von Fotis Jannidis, bei denen der »Bedarf einer Klärung« betont wird, den elektronische Editionen als »neue Gegenstände im philologischen Alltag« im Vergleich zu gedruckten Editionen hervorrufen, bei denen die Kriterien »mehr oder wenige selbstverständlicher Teil des Fachs«²⁷ sind.
- Die vom Institut für Dokumentologie und Editorik (IDE) herausgegebenen »Kriterien für die Besprechung digitaler Editionen«²⁸.

Rezensionszeitschriften für digitale wissenschaftliche Editionen:

- Das »Magazin für digitale Editionswissenschaften« vom Interdisziplinären Zentrum für Editionswissenschaften der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, welches ein Forum zur Vorstellung von Best Practices für digitale Editionen bieten möchte und bei dem laufende Editionsprojekte mit Beiträgen verschiedene Aspekte ihrer Arbeit vorstellen können.²⁹
- Das vom IDE herausgegebene Rezensionssjournal ride (A Review Journal for Digital Editions and Resources)³⁰, zu dem auch ein Fragebogen (»Questionnaire«) gehört, mit dem umfassende Informationen zu den rezensierten Editionen systematisch erfasst werden.

Es gibt also eine Reihe von Hinweisen für die Evaluation digitaler Forschung und Experimente mit unterschiedlichen Formen der Bewertung. Die Initiatoren der Entwicklung von Richtlinien und Foren für Evaluation sind einerseits Einzelpersonen, häufiger aber Gruppen von Wissenschaftlern und Forschungsinstitutionen. Es ist auffällig, dass Rezensionssjournale und -plattformen in den meisten Fällen von eigenen Vorschlägen für Bewertungskriterien begleitet werden, welche als Hilfestellung oder Anleitung fungieren. Dies zeugt von einem Bewusstsein dafür, dass im Digitalen neue Maßstäbe für die Bewertung laufender oder abgeschlossener Forschungsarbeiten angesetzt werden müssen, welche nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden können. Zugleich erfüllen die Kriterien oft die doppelte Funktion, eine Bewertungsgrundlage für Gutachter zu sein und zugleich eine Checkliste für Wissenschaftler, die digitale Projekte planen und umsetzen. Zu erkennen ist, dass mit der als Unterstützung gedachten Explizierung von Kriterien eine gewisse Formalisierung des Bewertungsprozesses einhergeht. Auch Fragebögen, mit denen detailliert und strukturiert Informationen zu der jeweils betrachteten digitalen Ressource abgefragt werden, deuten in diese Richtung.

2. Evaluation von digitalen Editionen

²⁶ Vgl. Minimum Standards for Electronic Editions 2002.

²⁷ Jannidis 1999.

²⁸ Vgl. Sahle et al. 2014.

²⁹ Vgl. Magazin für digitale Editionswissenschaften 2015.

³⁰ Vgl. ride. A Review Journal for Digital Editions and Resources. 2014-.

Es ist nun bereits viel über die Evaluation von digitaler Forschung und digitalen Forschungsergebnissen im Allgemeinen gesagt worden. Die Herausforderungen und Fragen, die sich bei der Bewertung digitaler Arbeit insgesamt stellen, treffen gleichermaßen auf digitale wissenschaftliche Editionen zu, in vielen Aspekten sogar ganz besonders.

Um eine digitale Edition erstellen und bewerten zu können, sind neben den fachlichen und technischen Kompetenzen zusätzlich Kenntnisse in editionswissenschaftlicher Theorie und Methodik notwendig. Die entstehenden Ausgaben können in ihrem Aufbau und der Präsentation einen hohen Grad an Komplexität erreichen. Wegen der Unterschiedlichkeit der edierten Gegenstände, der theoretischen Fundierung, der unterschiedlichen Methodiken und Zielstellungen wird kaum eine Edition einer anderen gleichen. Bei Bewertungen müssen all diese Aspekte berücksichtigt werden.

Speziell für Editionen ergibt sich ein zusätzlicher Bedarf für Evaluation daraus, dass dieselben Gegenstände – historische Dokumente und literarische Werke etwa – auch in nicht-wissenschaftlicher Form digital aufbereitet und präsentiert werden. War dies auch bereits im Gedruckten der Fall, so scheint es, dass die Grenzen im Digitalen nicht so deutlich zu ziehen sind und eine Abgrenzung dringender wird. Das mag auch damit zu tun haben, dass die Gestalt wissenschaftlicher Editionen im Digitalen weniger festgelegt ist als sie es im Druck noch ist. Neben dem Attribut der Wissenschaftlichkeit kann auch die Kennzeichnung als ›Edition‹ zur Debatte stehen. Einige Tendenzen, die im Zusammenhang mit digitalen Editionen häufiger genannt werden, lassen diese in die Nähe digitaler Archive rücken, so dass auch in dieser Hinsicht definitorische und begriffliche Klärungen nötig sind.³¹

Eine weitere Frage betrifft den digitalen Charakter einer wissenschaftlichen Edition. Ist überhaupt ein Unterschied zu machen zwischen einer ›traditionellen‹ wissenschaftlichen Edition und einer digitalen wissenschaftlichen Edition? Hierzu gibt es unterschiedliche Standpunkte. Fließen diese in die Formulierung von Best Practices und Bewertungskriterien ein, dann kann das die Ergebnisse der Evaluation von digitalen Editionen beeinflussen. Es wird deutlich, dass nicht nur die Editionen selbst diskutiert werden müssen, sondern auch Guidelines, Fragenkataloge und deren theoretische Fundierung. Schon die Titel von Richtlinien, Rezensionszeitschriften und -plattformen kommunizieren eine bestimmte Haltung: Taucht ›digital‹ im Titel auf oder nicht? Wird es also zumindest vorübergehend als notwendiger Bestandteil der Benennung von Gegenständen angesehen, als Verweis auf eine eigene Art, oder spielt das Medium keine Rolle? Die Deutsche Forschungsgemeinschaft z. B. spricht

³¹Zu den öfter angeführten Tendenzen zählen die zunehmende Einbindung von Kontextmaterialien in die Edition, eine stärkere Orientierung an der Erschließung von Dokumenten statt an Werken und ein durch die digitalen Verfahren erst realistisch erscheinender Vollständigkeitsanspruch. Sahle meint dazu: »Wenn sich Inhalte, Strukturen und Präsentationsformen der Edition grundlegend wandeln, dann müssen die traditionellen Begriffe zur Kennzeichnung dieses Unternehmens neu justiert werden, weil ihr Verhältnis zu benachbarten Konzepten – die ebenfalls in Bewegung geraten – unklar wird und es zu Überschneidungen kommen kann. Für die Edition betrifft das vor allem das Konzept des Archivs. Wenn der Schwerpunkt editorischer Arbeiten sich zunächst in Richtung auf die Erschließung der Überlieferung und die genaue Wiedergabe der Dokumente verschiebt, das digitale Archiv aber zugleich die Grunderschließung durch vollständige bildliche Wiedergaben ergänzt, dann bewegen sich beide Begriffe offenkundig aufeinander zu« (Sahle 2013, S. 152f.). Zum Thema Dokumentorientierung führt Robinson an: »For both Gabler and Pierazzo, digital editing is rooted in the document [...] However, Gabler sees an editor as much more than a collector of documents, and a digital edition as much more than an archive. In this document-centred editing, Gabler argues that the central responsibility of the editor is to explain to the reader the tale told by the documents« (Robinson 2013, S. 111).

allgemein von »Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft«³². Empfohlen wird, bei der Erstellung von Editionen digitale Werkzeuge zu verwenden und die Textdaten in digitaler Form zu sichern und bereitzustellen, aber »[n]icht für jedes Editionsprojekt wird eine digitale Veröffentlichungsform erwartet«³³. An anderer Stelle wird ein wesentlicher Unterschied zwischen gedruckten und digitalen Editionen angenommen. Die Kriterien des Instituts für Dokumentologie und Editorik sind in dieser Hinsicht streng: »»Digitale Editionen« werden nicht nur in digitaler Form publiziert, sondern folgen in ihrer Methodologie einem digitalen Paradigma. [...] Retrokonvertierte gedruckte Editionen oder vertiefende Digitalisierungs- und Erschließungsprojekte in Bibliotheken und Archiven überschreiten oft nicht die Schwelle zu »digitale Editionen« im hier verwendeten Sinne.«³⁴

Die Ziele der Evaluation digitaler wissenschaftlicher Editionen können also sein: Zu überprüfen, ob Konzepte und Pläne förderungswürdig sind; bei laufenden Vorhaben zu unterstützen und zu beraten; wissenschaftliche Leistungen festzustellen und zu beurteilen; überhaupt festzustellen, ob eine digitale Ressource eine digitale wissenschaftliche Edition ist und damit auch in eine theoretische und methodische Diskussion um das Wesen, die Grenzen und die Entwicklung des Gegenstandes einzutreten; die Erstellung digitaler Editionen zu fördern. Strenge Kriterien, was die Wissenschaftlichkeit und Digitalität von Editionen betrifft, sollten nicht in erster Linie als Ausschlussprinzipien und exklusive Merkmale angesehen werden, sondern als ein Angebot von Vorschlägen, die bei einer Evaluation als Leitfaden dienen und bei der Erarbeitung einer digitalen Edition eine Orientierung bieten können. Denn nicht alle wissenschaftlichen Editionen werden bereits in digitaler Form erstellt. Kriterien und Evaluationen sollen auch dazu beitragen, das Vertrauen in digitale Editionen zu stärken und die Überführung grundlegender historischer Texte und Objekte in digitale Repräsentationen zu fördern.

Werden Bewertungen wie ausgefüllte Fragebögen, Rezensionen und Gutachten gesammelt und veröffentlicht, können sie dazu beitragen, einen Eindruck vom Stand der Dinge in der digitalen Editorik zu vermitteln. Noch systematischer gelingt dies mit Katalogen, die eine Vielzahl digitaler Editionen erfassen und einordnen. Solche Übersichten können selbst wieder den Bedarf an Evaluation sichtbar machen, wenn sie zeigen, in welchen Bereichen es noch nicht viele digitale Editionen gibt oder wo es – reduziert auf die erfassten Charakteristika der Editionen – Verbesserungsmöglichkeiten gibt.

³² Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft 2015.

³³ Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft 2015, S. 2.

³⁴ Sahle et al. 2014. Das Konzept »digitales Paradigma« wird bei Sahle näher erläutert. Ein Aspekt betrifft das Verhältnis zum Druck: »Eine digitale Edition ist dadurch bestimmt, dass sie nicht ohne wesentliche Informations- und Funktionsverluste in eine typografische Form gebracht werden kann – und in diesem Sinne über die druckbare Edition hinausgeht« und weiter: »Die digitale Edition ist dadurch gekennzeichnet, dass ihre Grunddaten in elektronischer Form vorliegen«, »Eine Theorie der digitalen Edition ist aus den allgemeinen Anforderungen und Zielstellungen an wissenschaftliche Editionen insgesamt abzuleiten und wird dadurch gekennzeichnet, dass sie hier einen umfassenden Anspruch verfolgt, was die inhaltliche Wiedergabe, die Erschließung, den Einsatz aktueller Technologien und die Berücksichtigung methodischer Rückwirkungen dieser Technologien betrifft« (Sahle 2013, S. 149f.).

Die folgenden Abbildungen basieren auf dem Katalog »Digital Scholarly Editions«³⁵.

Abbildung 1 zeigt die jährliche Anzahl neuer digitaler wissenschaftlicher Editionen, die im Katalog erfasst wurden. Insgesamt sind dies aktuell 391 Editionen. Es ist zu berücksichtigen, dass insbesondere die geringen Zahlen in den letzten Jahren darauf zurückzuführen sind, dass vom Herausgeber des Katalogs noch nicht alle neuen Editionen aufgenommen werden konnten. Einer groben Schätzung zufolge werden etwa 100 weitere Editionen vorliegen, weshalb die folgenden Interpretationen durch weitere Daten zu stützen wären und nur eine erste Annäherung darstellen können. Erkennbar ist, dass die Zahl neuer Editionen vor allem in den 90er Jahren kontinuierlich und deutlich angestiegen ist, dass dieser Trend aber ab dem Jahr 2000 nicht in gleicher Weise angehalten hat. Erwähnenswert ist auch, dass sich bei über 20 Editionen keine Angabe zum Erstellungsdatum oder dem Datum der letzten Änderung ausmachen ließ. Wenn digitale wissenschaftliche Editionen zitierfähig sein sollen und Zweifel an ihrer Wissenschaftlichkeit und Verlässlichkeit ausgeräumt werden sollen, ist das ein Missstand, auf den Evaluationen hinweisen müssen.

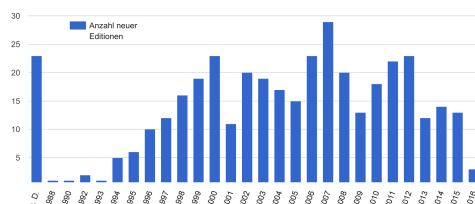


Abb. 1: Anzahl neuer digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Jahren.

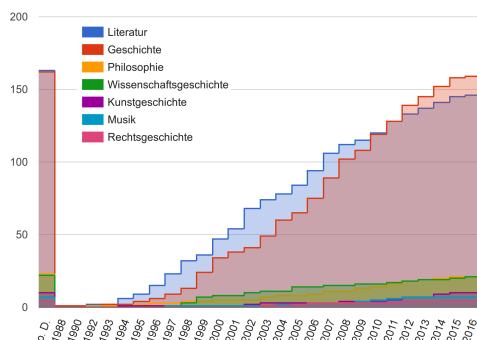


Abb. 2: Gesamtzahl digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Fachbereichen und Jahren.

³⁵ Sahle 2008ff. Die Diagramme wurden von der Autorin auf der Basis der XML-Daten erstellt, die dem Katalog zugrunde liegen, und mit Hilfe von XSLT und der Google Chart API umgesetzt. Dank an Patrick Sahle für das zur Verfügungstellen der XML-Daten des Katalogs. Ein ähnlicher Katalog, der jedoch eine andere, weiter gefasste Definition von digitaler Edition zugrundelegt, wird von Greta Franzini gepflegt. Vgl. Franzini 2016. Wegen der bisher geringeren Zahl von Einträgen und einem anderen Ansatz bei der Erfassung der Metadaten wurde der Katalog von Franzini, der bei GitHub verfügbar und nachnutzbar ist, hier nicht einbezogen. Sowohl gedruckte als auch digitale Editionen werden in der Editionen-Datenbank des Deutschen Literaturarchivs Marbach dokumentiert, die derzeit (Stand Juli 2016) 135 Editionen verzeichnet. Vgl. Editionen-Datenbank 2016.

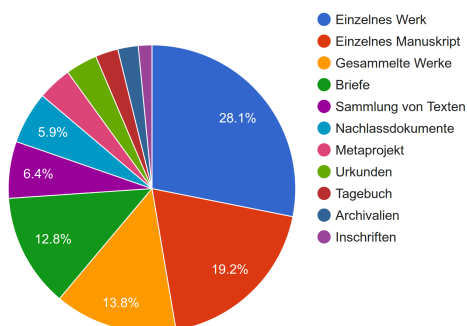


Abb. 3: Anteile digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Art des edierten Materials.

Abbildung 2 zeigt die Gesamtzahl digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Fachbereichen und Jahren. Den Katalogauswertungen zufolge kommt der Großteil der digitalen Editionen aus der Literatur- und Geschichtswissenschaft, was zu dem Eindruck passt, dass besonders in diesen Fachbereichen eigene Best Practices und Guidelines formuliert werden bzw. ihre Erarbeitung von diesen Fächern ausgeht.³⁶ Abbildung 3 veranschaulicht die Anteile an Editionen nach Art des edierten Materials. Gab es mehrere Zuordnungen, so wurde hier nur die jeweils erste berücksichtigt. Insgesamt zielen etwas mehr als 40% der Editionen auf einzelne oder gesammelte Werke, während etwa 55% dokument- oder objektzentriert sind.³⁷ Hier könnte noch näher untersucht werden, ob es Tendenzen im Zeitverlauf gibt. Die Auswertungen deuten an, welche Bereiche der digitalen Editorik – gemessen an der Zahl der entstandenen Editionen – bisher den Schwerpunkt ausmachen und wo der Raum für Entwicklungen – auch von Empfehlungen für Ersteller digitaler Editionen, Gutachter und Rezensenten – noch größer ist. Wenn das kulturelle Erbe in den nächsten Jahrzehnten umfassend digital gespeichert, verwaltet und zugänglich gemacht werden soll, ist es zentral, die Erstellung digitaler wissenschaftlicher Editionen zu fördern und ihre Qualität durch Evaluationen zu sichern.³⁸

3. Kriterien zur Bewertung digitaler Editionen

Welche Kriterien sollten bei der Bewertung von digitalen Editionen angesetzt werden? Es soll an dieser Stelle nicht darum gehen, Kriterien aus bestehenden Katalogen vollständig aufzuführen oder neue Kriterien zu entwickeln. Die Hauptbereiche der Bewertung, wie sie

³⁶Dazu zählen die bereits genannten »Guidelines for the Evaluation of Digital Scholarship in History 2015«, »Bewertungskriterien für elektronische Editionen 1999« von Fotis Jannidis, die von der DFG herausgegebenen »Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft 2015« sowie die von Porta Historica »Qualitätskriterien für elektronische Quelleneditionen 2008« und die »Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter« der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, bei denen aber betont wird, dass es hinsichtlich der Empfehlungen »prinzipiell keinen Unterschied zwischen germanistischen Editionen und Editionen in anderen Disziplinen wie z. B. Philosophie, Geschichte oder Musikwissenschaft« gibt. Vgl. Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter 2012.

³⁷»Metaprojekt« meint größere Unternehmungen, die mehrere Teileditionen umfassen können.

³⁸So führt Rockwell an: »It could be argued that work on scholarly electronic editions is particularly important at this juncture since we are in a transformative epoch when new scholarly resources are being designed and built for the next generation to interpret« (Rockwell 2011, S. 156).

sich aus der Gliederung von Kriterienkatalogen ableiten lassen, sollen skizziert und an zwei Beispielen soll eine visuell unterstützte Analyse von Kriterienarten vorgenommen werden. Das Ziel ist, diejenigen Kriterien auszumachen, die für digitale Editionen spezifisch sind.

Bei allen ›Guidelines‹ wird deutlich, dass das Bewerten digitaler wissenschaftlicher Editionen auf der einen Seite zu einem großen Teil mit dem Bewerten wissenschaftlicher Editionen gleichzusetzen ist und auf der anderen Seite mit dem Bewerten digitaler (wissenschaftlicher) Ressourcen im Allgemeinen. Für die Frage nach der Besonderheit digitaler Editionen im Hinblick auf ihre Evaluation sind daher vor allem die Bereiche von Bedeutung, in denen »wissenschaftliche Edition« und »digitale Ressource« bei der Formulierung der Kriterien zusammenkommen. Dies kann als Hinweis darauf gedeutet werden, in welchen Bereichen die digitale wissenschaftliche Edition aus Sicht der Guidelines nicht nur die Summe ihrer Teile, sondern in ihrem Wesen integrativ ist.

Abbildung 4 zeigt den Kriterienkatalog des Instituts für Dokumentologie und Editorik (IDE) mit farblich hinterlegten Kriteriengruppen. Die blau hinterlegten Bereiche sind Kriterien, die generell auf wissenschaftliche Editionen anwendbar sind, die grünen solche, die allgemein auf digitale (wissenschaftliche) Ressourcen zutreffen und die orange eingefärbten Punkte solche, die speziell für digitale wissenschaftliche Editionen von Bedeutung sind. Der Katalog des IDE ist in die Bereiche »Präliminarien der Besprechung«, »Gegenstand und Inhalte der Edition«, »Ziele und Methoden«, »Umsetzung und Präsentation« und »Fazit« eingeteilt. Bis zum letzten Unterpunkt des dritten Abschnitts »Ziele und Methoden« treffen die zugehörigen Kriterien auf wissenschaftliche Editionen im Allgemeinen zu. Es geht z. B. darum, welche Relevanz die Edition für die Forschung haben kann, welche Materialien ausgewählt wurden, inwieweit es Vorarbeiten gab, welche Inhalte in der Edition angeboten werden, ob die Ziele und Methoden der Edition reflektiert und dokumentiert werden, wie mit den Texten umgegangen wird und inwieweit Texte und Dokumente kritisch erschlossen werden. Erst beim Punkt »3.7 Modellierung« wird der digitale Aspekt relevant, wenn nach dem Datenmodell, Datenformaten und Standards und insbesondere danach gefragt wird, wie die editorische Methodik technisch umgesetzt wird. Der Bereich »Umsetzung und Präsentation« besteht weitgehend aus Kriterien, die auf digitale (wissenschaftliche) Ressourcen allgemein anwendbar sind. Es gibt Fragen nach der technischen Architektur, der Benutzungsoberfläche, Referenzierbarkeit, Schnittstellen, Exportformaten, Grunddaten, Rechten und Lizenzen, dauerhaften Nutzbarkeit. Die in diesem Abschnitt des Katalogs für digitale Editionen spezifischen Kriterien fragen danach, wie die Inhalte der Edition (Abbildungen, Texte und darüber hinausgehende Zusammenstellungen wie Indices) im Digitalen aufbereitet sind und wie sie in der digitalen Oberfläche weiter erschlossen wurden, z. B. durch interne und externe Vernetzung und Metadaten. Es wird nach weiteren, »ungewöhnlichen« Funktionalitäten wie Visualisierungen und Kommentarfunktionen gefragt und danach, ob Dokumentation und Editionsrichtlinien in die Präsentation aufgenommen sind. Im Fazit kommen die verschiedenen Arten von Kriterien, die zuvor in eigenen Bereichen behandelt wurden, zusammen, wenn es um eine abschließende Bewertung der Wissenschaftlichkeit, Digitalität, der Zielstellungen, Methoden und Ergebnisse der Edition geht. Für digitale Editionen wesentlich sind vor allem die Punkte 5.1 und 5.4: »5.1 Terminologische Einordnung. Handelt es sich eigentlich um eine digitale (wissenschaftliche, kritische) Edition und in welchem Sinne? Wie würde man die Ressource

präzise beschreiben? [...]»³⁹ »5.4 Spezifischer Beitrag der Edition? Welchen Beitrag leistet die Edition zum inhaltlichen Forschungsstand? Welchen Beitrag leistet sie zur methodischen Entwicklung und zur Etablierung von *best practices* digitaler Editionen? Inwiefern leistet die Edition mehr, als eine gedruckte Version leisten könnte?«⁴⁰

Kriterien für die Bewertung digitaler Editionen, Version 1.1

1. Präliminarien der Bewertung	2. Gegenstand und Inhalte der Edition	3. Ziele und Methoden	4. Umsetzung und Präsentation	5. Fazit
<p>1.1 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.2 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.3 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.4 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.5 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.6 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.7 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.8 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.9 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>1.10 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p>	<p>2.1 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.2 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.3 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.4 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.5 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.6 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.7 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.8 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.9 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>2.10 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p>	<p>3.1 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.2 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.3 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.4 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.5 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.6 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.7 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.8 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.9 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>3.10 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p>	<p>4.1 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.2 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.3 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.4 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.5 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.6 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.7 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.8 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.9 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>4.10 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p>	<p>5.1 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.2 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.3 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.4 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.5 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.6 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.7 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.8 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.9 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p> <p>5.10 Die Editionen sind wissenschaftlich fundiert und methodisch korrekt erstellt.</p>

Abb. 4: Kriterienkatalog des Instituts für Dokumentologie und Editorik mit farblich hinterlegten Kriteriengruppen.

Auch bei dem Katalog, den Yates als Grundlage für die Verleihung eines Preises für die beste digitale Edition / das beste digitale Archiv formuliert, kommen Kriterien zusammen, die auf wissenschaftliche Editionen im Allgemeinen, digitale Ressourcen im Allgemeinen und digitale wissenschaftliche Editionen im Speziellen zutreffen. Die Kriterien sind in die Bereiche »Criteria for Inclusion: Scholarly standards«, »Criteria for Inclusion: Field«, »Criteria for Inclusion: Technical«, »Judging Standards: Usability« und »Judging Standards: Usefulness« eingeteilt. »Scholarly standards« und »Field« beziehen sich auf wissenschaftliche Genauigkeit und Strenge, den Beitrag zur Forschung und den relevanten Fachbereich einer wissenschaftlichen Edition. Beim Abschnitt »Usability« geht es um eine heuristische Evaluation der Oberfläche aus Nutzersicht, ein Aspekt, der für digitale Ressourcen im Allgemeinen relevant ist. Die für digitale wissenschaftliche Editionen spezifischen Kriterien sind in den Abschnitten »Criteria for Inclusion: Technical« und »Judging Standards: Usefulness« zu finden: »it should go further than a print edition can go, taking full advantage of the capacities of its medium«⁴¹. Die Edition sollte für das digitale Medium konzipiert worden sein, »live links« und Markup verwenden und vollständig im Web verfügbar sein. Gefragt wird danach, wie sich die digitale Edition zur neuesten Druckausgabe verhält, inwiefern sie interdisziplinäre Forschung und Lehre unterstützt, was ihre hervorragenden Merkmale sind und inwiefern die technischen Entscheidungen auf die »Bedürfnisse« des Textes abgestimmt sind: »how does the medium contribute to the message of this work? [...] The most difficult factor of evaluation is the fit of the material with the form of its digital edition. This question is not just a matter of whether the edition has taken advantage of every available technological option, but of the sensitivity shown by the editors to the philological demands of the text in making decisions

³⁹ Sahle et al. 2014.

⁴⁰ Sahle et al. 2014.

⁴¹ Yates 2008.

about markup policy«⁴². Es wird auf das Spannungsverhältnis zwischen dem Streben nach ›individueller Spezifität‹ in den Geisteswissenschaften und dem Streben nach Einheitlichkeit in der Technologie hingewiesen: »A good digital edition should walk this line in ways that are sensitive to its subject matter«⁴³.

2a. Criteria for Inclusion: Scholarly standards	2b. Criteria for Inclusion: Field	2c. Criteria for Inclusion: Technical	3. Judging Standards	3a. Usability	3b. Usefulness
<p>Questions editors should ask in general:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? <p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? 	<p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? 	<p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? 	<p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? 	<p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact? 	<p>Editorial considerations:</p> <ul style="list-style-type: none"> What is the edition's purpose? What is the edition's scope? What is the edition's audience? What is the edition's format? What is the edition's content? What is the edition's structure? What is the edition's design? What is the edition's interface? What is the edition's navigation? What is the edition's search? What is the edition's accessibility? What is the edition's sustainability? What is the edition's impact?

Abb. 5: Kriterien zur Bewertung digitaler Editionen nach Yates mit farblich hinterlegten Kriteriengruppen.

Aus der Betrachtung der beiden Kriterienkataloge kristallisieren sich folgende Aspekte als ›wesentlich‹ für die digitale wissenschaftliche Edition heraus: (1) Ein grundlegender Bestandteil ist die digitale Modellierung und Codierung der Texte bzw. die erschließende Repräsentation des Editionsgegenstandes, die zunächst unabhängig von der medialen Präsentation ist. In der Textcodierung schlagen sich theoretische Haltungen und methodische Herangehensweisen nieder und wird sichtbar, inwieweit das Konzept der Edition stimmig ist. (2) Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist ein möglichst innovativer Umgang mit dem digitalen Medium, insbesondere in der Gestaltung der Editions Oberfläche und ihrer Präsentation. Erneuerung und Experimentalität sind hier ein Standard, eine Best Practice, wenn Bewertungskriterien diese einfordern. Diese eigentliche Unvereinbarkeit ist den Autoren der Richtlinien aber bewusst, wenn sie darauf hinweisen, dass die Standardisierung an dieser Stelle in Konflikt mit neuen Ansätzen steht und dass auch die Kriterien selbst immer wieder diskutiert werden müssen, dass manches (noch) nicht standardisiert ist und einige Standards sich (noch) ändern.⁴⁴ Die spannende Frage ist, ob das ›Ausreizen‹ des Mediums ein wesentliches Merkmal digitaler Editionen bleiben wird oder ob es sich um eine Übergangsphase hin zu stabilen Modellen handelt.⁴⁵ (3) Im Markup und in der Präsentation sollten Inhalt und digitale Methode nicht unabhängig voneinander, sondern sinnvoll aufeinander bezogen sein.

4. Rezensionen als Evaluationsform

⁴² Yates 2008.

⁴³ Yates 2008.

⁴⁴ So Sahle et al. 2014: »Es kann nicht übersehen werden, dass sich viele Fragen noch in der Diskussion befinden und deshalb keine allgemeinen Anforderungen abgeleitet werden können. Besprechungen digitaler Editionen sollen bei diesen Fragen auch einen Beitrag zur Methodendiskussion leisten«.

⁴⁵ Bei dem Panel »The Scholarly Digital Edition: Best Practices, Guidelines, and Peer Evaluation«, welches während der Konferenz dh2016 in Kraków am 13.7.2016 stattfand, hat Elena Pierazzo hervorgehoben, dass Experimentierfreude beim digitalen Editieren zwar erfreulich sei, eine gewisse Standardisierung aber ebenso wichtig, damit mehr digitale Editionen produziert werden, die digitalen Methoden von mehr EditorInnen für sinnvoll erachtet und angenommen werden und die Herausforderungen für NeueinsteigerInnen nicht zu groß sind.

Die Bewertungskriterien, die aus theoretischen und methodischen Erwägungen heraus formuliert sein mögen und auch auf einem bestimmten praktischen Erfahrungsstand mit digitalen Editionen basieren können, treten erst durch ihre Anwendung in direkten Kontakt mit dem Gegenstand, für dessen Evaluation sie geschaffen wurden. Mit der Evaluation kann dann nicht nur die Edition diskutiert werden, sondern auch die Kriterien, so dass konkrete Bewertungen als Mittler zwischen Theorie und Praxis, zwischen Standards und individuelle Umsetzungen treten können.

Es wurden bereits verschiedene mögliche Formen der Evaluation genannt. Rezensionen, »Reviews«, stellen eine Möglichkeit dar, auf die hier kurz eingegangen werden soll. Aus dem Englischen kommend kann das Review allgemeinsprachlich die Handlung des genauen Betrachtens und Untersuchens von etwas sein, im Hinblick auf die Qualität des Betrachteten, aber auch auf seinen allgemeinen Zustand. Es kann zugleich Ausdruck und Niederschlag der Meinung sein, die sich jemand zur Qualität von etwas gebildet hat oder eine Zeitschrift, die Gedanken und Meinungen zu etwas versammelt. Das Präfix »re« darauf hin, dass man zu etwas zurückkehrt, sich einer Sache erneut zuwendet. Werden digitale Editionen in Rezensionen besprochen, so bedeutet dies also eine genaue Inspektion des Forschungsergebnisses, jedoch mit einer klaren individuellen Position, die von den Rezensenten bezogen wird und in die Bewertung einfließt. Angesichts des Aufkommens von Richtlinien, Fragebögen und weiteren formalisierten Zugängen zur Bewertung von digitalen Editionen sind individuelle Besprechungen wichtig, damit es nicht zu schematischen Bewertungen kommt, die eine Weiterentwicklung der Editionsmethoden oder der Evaluationsformen und -prinzipien selbst verhindern könnten. Die stärker geregelten Ansätze stellen zwar einen wichtigen Rahmen dar, der eine Etablierung von Best Practices für die digitale Editorik fördert, doch sollten Evaluationen sich nicht beispielsweise im Ausfüllen von Fragebögen erschöpfen, bei denen Bewertungskategorien und gegebenenfalls auch verschiedene Antworten vorgegeben sind. Eine Kombination und ein Wechselspiel verschiedener stärker und weniger stark formalisierter Evaluationsmethoden bietet sich an, um sowohl eine Festigung als auch Reifung der Methoden und Praxis des digitalen Edierens zu ermöglichen.

Traditionell ist die Rezension eine freie Form: »Häufig ist die Klage zu vernehmen, das Rezensieren kenne im Grunde keine Regeln und kein Gesetz. Allgemein anerkannte Programme oder Partituren, die rezensive Kritik verbindlich leiten könnten, existieren in der Tat nicht.«⁴⁶ Wenn Rezensionen von digitalen Editionen auf Katalogen mit Bewertungskriterien aufbauen, könnte das dazu führen, dass sich auch die Praxis des Rezensierens und die Rezension als Textsorte verändern, hin zu einem geregelteren und schematischeren Aufbau. So werden die Rezensionstexte in der vom IDE herausgegebenen Rezensionzeitschrift *ride* jeweils von einem sogenannten Factsheet begleitet, in dem die wichtigsten Fakten zu der besprochenen Edition noch einmal tabellarisch und überblicksartig zusammengefasst sind.⁴⁷ Die strukturierten Informationen zur digitalen Edition werden mit einem ausführlichen Fragebogen erhoben. Die Ergebnisse der bisher 25 ausgefüllten Fragebögen werden auf der Webseite von *ride* zusätzlich in Form von Datenvisualisierungen ausgewertet und präsentiert,

⁴⁶ Bardelle 1989, S. 54.

⁴⁷Vgl. *ride. A Review Journal for Digital Editions and Resources*. 2014-, z. B. die von Helmut Klug verfasste Rezension »Welscher Gast digital« (Klug 2016), die in der aktuellen vierten Ausgabe von *ride* erschienen ist.

z. B. zu den Fragen, ob die Editionen Resolver verwenden, wie das edierte Material lizenziert ist, ob Standards wie TEI verwendet werden, die Grunddaten zugänglich sind und welche Browsing-Zugänge die Editionsoberflächen bieten. Die Rezensionen werden also von formalen Darstellungen und Auswertungen begleitet. Um die Diskussion der digitalen Editionen nicht zu sehr anzuleiten und einzuengen, sollte darauf geachtet werden, dass der regelnde Einfluss der formalisierten Begleitmaterialien auf die Besprechungen in Textform nicht zu groß wird.

Eine weitere Eigenschaft der Rezensionen, die möglicherweise einem Wandel unterliegt, ist ihre Länge. Hat die Art des besprochenen Gegenstands Einfluss auf den Umfang der Rezensionen? Leider liegen nur wenige Daten für Rezensionen zu digitalen Editionen und digitalen Projekten insgesamt vor, so dass die Entwicklung des Umfangs von Rezensionen ebenso wie die Entwicklung der Anzahl digitaler Editionen nur tentativ erfolgen kann. Um einen Eindruck zu gewinnen, wird hier der Umfang der Rezensionen in *ride* und dem DHCommons Journal (DHCJ) mit demjenigen von Rezensionen aus dem Romanistischen Jahrbuch (Rjb), der Zeitschrift für Germanistik (ZfG) sowie der Jahrgänge 1986, 1996 und 2016 aus der Internationalen Bibliographie der Rezensionen geistes- und sozialwissenschaftlicher Literatur (IBR-Online) verglichen. Die Auswahl der beiden Zeitschriften (Rjb und ZfG) ist willkürlich getroffen. Die Untersuchung ließe sich auf weitere Zeitschriften ausweiten. Die Daten für das Rjb und die ZfG stammen wie die übrigen bibliographischen Daten, die zum Vergleich mit *ride* und dem DHCJ herangezogen werden, aus der IBR. In IBR-Online werden bibliographische Metadaten zu Rezensionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften ab 1983 erfasst. Aktuell werden 6.200 Zeitschriften indiziert. Für das IBR insgesamt wurden die Jahrgänge 1986, 1996 und 2016 ausgewählt, um Stichproben für die Entwicklung der Länge von Rezensionen zu erhalten. Es wurden jeweils die ersten 1000 Rezensionen aus diesen Jahrgängen berücksichtigt. Um die Länge der Rezensionen zu ermitteln, wurden die Seitenumfänge herangezogen. Einträge mit Umfängen bis 47 Seiten wurden als Rezensionen gewertet. Einträge ab 48 Seiten wurden als Monographien gewertet und nicht einbezogen. Da es bei *ride* und dem DHCJ keine Seitenangaben gibt, wurde dort ausgehend von den Volltexten und auf der Grundlage einer Normseite à 1500 Zeichen ein Seitenumfang berechnet, um einen Vergleich mit den Angaben aus der IBR zu ermöglichen. Abbildung 6 und 7 zeigen die Ergebnisse für die Mittelwerte und Mediane der Seitenumfänge der Rezensionen in den verschiedenen Datensätzen:

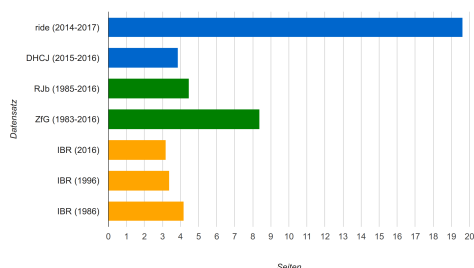


Abb. 6: Länge von Rezensionen in Seiten (Mittelwert).

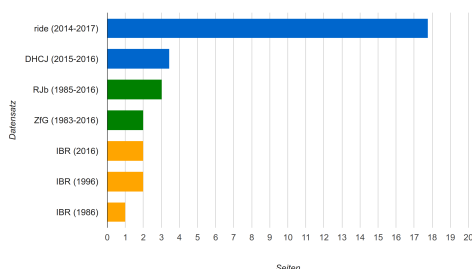


Abb. 7: Länge von Rezensionen in Seiten (Median).

In beiden Abbildungen wird deutlich, dass die Rezensionen in *ride* deutlich länger sind als in den anderen Zeitschriften. Ein deutlicher Trend hin zu längeren Rezensionen für digitale Ressourcen im Vergleich zu Rezensionen zu gedruckten Publikationen lässt sich so nicht begründen, nicht nur wegen der wenigen vorliegenden Daten zu Rezensionen, die digitale Forschungsergebnisse zum Gegenstand haben. In *ride* liegen derzeit 25 Rezensionen vor, beim DHCJ sind es nur 14. Im Vergleich dazu wurden hier aus dem Rjb 452 Rezensionen berücksichtigt, aus der ZfG 1.918 und aus den Jahren 1986, 1996 und 2016 jeweils 1000. Es ist außerdem nicht klar, wie viele der im Online-IBR erfassten Rezensionen digitale Ressourcen besprechen. Wird der Median als Vergleichsmaß angesetzt, dann liegt neben *ride* auch das DHCJ vor den anderen Gruppen, der Mittelwert dagegen ist insbesondere für die ZfG, aber auch das Rjb und den Jahrgang 1986 höher. Ob *ride* den Umfang der Rezensionen betreffend ein Einzelfall ist, wäre näher zu untersuchen, sobald mehr Rezensionen zu digitalen Editionen aus anderen Publikationsorganen zugänglich sind.

Die Rezensionen in *ride* unterscheiden sich von »klassischen« Rezensionen darüber hinaus auch dadurch, dass sie vor der Veröffentlichung einen Peer-Review-Prozess durchlaufen.⁴⁸ Das Peer Review soll dazu beitragen, die Rezensionen in die Nähe von wissenschaftlichen Aufsätzen zu rücken. Neben der Qualitätssicherung und Verbesserung der digital veröffentlichten Rezensionen hat das Peer-Review die Funktion, die Rezensenten durch das Feedback von »peers« aus dem jeweiligen Fachbereich und den digitalen Geisteswissenschaften darin zu unterstützen, sowohl inhaltliche als auch technische Aspekte evaluieren zu können. Hier wäre natürlich auch ein Ansatz denkbar, bei dem mehrere Autoren Rezensionen verfassen, wie es bei DHCommons der Fall ist. Auch könnte man kritisieren, dass durch ein »Reviewing von Reviews« mit aller (übertriebener?) Kraft versucht wird, die Zweifel an der Wissenschaftlichkeit digitaler Veröffentlichungen auszuräumen. Es muss aber auch gesagt werden, dass solche Initiativen prinzipiell begrüßt werden sollten, da die verschiedenen Ansätze zur Evaluation digitaler Editionen im Moment noch Experimente sind.

Dadurch, dass Rezensionen in Zeitschriften veröffentlicht werden, haben sie z. B. internen Bewertungen oder Diskussionen in sozialen Medien gegenüber den Vorteil, dass die Begutachtungen für andere leichter auffindbar, nachvollziehbar und nachnutzbar sind. Die

⁴⁸Die Qualitätsprüfung der Rezensionen vor ihrer Veröffentlichung wird in *ride* als Double-Bind Peer-Review durchgeführt, was bedeutet, dass weder die Rezensenten wissen, wer ihre Rezension begutachtet noch die Gutachter wissen, wer die Rezension geschrieben hat.

Rezensionen geben einen bestimmten Diskussionsstand wieder. Sie können von den Erstellern digitaler Editionen als Anregung dafür genutzt werden, die Edition noch zu verbessern – unter Umständen könnten die Rezensionen dann sogar wiederholt werden – und anderen als Inspiration für eigene, geplante Vorhaben dienen. Sie bieten als prinzipiell freie Textform Raum für die Auslegung, Diskussion und Anwendung von Evaluationskriterien und für eine Kontextualisierung. Wie in anderen Fachbereichen auch, ist der Blick zurück, das »re-view«, ein sinnvoller Ansatz, um zur weiteren Entwicklung des immer noch jungen Feldes der digitalen Editorik beizutragen.

5. Fazit

Die Betrachtung der Zielstellungen, Herausforderungen, Problemfelder und Lösungsansätze zur Evaluation digitaler Forschungsergebnisse insgesamt hat deutlich werden lassen, dass in diesem Themenbereich sowohl theoretisch als auch praktisch noch viel zu leisten ist. Ergebnisse dieses Beitrags sind, dass eine Bewertung durch mehrere Personen mit unterschiedlichen Kompetenzen sinnvoll sein kann oder Evaluatoren auf andere Weise unterstützt werden sollten, damit sowohl inhaltliche als auch methodische und technische Aspekte in Evaluationen einfließen können. Best Practices, Guidelines und Kriterienkataloge, die zunehmend entwickelt werden, unterstützen den Bewertungsprozess auf sinnvolle Weise. Sie können Gutachter, die über Disziplinengrenzen hinweg Evaluationen vornehmen müssen, zur Orientierung dienen. Kriterien können, wenn sie zu spezifisch formuliert werden, zugleich problematisch sein, da sie einen bestimmten methodischen Entwicklungsstand als Best Practice fixieren. Sie müssen daher selbst fortlaufend diskutiert werden.

Damit digitale Forschungsergebnisse aller Art auf allen Ebenen und in allen Facetten bewertet werden können, die sie ausmachen, sind Dokumentation, Transparenz und Offenheit von Seiten der Wissenschaftler wesentlich. Nur so können neben Präsentationsformen auch Forschungsdaten, Textcodierungen, in Projekten entwickelte Werkzeuge und Programmteile evaluiert werden, wenn diese entscheidend zum Wesen und der Gestalt der Edition beitragen. Ein bewusstes Publizieren von Teilergebnissen kann das Signal für die Beurteilungsfähigkeit digitaler Arbeiten geben. Eine Konzentration auf die Bewertung von Ergebnissen gegenüber Praktiken ist sinnvoll: Wenn beispielsweise Tools selbst Ergebnisse der Forschung in einem Editionsprojekt sind, wären sie Gegenstand einer Rezension, während der Einsatz bestehender Tools zur Gewinnung von Ergebnissen als Praktik gewertet würde. Praktiken könnten eher im Rahmen von Gutachten zu Projektanträgen, also mit Blick auf die Zukunft, bewertet werden, oder in Form von Beratungen im Projektverlauf, sind ansonsten aber schwer zu erfassen, weshalb für Rezensenten die Beurteilung der publizierten Ergebnisse im Vordergrund stehen sollte. Praktiken würden nur im Sinne eines dokumentierten methodischen Vorgehens, welches Teil von publizierten Ergebnissen sein kann und sollte, in das Blickfeld von Rezensionen rücken. Digitale wissenschaftliche Editionen müssen den grundsätzlichen Anforderungen an wissenschaftliche Editionen genügen und unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von gedruckten wissenschaftlichen Editionen. Als digitale Ressourcen haben digitale wissenschaftliche Editionen Vieles mit anderen Arten digitaler Forschungsergebnisse (wie z. B. digitale Archive oder digitale Tools) gemeinsam. Trotzdem

sind für die Evaluation und insbesondere das Reviewing von digitalen wissenschaftlichen Editionen auch eigene Bedarfe und Kriterien auszumachen. Die Kriterien betreffend kann diskutiert werden, ob nicht für verschiedene Arten von digitalen wissenschaftlichen Ressourcen auf allgemeine Richtlinien verwiesen werden kann und Kriterien für einzelne Fachbereiche, bestimmte Arten von Ressourcen und bestimmte Gegenstände sich auf das jeweils Spezifische konzentrieren. Für digitale Editionen spielt die Repräsentation des edierten Gegenstandes in digitalen Daten eine besondere Rolle, z. B. in Form einer Textcodierung: Ist sie durchdacht und angemessen? Auf der anderen Seite ist wesentlich, wie die Edition sich digitale Präsentationsformen zunutze macht. Hier kann besonderer Wert auf Innovation gelegt werden, vor allem aber ist auch bei der Entwicklung von Benutzungsoberflächen entscheidend, dass Inhalt und Form gut aufeinander abgestimmt sind.

Digitale Editionen zu besprechen und zu bewerten trägt zur praktischen Weiterentwicklung und Etablierung des Edierens im digitalen Medium bei. Die Erstellung digitaler Editionen wird gefördert, die Qualität der entstehenden Editionen gesichert, gute Umsetzungen hervorgehoben und die Möglichkeit gegeben, aus Fehlern zu lernen. Wenn Evaluationen einzelne digitale Editionen diskutieren und einordnen, führt dies zugleich zu einem fortwährenden Diskurs zur Definition der ›digitalen Edition‹ und zu den Methoden und Zielen des digitalen Edierens.

Erfolgt die Evaluation wissenschaftlicher Ergebnisse im digitalen Medium und bezieht sie sich auf digitale Forschungsergebnisse, unterliegt sie selbst einem medial induzierten Wandel. Dies wurde am Beispiel der Rezension als Evaluationsform aufgezeigt. Rezensionen tendieren (zumindest im Fall von ride) zu mehr Umfang, orientieren sich an Kriterienkatalogen, folgen diesen unter Umständen in ihrer inhaltlichen Struktur und werden von formalen Auswertungen wie Datenvisualisierungen begleitet. Trotzdem ist die Rezension als narrative Textform, die offen gestaltet werden kann, besonders geeignet, um zwischen Theorie, Methodik und Empirie der digitalen Edition zu vermitteln und vor allem auch ein gutes Gegengewicht zu Kriterienkatalogen zu bilden, die zu einer Formalisierung und Festschreibung von Bewertung und Bewertungsmaßstäben tendieren. Rezensionen bleiben als Evaluations-Use Cases für andere zugänglich und nachvollziehbar. Während auch neue Formen der Evaluation entstehen, ist es zunächst sinnvoll, auf ein etabliertes Verfahren wie die Rezension zurückzugreifen, bei dem Produktion und Rezeption eingespielt sind, um so die Diskussion über die im Digitalen entstehenden Forschungsergebnisse in Gang zu bringen.

Schließlich kann festgehalten werden: Wenn digitale Forschung und ihre Ergebnisse und insbesondere das digitale Edieren als Methode noch nicht sehr etabliert sind, so gilt das für ihre Evaluation erst recht, weshalb die Diskussion möglicher Ansätze essentiell ist. Zugleich sollte es mehr Bewertungen digitaler Arbeiten geben, um deren Reputation zu fördern und zur Stabilisierung des Feldes beizutragen.

Bibliographische Angaben

- Frank Bardelle: Formen der kritischen Auseinandersetzung oder: Wie man Urteile über wissenschaftliche Neuerscheinungen verhängt. [\[online\]](#) In: Zeitschrift für Soziologie 18 (1989) H. 1, S. 54–64. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)
- Sheila Cavanagh: Living in a Digital World: Rethinking Peer Review, Collaboration, and Open Access. In: Journal of Digital Humanities 1 (2012), H. 4. [\[online\]](#)
- Daniel J. Cohen / Joan Fragaszy Troyano: Closing the Evaluation Gap. In: Journal of Digital Humanities 1(2012), H. 4. [\[online\]](#)
- Cristina Della Coletta et al. NINES Summer Institute 2011 Group: Guidelines for Promotion and Tenure Committees in Judging Digital Work. 2011. [\[online\]](#)
- DHCommons Journal. Hg. von centerNet. 2015-. ISSN 2378-2544. [\[online\]](#)
- Die Schnake 15/16 (2000). In: Die Schnake. Zeitschrift für Sprachkritik, Satire, Literatur. Hg. von Rainer Kohlmayer. Gernersheim 1982-. ISSN 0723-722. [\[Nachweis im GBV\]](#)
- Digital Humanities 2016, Conference Agenda, 9. Juli 2016. [\[online\]](#)
- Editionen-Datenbank. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Referat Editionen und Digital Humanities. Hg. von Roland S. Kamzelak, unter Mitarbeit von Lydia Michel. Version 2.2 Release vom 17.5.2016. Marbach 2012-. [\[online\]](#)
- Eighteenth-century Scholarship Online (18th Connect): Peer Review. Hg. von der Initiative for Digital Humanities, Media, and Culture, Texas A&M University. College Station, TX. 2010. [\[online\]](#)
- Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach. Marbach 31. Januar 2012. PDF. [\[online\]](#)
- Kathleen Fitzpatrick: Peer Review, Judgement, and Reading. DOI: [10.1632/prof.2011.2011.1.196](#) In: Profession (2011), S. 196–201. [\[online\]](#)
- Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft. Hg. vom Fachkollegium Literaturwissenschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn 2015. PDF. [\[online\]](#)
- Greta Franzini: A Catalogue of Digital Editions. Centre for Digital Humanities. University College London. London 2016. [\[online\]](#) und [\[online\]](#)
- Guidelines for Editors of Scholarly Editions. Hg. von der Modern Language Association (MLA). New York, NY. 29. Juni 2011. [\[online\]](#)
- Guidelines for Evaluating Work in Digital Humanities and Digital Media. Hg. von der Modern Language Association (MLA). New York, NY. Januar 2012. [\[online\]](#)
- Guidelines for the Evaluation of Digital Scholarship in History. Hg. von der American Historical Association (AHA). Washington, D.C. Juni 2015. [\[online\]](#)
- Jan Hodel / Marco Zerwas: Wikipedia in der Praxis. In: DWGD. Arbeitskreis digitaler Wandel und Geschichtsdidaktik der Konferenz für Geschichtsdidaktik. Blogbeitrag im Open Peer Review vom 6. Juli 2016. [\[online\]](#)
- Journal of Digital Humanities 1 (2012), H. 4. Hg. von Daniel J. Cohen / Joan Fragaszy Troyano. In: Journal of Digital Humanities (JDH). Hg. von Roy Rosenzweig Center for History and New Media. Fairfax, VA. 1.2011-. ISSN 2165-6673. [\[online\]](#)
- Humanidades Digitales – Evaluación. Formulario de evaluación para proyectos de Humanidades Digitales & Guía de buenas prácticas para la elaboración y evaluación de proyectos digitales en las Humanidades. Instituto de Investigaciones Bibliográficas. Universidad Nacional Autónoma de México. Mexico Stadt 2013. [\[online\]](#)
- IBR-Online. Internationale Bibliographie der Rezensionen geistes- und sozialwissenschaftlicher Literatur. Berlin u.a. 2009. [\[Nachweis im GBV\]](#)
- Fotis Jannidis: Bewertungskriterien für elektronische Editionen. In: IASOnline Diskussionsforum. München 1999. [\[online\]](#)
- Ben Kaden / Michael Kleineberg / Martin Walk: Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften. Abschlussbericht und Handlungsempfehlungen des DFG-Projektes Fu-PuH. Posterpräsentation vom 16.03.2016 auf Jahrestagung des Verbandes Digital Humanities im deutschsprachigen Raum. (DHd 2016: 3, Leipzig, 7.-12.3.2016) DOI: [10.5281/zenodo.47091](#)
- Helmut W. Klug: Review of ›Welscher Gast digital‹. [\[online\]](#) In: ride 4 (2016). [\[online\]](#)
- Magazin für digitale Editionswissenschaften. Hg. vom Interdisziplinären Zentrum für Editionswissenschaften. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen 2015. [\[online\]](#)
- Minimum Standards for Electronic Editions. Hg. von der Association for Documentary Editing. University of South Carolina. Columbia, SC. Oktober 2002. [\[online\]](#)
- Networked Infrastructure for Nineteenth-Century Electronic Scholarship (NINES): Peer Review. University of Virginia. Charlottesville 2008. [\[online\]](#)

Sarah L. Pfannenschmidt / Tanya E. Clement: Evaluating Digital Scholarship: Suggestions and Strategies for the Text Encoding Initiative. DOI: [10.4000/jtei.949](https://doi.org/10.4000/jtei.949) In: Journal of the Text Encoding Initiative 7 (2014). [[online](#)]

Elena Pierazzo: Digital Scholarly Editing: Theories, Models and Methods. Farnham 2015. [[Nachweis im GBV](#)]

Todd Presner: How to Evaluate Digital Scholarship. [[online](#)] In: Journal of Digital Humanities 1 (2012), H. 4. [[online](#)]

Profession (2011). Hg. von Rosemary G. Feal. Kapitel: Evaluating Digital Scholarship. In: Profession. Hg. von Modern Language Association of America. S. 152–168. New York 1977-. ISSN 0740-6959. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Qualitätskriterien für elektronische Quelleneditionen. Hg. von Porta Historica. A network of scholars and institutions editing historical sources. Huygens Institute for the History of the Netherlands. The Hague 2008. [[online](#)]

Reviews in History. Covering books and digital resources across all fields of history. Hg. von Lawrence Goldman. Institute of Historical Research, University of London. London 1996-. ISSN 1749-8155. DOI: [10.14296/RiH//issn.1749.8155](https://doi.org/10.14296/RiH//issn.1749.8155)

ride. A review journal for digital editions and resources. Hg. vom Institut für Dokumentologie und Editorik (IDE). 2014-. ISSN 2363-4952. [[online](#)]

Peter Robinson: Towards a Theory of Digital Editions. In: Variants 10 (2013), S. 105–131. [[Nachweis im GBV](#)]

Geoffrey Rockwell: Short guide to evaluation of digital work. [[online](#)] In: Journal of Digital Humanities 1 (2012), H. 4. [[online](#)]

Geoffrey Rockwell: On the Evaluation of Digital Media as Scholarship. DOI: [10.1632/prof.2011.2011.1.152](https://doi.org/10.1632/prof.2011.2011.1.152) In: Profession (2011), S. 152–168. [[online](#)]

Patrick Sahle: A Catalog of Digital Scholarly Editions. Version 3.0 vom 22.03.2017. 2008-. [[online](#)]

Patrick Sahle: Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 2: Befunde, Theorie und Methodik. Norderstedt 2013. (= Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, 8) [[Nachweis im GBV](#)]

Patrick Sahle, unter Mitarbeit von Georg Vogeler und den Mitgliedern des IDE: Kriterien für die Besprechung digitaler Editionen, Version 1.1 von Juni 2014. [[online](#)]

Susan Schreibman / Laura Mandell / Stephen Olsen: Evaluating Digital Scholarship. Introduction. DOI: [10.1632/prof.2011.2011.1.123](https://doi.org/10.1632/prof.2011.2011.1.123) In: Profession (2011), S. 123–135. [[online](#)]

Thomas Stäcker / Baum, Constanze / Timo Steyer / Michael Kleineberg / Anne Baillot / Ben Kaden / Esther Chen / Nils-Oliver Walkowski / Christian Schwaderer / Thomas Ernst: Digitales Publizieren. Bedingungen – Optionen – Empfehlungen. [[online](#)] In: Modellierung, Vernetzung, Visualisierung. Die Digital Humanities als fächerübergreifendes Forschungsparadigma. Dhd 2016 Konferenzabstracts. (Dhd 2016: 3, Leipzig, 7.-12.3.2016). PDF. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Kimberly Yates: Creating a Prize for the Best Digital Editions / Online Archives. Handle: [1807/43831](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63883-p0011-7) In: Scroll – Essays on the Design of Electronic Texts 1 (2008), H. 1. Handle: [1807/43803](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63883-p0011-7)

Abbildungslegenden und -nachweise

Abb. 1: Anzahl neuer digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Jahren.

Abb. 2: Gesamtzahl digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Fachbereichen und Jahren.

Abb. 3: Anteile digitaler wissenschaftlicher Editionen nach Art des edierten Materials.

Abb. 4: Kriterienkatalog des Instituts für Dokumentologie und Editorik mit farblich hinterlegten Kriteriengruppen.

Abb. 5: Kriterien zur Bewertung digitaler Editionen nach Yates mit farblich hinterlegten Kriteriengruppen.

Abb. 6: Länge von Rezensionen in Seiten (Mittelwert).

Abb. 7: Länge von Rezensionen in Seiten (Median).

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Der nächste Schritt? Semantic Web und digitale Editionen

Autor/in:

Jörg Wettlaufer

Kontakt:

jwettla@gwdg.de

Institution:

Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (ADWG)

GND:

[121084280](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

ORCID:

[0000-0003-1957-8059](https://orcid.org/0000-0003-1957-8059)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_007](https://doi.org/10.17175/sb002_007)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[889896755](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben 

Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Elektronische Publikation](#) | [Semantic Web](#) |

Zitierweise:

Jörg Wettlaufer: Der nächste Schritt? Semantic Web und digitale Editionen. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_007](https://doi.org/10.17175/sb002_007).

Jörg Wettlaufer

Der nächste Schritt? Semantic Web und digitale Editionen

Abstracts

Digitale Editionen im Semantic Web? Dieser Beitrag stellt die Frage nach der Relevanz und weiteren Entwicklung von semantischen Technologien bei digitalen Editionen in den Geisteswissenschaften. Die heute als Standard verbreiteten XML-TEI basierten Editionen von Texten können auf etablierte Publikationsstrukturen aufsetzen. Doch der TEI Standard hat, entgegen den Intentionen seiner Schöpfer, nicht zu einer Interoperabilität von Editionen, sondern vielmehr zu einer immer stärkeren Auffächerung des Markups geführt. Daraus resultiert der Bedarf an Lösungen zur Aggregation, Nachnutzung und Vernetzung von Editionen sowie auch zur Erschließung über eine maschinenlesbare Semantik, die über Linked Open Data (LOD), Normdaten und andere Metadaten jedweder Form Verknüpfungen herzustellen in der Lage ist.

Digital editions in the semantic web? This paper explores the question of the relevance and further development of semantic technologies in digital editions in the arts and humanities. The XML TEI-based editions of texts can be set on top of established publication structures. However, the widespread use of the TEI standard has led not to the interoperability of editions – despite the intentions of its creator—but rather to the increasingly strong specialization of the markup by discipline. This situation has led to the need for solutions for aggregation, re-usability, and the networking of editions as well as for encoding using a machine-readable semantic – one that is capable of generating other forms of connections using Linked Open Data (LOD), authority files, and other metadata.

1. Einführung

»I will never touch that crap of RDF or the semantic web; this is a pipe dream of reality ignoring academics and I will not have it. I will only use JSON-LD.«

Das Semantic Web hat nicht nur Freunde und Befürworter, wie dieses Zitat von Phil Archer aus einer Keynote von 2014 auf launige Weise veranschaulicht. Es drückt – etwas drastisch, aber doch zutreffend – die Distanz vieler IT Entwickler zu Standards des Semantic Web aus, indem es zwei sehr kompatible Standards, die aufeinander aufbauen und doch zugleich aus unterschiedlichen Traditionen entstammen, in einen Gegensatz zueinander setzt. Ist der nächste Schritt für digitale Editionen also wirklich das von einigen so wenig geliebte Semantic Web auf der Basis des Resource Description Framework (RDF)?¹ Kann über eine Verknüpfung und Kontextualisierung von semantischen Auszeichnungen mit Hilfe von Ontologien ein Mehrwert für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Texten geschaffen werden? In den aktuellen Überblickswerken zu Digitalen Editionen kommt eine solche Perspektive bislang gar nicht vor.² Die semantische Ebene ist hier die der korrekten Auszeichnung, des annotierenden

¹ <http://www.w3.org/RDF/>.

² Vgl. Pierazzo 2015, Sahle 2013, S. 391f. erwähnt an einer Stelle die Möglichkeiten der Verknüpfung von Personen, Orten, Institutionen über Normdaten mit anderen Ressourcen und beschreibt eine solche

Markups nach etablierten Standards wie z. B. den Richtlinien der Text Encoding Initiative (TEI).³ Zwar erheben sich inzwischen kritische Stimmen, z. B. die von Sebastian Rahtz, dass der TEI Standard aufgrund seiner starken Auffächerung nur noch bedingt für eine Verknüpfung unterschiedlicher digitaler Editionsprojekte geeignet sei.⁴ Aber nur vergleichsweise wenige Arbeitsgruppen beschäftigen sich bisher mit der Frage, welche Rolle das Semantic Web in der geisteswissenschaftlichen Forschung allgemein und für die digitale Edition von Texten im Speziellen in Zukunft haben könnte.⁵

Ich möchte in diesem Beitrag versuchen, eine Antwort auf diese Frage aus einer spezifischen Perspektive und auf der Grundlage der Beschreibung von zwei miteinander verknüpften Projekten zu geben. Bei dem ersten Beispiel handelt es sich um ein Forschungsprojekt, das von 2012 bis 2015 für die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen am dortigen Göttingen Centre for Digital Humanities (GCDH) durchgeführt wurde. In diesem Verbundprojekt, an dem neben der Universität Göttingen, der dortigen Staats- und Universitätsbibliothek (SUB) auch die Gesellschaft für Wissenschaftliche Datenverarbeitung (gwdg) sowie die Akademie der Wissenschaften und die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel beteiligt waren und in dem gemeinsam versucht wurde, dieser Verheißung namens Semantic Web bzw. den »semantischen Technologien« und Linked Open Data (LOD) in den Geisteswissenschaften etwas näher zu kommen, konnten erste Erfahrungen hinsichtlich semantisch angereicherten Editionen gesammelt werden. Das zweite Beispiel beschäftigt sich mit einem aktuell laufenden Projekt namens PANDORA, das von Christopher H. Johnson im Rahmen eines Langfristprojekts der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen entworfen wurde und in gewisser Weise eine Fortführung der am GCDH betriebenen Forschungen darstellt. Es arbeitet mit demselben Material, beschreitet jedoch auf der Ebene der Frameworks und Tools andere Wege. Beide Projekte verbindet aber nicht nur die Materialbasis, sondern auch das Bestreben, digitale Editionen innerhalb des Semantic Web zu verlinken und so Teil einer größeren, maschinenlesbaren Wissensbasis zu machen, die in Zukunft einmal ganz neue Formen der Kontextualisierung von Wissen ermöglichen könnte.

Im Mittelpunkt dieser Bemühungen stand und steht die Problematik der Weiterentwicklung und Verknüpfung von digitalen Editionen über Ontologien und Normdaten in Richtung eines Wissensnetzwerks, das aufgrund seiner an die natürliche Sprache angelehnten semantischen Kompetenz eben als »Semantic Web« bezeichnet wird. Was aber ist das Semantic Web und was bedeuten »buzz words« wie LOD konkret für diejenigen, die sich mit der wissenschaftlichen Edition von Texten zum Beispiel im Kontext der Geschichtswissenschaft oder Wissenschaftsgeschichte beschäftigen? Am Anfang dieses kurzen Ausblicks auf die Entwicklung und die Potentiale des Semantic Web soll ein Zitat von Tim Berners Lee stehen, dem geistigen Vater des WWW und zugleich auch Begründer und Propagandist des Semantic Web als dessen natürliche Weiterentwicklung.

Verknüpfung als spezielle Sicht auf elektronische Texte im Allgemeinen und den angewandten TEI-Standard im Besonderen. Eine Ausnahme von dieser Regel stellt die Arbeit von Eva Christina Glaser dar, vgl. Glaser 2013.

³ <http://www.tei-c.org/>.

⁴ Rahtz / Burnard 2013, S. 193–196.

⁵ Vgl. Meroño-Peñuela et al. 2015. Tomasi et al. 2013, S. 145–158. Eide 2013, S. 26–30. Rahtz 2010. Siehe auch: Wettlaufer 2015.

The Semantic Web is not a separate Web but an extension of the current one, in which information is given well-defined meaning, better enabling computers and people to work in cooperation.⁶

Es geht also darum, das WWW, so wie wir es kennen, durch Anreicherung mit wohl definierten semantischen Informationen auch für Computer verstehbar zu machen, so dass die Ambiguitäten und Kontext-Abhängigkeiten der natürlichen Sprache auch für Maschinen »verstehbar« werden. Ob Computer und Menschen dann in Kooperation besser miteinander arbeiten werden, oder – wie zuletzt Stephen Hawking prophezeite – demnächst intelligente Maschinen die Macht übernehmen und das Web 4.0 vielleicht Skynet heißt, soll hier nicht weiter diskutiert werden. Wichtig ist aber, dass das Semantic Web nur als eine Erweiterung des WWW gedacht ist, nicht als eigenes und autarkes Gebilde im Sinne eines endzeitlichen Skynet.

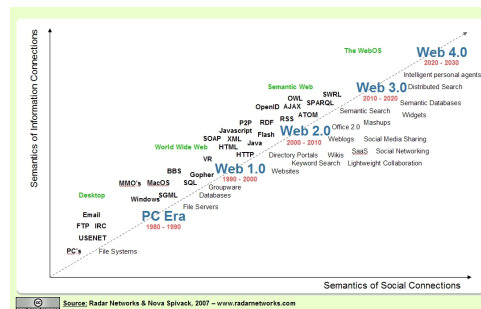


Abb. 1: www Timeline. Quelle: [online]

Nova Spivack, ein weiterer Pionier und Visionär des Internets hat schon 2007 die Entwicklung des Internets erstaunlich korrekt visualisiert und vorhergesagt. Nach dem Web 3.0, also dem von Tim Berners Lee propagierten Semantischen Web, sieht er ein Web 4.0 mit intelligenten persönlichen Agenten und einer »augmented reality« entstehen – eine Entwicklung die jetzt, zehn Jahre später, tatsächlich Realität ist. Was ist aber mit dem Web 3.0., der Phase, in der wir uns nach Aussage der Grafik gerade befinden, tatsächlich gemeint? Das Semantic Web wird in Abgrenzung zum Web 2.0., dem dynamischen Mitmachweb von Facebook, Twitter und Co., auch als Web 3.0 bezeichnet und wäre somit die kommende Stufe der Entwicklung in der maschinellen Informationsverarbeitung. Seit den Anfängen vor über 15 Jahren ist das Semantic Web inzwischen nicht mehr Vision einzelner, sondern wird offiziell vom W3C Konsortium unterstützt und ist über Standardisierung in einer stetigen Weiterentwicklung begriffen. Insbesondere die folgenden Standards und Technologien spielen hierbei eine Rolle:

⁶ Berners-Lee et al. 2001.

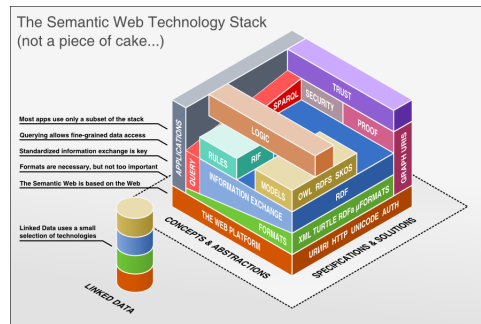


Abb. 2: Semantic Web Technology Stack. Quelle: [online]

Die Grundlage des sogenannten ›semantic web stack‹ bilden die Bezeichner URI/IRI, die Webprotokolle und die Unicode Spezifikation der Zeichenkodierung. Der ›international resource identifier‹ oder deren Generalisierung als ›uniform resourcelocator‹ bildet die Grundlage des auf XML Serialisierung beruhenden Datenmodells von RDF, dem ›resource description framework‹. Darauf aufbauend spielen Datenformate wie XML oder Serialisierungen des RDF wie Turtle eine Rolle. Das RDF Konzept mit seinem an die natürliche Sprache aufgebauten Formalismus von Subjekt, Prädikat und Objekt (SPO) bildet dabei den Kern des Semantic Web, da hier ermöglicht wird, einer Ressource (URI) bestimmte Eigenschaften in einer Form zuzuschreiben, die von Maschinen verstanden werden kann und beliebig erweiterbare Aussagen über Ressourcen zulässt. Subjekt und Objekt sind dabei die sog. Knoten, die durch Kanten (Prädikate) miteinander verbunden werden. Diese Kanten nun bestimmen die Art der Beziehung zwischen den Knoten genauer. Das Konzept steht und fällt mit der Eindeutigkeit der Identifizierung von Ressourcen. Das WWW bietet hier mit seiner auf eindeutigen Adressen und Standardisierung beruhenden Adressierung einen soliden Ausgangspunkt, um zumindest dort Ressourcen eindeutig zu verorten. Das grundlegende Problem des WWW, nämlich die Stabilität der Ressourcen und damit die nachhaltige Adressierbarkeit sind damit aber leider noch nicht behoben. Noch ein weiterer grundlegender Designfehler des WWW kann auch durch das Semantic Web nicht eliminiert, aber vielleicht doch abgemildert werden. Nicht nur Adressen, auch Aussagen haben einen temporalen Aspekt. Sie werden zu einer bestimmten Zeit gemacht und sind in der Regel auch nur eine Zeit lang gültig, zumindest was Wissen aus der Domäne der Geisteswissenschaften betrifft. Diese temporale ›Blindheit‹ des WWW hat auch das Semantic Web geerbt, kann aber über sein SPO-Modell zumindest theoretisch auch beliebige temporale Aussagen über eine Ressource machen. In der Praxis wird dies aber leider allzu häufig übersehen.

Jenseits des RDF Modells erlauben die Web Ontology Language (OWL) und RDF-Schema weitergehende Modellierungen von Aussagen und Wissen über Ontologien oder standardisierte Schemata, die schon einfache Schlüsse über die logische Konsistenz und Validität von Aussagen erlauben. Wenn man seine Daten nach diesem Muster abgelegt hat, kann man die einzelnen Triple – wie man die Umsetzung des SPO-Modells auch nennt – miteinander in Beziehungen setzen bzw. verlinken, z.B. durch gemeinsame Identifikatoren wie eine GND Nummer für Personen oder eine ISBN Nummer für Bücher. So entstehen verlinkte Datenbestände, die in sog. ›triple stores‹ gespeichert und über eine spezielle Abfragesprache

(SPARQL Protocol And RDF Query Language, kurz SPARQL) durchsucht und ausgelesen werden können.⁷ SPARQL ist an die bekannte Abfragesprache SQL für relationale Datenbanken angelehnt, funktioniert aber etwas anders, da die Datenstruktur bei Graphen eine andere ist als bei relationalen Tabellen. SPARQL vergleicht Triple-Aussagen mit den gespeicherten Knoten und Kanten in einer Wissensbasis. So ist es z. B. immer vorteilhaft vorab zu wissen, welche Daten und Konzepte in einem ›triple-store‹ abgelegt sind, um sinnvolle und effiziente Abfragen zu formulieren.

Aufbauend auf den Standards des Semantic Web ist LOD eine praktische Umsetzung der Technologien zur Bereitstellung der maschinenlesbaren Daten im WWW. Für die gute Praxis von LOD gibt es inzwischen fünf einfache Regeln:⁸ # stelle deine Daten im WWW unter einer offenen Lizenz bereit; ## stelle Daten in einem strukturierten und maschinenlesbaren Format bereit; ### verwende offene, nicht proprietäre Formate; #### verwende URIs um Dinge zu bezeichnen und den RDF Standard, damit deine Daten verlinkt werden können; ##### verlinke deine Daten mit anderen Daten, um Kontexte herzustellen.

Das fünf Sterne Modell von LOD stößt allerdings in den Geisteswissenschaften manchmal auf Vorbehalte,⁹ da es sich um eine offene Vision des Daten- und Wissensmanagements handelt, die in der Regel eine Creative-Commons-Lizenz voraussetzt.¹⁰ Daher auch Linked ›Open‹ Data!

In welchen Beziehungen steht diese Technologie nun zum Themenbereich der digitalen Editionen? Offensichtlich befinden sich digitale Editionen im WWW, viele davon unter einer freien Lizenz und erfüllen somit schon einmal den ersten Stern der LOD. Wenn sie in XML TEI oder auch einfach nur als Unicode Text vorliegen, sind der zweite und dritte Stern auch erreicht. Es geht also ›nur‹ noch um Ebene 4 und 5, RDF Standards und Verlinkung der Daten in die LOD Cloud. Sind digitale Editionen damit schon Teil des Semantic Web? Leider steckt die eigentliche Herausforderung in diesen zwei letzten Ebenen.

2. ›Semantic Blumenbach‹

Um diese Herausforderungen etwas anschaulicher darzustellen, greife ich auf ein Projekt im Rahmen des Digital Humanities Forschungsverbund Niedersachsen am Göttinger GCDH zurück, in dem Semantic Web Technologien für die Verknüpfung zwischen XML/TEI P5 Texten und Sammlungsobjekten aus den Göttinger Universitätssammlungen erprobt wurden.¹¹ Die dabei verwendeten Technologien und Standards sind gerade auch im Hinblick auf digitale Editionen von Texten interessant. Nebenbei bringt das gemeinsame Datenformat RDF die Möglichkeit mit sich, Informationen in neuer Weise miteinander automatisiert verknüpfen zu

⁷ <https://www.w3.org/TR/sparql11-query/>.

⁸ <http://5stardata.info/de>.

⁹ Vgl. Wettlaufer/Wuttke 2015.

¹⁰ Vgl. <http://opendefinition.org/>.

¹¹ Wettlaufer et al. 2015, S. i187 –i198. Siehe auch <http://dhfv-ent2.gcdh.de/blumenbach/wisski/> (verlinkte Ressource wird derzeit überarbeitet und ist daher vorübergehend nicht erreichbar).

können und so neue Zusammenhänge aufzudecken. Konkret ging es um die Modellierung der Beziehung von Texten bzw. digitalen Editionen der Schriften des Göttinger Gelehrten Johann Friedrich Blumenbach (1852-1840) mit den von ihm gesammelten naturhistorischen Objekten.¹²

Die Herausforderung des Projekts bestand darin, Texte und Objekte, die innerhalb der Geisteswissenschaften meist von ganz unterschiedlichen Fachbereichen und »scientific communities« untersucht werden, auf Basis des RDF-Frameworks miteinander in semantische Beziehungen zu setzen. Dazu bedurfte es einer Ontologie, die umfassend genug ist, die Strukturmerkmale sowohl von Texten als auch Objekten abbilden und so die semantischen Beziehungen zwischen diesen beiden Klassen auf verschiedenen Ebenen etablieren zu können. Nachdem zunächst EDM, das Europeana Data Model,¹³ als Referenzontologie präferiert worden war, stellte sich nach Aufnahme der Arbeit schnell heraus, dass dieses Modell in seiner aktuellen Version keinen Zugriff auf Einheiten wie einzelne Worte oder Markup ermöglichte, die aber Grundlage der semantischen Verknüpfung zwischen Texten und Objekten sein sollten. Wesentlich flexibler präsentierte sich das Conceptual Reference Model (CIDOC CRM), das im Bereich der Museen weit verbreitet ist.¹⁴ Im Rahmen des Semantic Web Frameworks »wissenschaftliche Kommunikationsinfrastruktur«, kurz WissKI,¹⁵ wurde das auf CIDOC CRM aufbauende Erlangen CRM (ECRM) entwickelt, eine OWL Description Logic Version der CIDOC CRM Ontologie, die wie CIDOC selbst insbesondere für Museen entwickelt wurde.¹⁶ Diese Ontologie ist »event-orientiert«, versucht also Ereignisse wie die Produktion eines Manuskripts oder seine Rezeption prozesshaft zu modellieren.

CRM ist in den letzten Jahren sehr aktiv weiter entwickelt worden und eine Special Interest Group (SIG) arbeitet an der Erweiterung der Ontologie und ein mapping auf andere, domainspezifische Standards bzw. Ontologien. So gibt es z.B. die in Erlangen betriebene Erweiterung bzw. Integration des bibliothekarischen »functional requirements for bibliographical records« (FRBR) Standard¹⁷ und mit CRMArcheo auch ein Modul für die Archäologie.¹⁸

Die Architektur der Wissenschaftlichen Kommunikationsinfrastruktur WissKI baut auf den zu Anfang gezeigten »semantic web stack (Abb. 2) auf. ECRM ist dabei Top Level Ontologie. Darunter liegt die Systemontologie – abgeleitet aus ECRM, in die wiederum die Anwendungsontologien (z. B. Semantic Blumenbach) eingehängt werden können. Als Frontend wird das CMS Drupal verwendet.¹⁹

¹² Vgl. zu dem Projekt <http://www.blumenbach-online.de>.

¹³ <http://pro.europeana.eu/page/edm-documentation>.

¹⁴ <http://www.cidoc-crm.org/>.

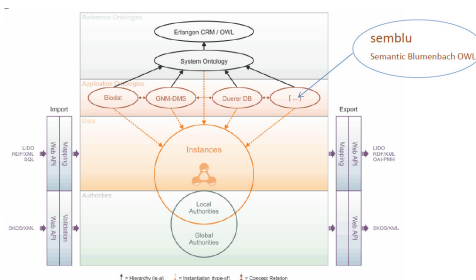
¹⁵ Scholz / Goerz 2012, S. 1 –2.

¹⁶ <http://erlangen-crm.org/>.

¹⁷ <http://erlangen-crm.org/efrbroo>.

¹⁸ Vgl. http://www.cidoc-crm.org/special_interest_meetings.html.

¹⁹ Im Projekt wurde WissKI 1.0 verwendet, das auf Drupal 6 aufsetzt. Inzwischen wurde Version 2.0 von WissKI fertiggestellt, die auf Drupal 8 basiert. Vgl. <http://wiss-ki.eu>.

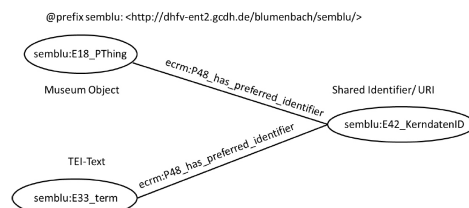
Abb. 3: Architektur WissKI 1.0. [\[online\]](#)

Benutzer können über sog. Pfade in WissKI die Daten in ECRM modellieren. Es handelt sich dabei meist um eine Kombination aus den Entitäten des ECRM und Erweiterungen aus der Anwendungsontologie.

+	SembluKapitel	Group [semblu:E33_de]
+	Object	semblu:E33_de -> ecrm:P106_is_composed_of -> semblu:E18_PThing -> ecrm:P48_has_preferred_identifier -> semblu:E42_KerndatenID
+	Person	semblu:E33_de -> ecrm:P107_refers_to -> semblu:E21_NewPerson -> ecrm:P131_is_identified_by -> semblu:E52_PersonName
+	Place	semblu:E33_de -> ecrm:P107_refers_to -> semblu:E44_NewPlace -> ecrm:P131_is_identified_by -> semblu:E48_PlaceName
+	Title	semblu:E33_de -> ecrm:P131_is_identified_by -> ecrm:E36_Title
+	Sammlungsobjekte	Group [semblu:E18_PThing]
+	Identifier	semblu:E18_PThing -> ecrm:P48_has_preferred_identifier -> semblu:E42_KerndatenID
+	Objektbezeichnung	semblu:E18_PThing -> ecrm:P131_is_identified_by -> ecrm:E41_Appellation
+	Domäne	semblu:E18_PThing -> ecrm:P131_is_identified_by -> ecrm:E41_Appellation
+	Investigations	semblu:E18_PThing -> ecrm:P48_has_preferred_identifier -> ecrm:E42_KerndatenID
+	Originalbezeichnung	semblu:E18_PThing -> ecrm:P131_is_identified_by -> ecrm:E41_Appellation

Abb. 4: Beispiel für Datenmodellierung mit Pfaden in WissKI 1.0.

Im Projekt Semantic Blumenbach wurden zudem neue WissKI Module zur Etablierung eines Workflows für den Ingest von TEI-Texten und zur Extraktion von Tripeln programmiert, die anschließend bei einem ›open database connectivity‹ (ODBC) Datenbank-Ingest mit Objekten verknüpft und disambiguiert wurden.²⁰ Über das Drupal Buch-Modul war schließlich eine Präsentation der Texte, in diesem Fall des etwa 450 Seiten starken Handbuchs der Naturgeschichte von Blumenbach, möglich. Aber zunächst entstehen mit Hilfe eines XSLT-Stylesheets die gewünschten Triple, in denen die semantischen Beziehungen zwischen Texten und Objekten sowie Informationen über Personen, Orte und Dinge gespeichert werden.²¹ Die Modellierung der zentralen Verknüpfung in unserem Projekt zwischen Texten (hier Kapitel) und Objekten wurde über die eindeutigen Bezeichner der Sammlungsdatensätze realisiert. Nachteil dieser Methode ist die Willkür und Individualität der entstehenden URIs, die übrigens nach den Prinzipien des Semantic Web idealerweise aus den Adressen der Sammlungen, die die Objekte aufbewahren, bestehen sollten



²⁰ https://github.com/mnscholz/wisski_texttei und https://github.com/WissKI/wisski_book_import.

²¹ http://dhfv-ent2.gcdh.de/blumenbach/wisski/sites/all/modules/wisski_texttei/triplify.xsl (verlinkte Ressource wird derzeit überarbeitet und ist daher vorübergehend nicht erreichbar).

Abb. 5: Schematische Darstellung der Datenmodellierung in ECRM über eine gemeinsame Identifikationsnummer, die über TEI Markup vorab in die Texte eingebracht wurde.

In der Textansicht des Buch-Moduls sind dann Sammlungsobjekte mit Kapiteln der Texte Blumenbachs verknüpft. Eine feinere Modellierung mit einer Verknüpfung auf der Wort oder Seitenebene wäre im Nachhinein wünschenswert gewesen, hätte jedoch auch den Import eines Textes mit der Erstellung von Triplen, der immerhin in der vorliegenden Version gut 30 Minuten dauerte, weiter verlangsamt.

Insgesamt kann man die semantische Beziehung zwischen Text und Objekten nur so präzise erfassen, wie sie zunächst via ›named entity recognition‹ ausgezeichnet werden. ›Close‹, ›narrow‹ und ›exact match‹ aus SKOS²² können die Qualität der Beziehung zwar graduell abbilden, aber eine solche Kategorisierung kann nur bedingt automatisiert erfolgen. Es gibt am Ende nur wenige Textstellen, an denen Blumenbach sich direkt auf seine Sammlungen bezieht, der überwiegende Rest steht in der Spannung zwischen dem abstraktem Begriff einer Sache und dem konkreten Gegenstand in einer Sammlung.

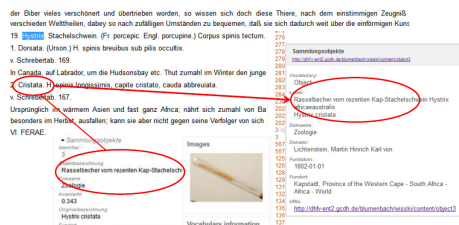


Abb. 6: Darstellung der Objekte im Kontext der TEI Edition der Werke Blumenbachs. Foto des Rasselbechers: GZG Museum / G. Hundertmark.

Diese Implementierung war am Ende nicht sehr performant, da beim Einlesen der Texte und Objekte in das WissKI System viele leere Knoten angelegt wurden, die als Ballast mitgeführt werden mussten. Auch das nachträgliche Löschen von Knoten stellte sich als problematisch heraus, da sich durch die permanente Synchronisation zwischen ›triple-store‹ (hier Arc2)²³ und der Drupal MySQL Datenbank ein Jojo-Effekt einstellte. Da WissKI nicht für unseren speziellen Anwendungsfall konzipiert worden ist, sondern von uns mit Hilfe der Erlanger Kollegen mit einigem Aufwand nur in die gewünschte Richtung erweitert wurde, erwies es sich für die Aufgabenstellung als nur bedingt tauglich. Seine eigentlichen Stärken entfaltet WissKI bei der Sammlungserfassung, wo es die Kuratoren bei der Eingabe von Objekten in die Sammlungsdatenbank unterstützt und eine komfortable Verlinkung zu Normdatensätzen von Personen und Orten anbietet. In diesem Kontext wird es heute vielfach sehr erfolgreich eingesetzt.²⁴

3. ›PANDORA‹

²² Simple Knowledge Organisation System. Siehe: <https://www.w3.org/2004/02/skos/>.
²³ <https://github.com/semsol/arc2/wiki>.

²⁴ Siehe auch <http://www.igsd-ev.de/> und die Liste der Projekte auf <http://wiss-ki.eu>.

Unter anderem aufgrund der Erfahrungen mit der semantischen Edition der Blumenbach-Texte im Projekt ›Semantic Blumenbach‹ hat sich das Akademiej Projekt ›Johann Friedrich Blumenbach – online‹ der Göttinger Akademie der Wissenschaften im Zusammenhang mit der geplanten digitalen Edition der gedruckten Werke und naturhistorischen Sammlungen entschlossen, bei der Bereitstellung eines Portals zur Erforschung der Werke und Sammlungen dieses Gelehrten nicht auf eine fertige Anwendung zu setzen, sondern vielmehr selber eine modular aufgebaute Umgebung zu schaffen, in der die spezifischen Bedürfnisse des Vorhabens optimal abgedeckt werden können. Bei der Konzeption dieser Portalumgebung stehen Interoperabilität, Erweiterbarkeit und Nachnutzung als zentrale Entwicklungsziele im Vordergrund. Nicht zuletzt aufgrund dieser Designziele werden eine ganze Reihe von Technologien aus dem Bereich des Semantic Web eingesetzt und die Voraussetzungen für LOD geschaffen. Ausgangspunkt des PANDORA [resentation (of) nnotations (and) otations (in a) igital bject epository rchitecture] LOD Frameworks²⁵ sind digitale Abbildungen von Texten und Objekten, die in einem Fedora Commons Repository²⁶ gespeichert werden. PANDORA ist eine Sammlung von Open Source Anwendungen, die über ein gemeinsames ›Manifest‹ Dokument die Präsentation der Daten für den Anwender n nach dem IIIF Standard organisieren.²⁷ Das ›Manifest‹ besteht aus einem JSON-LD²⁸ Dokument und wird aus einem digitalen Objektrespositorium über die dynamische Verwendung von SPARQL-Abfragen erzeugt. Es orientiert sich dabei an der Semantik und dem Konzept der ›IIIF Presentation API‹²⁹. Diese Schnittstelle definiert, wie die Struktur und das Layout eines komplexen und bildbasierten Objekts in einem Standardformat dargestellt werden kann und zielt darauf ab, die Interoperabilität und Erweiterbarkeit von Präsentationen basierend auf dem vom W3C standardisierten Web Annotation Datenmodell³⁰ zu erleichtern. In diesem Modell ist eine Annotation jede Ressource, die aus zwei Komponenten besteht, einen ›body‹ und einen ›target‹:

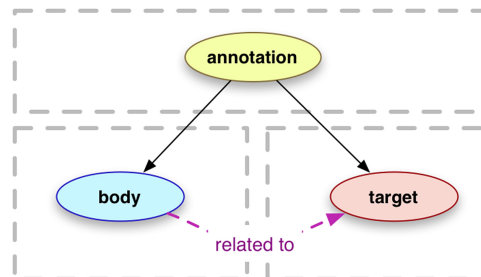


Abb. 7: Schematische Darstellung des Annotationsschemas von PANDORA.

In der IIIF Presentation API ist das Ziel ein ›canvas‹ (Leinwand), der eine Abstraktion des Client-Arbeitsplatzes oder Sichtbereichs darstellt. Die Anmerkung oder Notation (body)

²⁵ Das Framework wurde geplant und wird umgesetzt von Christopher H. Johnson im Rahmen seiner Tätigkeit für das Akademiejvorhaben ›Johann Friedrich Blumenbach – online‹ mit einer Laufzeit von 2010–2025. Die Beschreibung des PANDORA Projekts stammt von Christopher H. Johnson und wurde vom Verfasser ins Deutsche übersetzt. Vgl. auch Johnson / Wettlaufer 2017. Für eine ausführliche Dokumentation sowie Beispiele siehe <https://github.com/pan-dora>.

²⁶ <http://fedoraarepository.org/>.

²⁷ <http://iiif.io/>.

²⁸ <https://www.w3.org/TR/json-ld/>.

²⁹ <http://iiif.io/api/presentation/2.1/>.

³⁰ <https://www.w3.org/TR/annotation-model/>.

kann mit jedem verknüpften oder eingebetteten Objekt wie einem Bild, einer Beschreibung oder einem semantischen Tag verlinkt sein. Die assoziativen Beziehungen zwischen verschiedenen ›bodies‹ auf einem ›canvas‹ sind mit der ›linked-data semantik‹ im Manifest instanziiert. Die Segmentierung ermöglicht die Auswahl eines Bildbereiches oder eines ›canvas‹ unter Verwendung rechteckiger Begrenzungsrahmen oder mit der ›IIIF Image API‹³¹, einem ›stream‹ von Bildausschnitten. Hotspot Verknüpfungen ermöglichen es, die Auswahl auf ein Anmerkungsobjekt zu lenken, um eine Zustandsänderung in einem anderen Anmerkungsobjekt auszulösen.

Durch die Verwendung des PANDORA IIIF Manifest Services³² wird die Konstruktion von Präsentationen aus SPARQL Abfragen erlaubt, die eine sehr differenzierte Darstellung der Annotationen und Notationen über JSON-LD ermöglichen. Der Entwurf einer LDP Container-Hierarchie und von Sammlungs-Definitionen im Einklang mit der Semantik der IIIF Presentation API ›Annotation-Liste‹³³ und ›Layer‹³⁴ für die Darstellung von Textsequenzen (Linien, Wortgruppen, Absätze, Seiten, Kapitel, etc.) ist ein integraler Bestandteil von PANDORA.

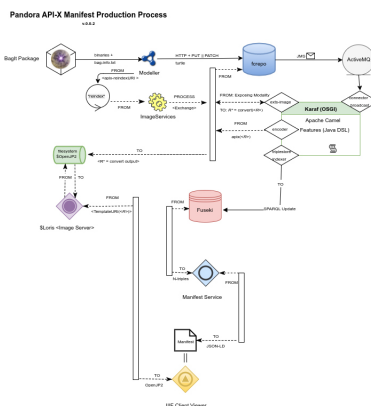


Abb. 8: PANDORA API-X Produktionsprozeß für Manifeste (Abb. Christopher H. Johnson, [online]).

Mit einer klaren Trennung der Domain- und Client-Rollen bietet das PANDORA Framework Flexibilität und Erweiterbarkeit für alle möglichen Web-Client Präsentationsmethoden. Darüber hinaus unterstützt PANDORA Node.js Instanzen, die durch socket.io und Redis Pub/Sub³⁵ Ereignisse verbunden sind und dadurch Redundanz und Durchsatz für dezentrale asynchrone Operationen bieten. Das Framework besteht aus aktueller Open Source Software nach Industriestandards für Linked Data. Dazu gehören das weiter oben schon erwähnte Fedora-Repository in der aktuellen Version 4, ein intern genutzter Apache Jena Fuseki Triple-Store³⁶, die Messaging und Integrationskomponenten Apache Camel³⁷ und Apache Karaf³⁸ sowie ein weiterer Service zur Bereitstellung der Daten als LOD namens Open Virtuoso³⁹.

³¹ <http://iiif.io/api/image/2.1/>.

³² <https://github.com/pan-dora/manifest-service>.

³³ <http://iiif.io/api/presentation/2.1/#annotation-list>.

³⁴ <http://iiif.io/api/presentation/2.1/#layer>.

³⁵ <http://redis.io/topics/pubsub>.

³⁶ <https://jena.apache.org/>.

³⁷ <http://camel.apache.org/>.

Abb. 9: Architekturskizze PANDORA LOD Framework v.0.3 (Christopher H. Johnson; [online])

PANDORA ist gekennzeichnet durch Interoperabilität, Flexibilität und Erweiterbarkeit und erlaubt, durch die Verwendung von Standard-Software, ebenfalls eine Nachnutzung der Forschungsdaten über Linked Open Data Schnittstellen. Diese Daten können über den SPARQL-Endpoint entweder lokal integriert oder extern zur Nachnutzung angeboten werden.

4. Semantische Editionen. Herausforderungen und Lösungen für die Zukunft.

Es ist durchaus gerechtfertigt, den nächsten Schritt – »semantische« digitale Editionen – im Titel mit einem Fragezeichen zu versehen. Momentan nimmt das Interesse an einer Verknüpfung von Linked Open Data mit klassischen digitalen Editionen zwar rasant zu, die Durchführbarkeit und die Relevanz müssen sich jedoch in der Praxis erst bewähren. Mit dem MEDEA Projekt (Modelling Semantically Enriched Digital Editions of Accounts) läuft inzwischen ein weiteres Projekt mit semantischen Technologien, das digital edierte serielle Rechnungsquellen in die Linked Open Data Cloud bringen möchte.⁴⁰ Auch dieses Projekt ist notwendiger Weise explorativ, da es bislang kaum Erfahrungen bei der Nutzung der Semantic Web Technologie bei geisteswissenschaftlichen Editionsprojekten gibt. Die bis heute immer noch fehlende flächendeckende Umsetzung der Vision eines Semantic Web führt zu Insellösungen, die das volle Potential von Linked Data noch nicht ausschöpfen können. Es gibt allerdings eine Reihe von kommerziellen Angeboten, die semantische Technologien für geisteswissenschaftliche Editions- und Forschungsprojekte anbieten und so den Einstieg erleichtern können. Umfassende Unterstützung bei Annotation und Publikation werden von Tools wie »Muruca«⁴¹ und »Pundit«⁴² angeboten werden. Hinter diesen Akronymen verbergen sich Open Source Produkte der italienischen Firma net7, die sich seit einigen Jahren im Bereich Semantic Web für die Geisteswissenschaften engagiert. Bei Muruca handelt es sich um ein semantisches Publikationsframework, während Pundit ein Annotationswerkzeug ist. Muruca enthält eine LOD Wolke namens korbo (für die Suche, den Import und Vermehrung von LD-Ressourcen), Pundit und ein Visualisierungs-Tool (EVT).⁴³ Muruca kann auch mit OxGarage⁴⁴ generierte Transformationen von Texten verwenden, so dass Wissenschaftler zur Texterstellung mit ihren vertrauten Textverarbeitungsprogrammen arbeiten können. Einen einfachen Weg aus Datenbanken ins Semantic Web bieten auch Tools wie D2RQ⁴⁵ oder das aktuellere italienische ontop.⁴⁶ Diese Lösungen wurden im Rahmen des DHFV-Projekts getestet. Insgesamt erwiesen sich diese Tools zur LOD Bereitstellung aus relationalen Datenbanken als tauglich, da sowohl Performanz als auch technologische Usability überzeugen

³⁸ <http://karaf.apache.org/>.

³⁹ <https://virtuoso.openlinksw.com/>.

⁴⁰ <http://medea.hypotheses.org/>. Vgl. auch Vogeler 2014, S. 398 –400. Tomasek et al. 2016, S. 96 –98.

⁴¹ <http://www.muruca.org/>.

⁴² <http://www.thepund.it/>.

⁴³ <http://www.netseven.it/>.

⁴⁴ <http://www.tei-c.org/oxgarage/>.

⁴⁵ <http://d2rq.org/>.

⁴⁶ <http://ontop.inf.unibz.it>. Vgl. auch Michel et al. 2014.

und sich so bestehende Architekturen gut nachnutzen lassen. Ebenfalls interessant in diesem Zusammenhang ist ein Service der Digitalen Akademie in Mainz, die einen Xtriples genannten Dienst zur Extraktion von RDF-Statements aus XML Daten anbietet.⁴⁷ In einem einfach zu bedienenden Web-Interface können XML Daten hochgeladen und dann als Triple in verschiedenen Formaten ausgegeben werden. Der Service baut auf Apache any23 und der eXist XML Datenbank auf.⁴⁸

Andere Akteure in der Linked Data Welt sind Ontowiki, ein semantisch erweitertes Wiki – ganz ähnlich dem Konzept von WissKI – und die Firma Poolparty mit Tools wie Skossy, einem auf der SKOS Ontologie basierenden Werkzeug zur dynamischen Generierung von Thesauri.⁴⁹ Bemerkenswert in diesem Zusammenhang war auch die LOD2 Initiative der EU, die einen Semantic Web Stack für die vereinfachte Bereitstellung und Verwendung von Linked Open Data zur Verfügung stellte.⁵⁰

Zum Schluss möchte ich noch auf einige grundsätzliche Probleme bei der Einbindung von digitalen Editionen in das Semantic Web zu sprechen kommen. Einige dieser Probleme, wie das Fehlen der zeitlichen Dimension in RDF und WWW insgesamt, wurden zu Beginn schon genannt. Doch es gibt noch andere, grundlegendere Bedenken, die zwischen geisteswissenschaftlicher Forschung und einer Formalisierung von geisteswissenschaftlichen Wissensbeständen im Sinne einer semantischen Lesbarkeit durch Maschinen stehen. Ontologien entschärfen nämlich das Problem der Subjektivität von Welterfahrung (leider) nicht gänzlich, sie können es nur etwas mindern (ebenso wie standardisierte Vokabulare). Zudem erfordert eine Triplifizierung von Aussagen eine Exaktheit und Eindeutigkeit, die die Geisteswissenschaften ab einem gewissen Grad von Abstraktion möglicherweise nicht zu leisten im Stande sind. Wenn alles in den Geisteswissenschaften in einfachen SPO Sätzen ausdrückbar wäre, dann würde die Publikationskultur in diesen Fächern sicher eine andere sein und auch die Trennung zu den MINT Fächern wäre weniger deutlich ausgeprägt.

Wenn es aber zur übergreifenden Verknüpfung von Wissensbeständen einer gemeinsamen Ontologie bedarf, erhebt sich zudem die Frage, welche dies sein soll. Projekte wie Semantic Blumenbach, Medea und auch PANDORA setzen auf CIDOC CRM. Aber können wir die Welt in den Geisteswissenschaften wirklich mit einem Konzept erfassen, das ursprünglich ein genuin museales war? Ein möglicher anderer Ansatz wäre eine Anbindung an das zurzeit größte LOD Hub im Semantic Web, die dbpedia und das wikidata Projekt.⁵¹ Gerade das wikidata-Projekt könnte dabei in Zukunft eine besondere Rolle als Link-Hub für die Geisteswissenschaften spielen. Das dort gesammelte Wissen ist relativ stabil, die Adresse etabliert und es stehen kuratierte Daten zur Verfügung, die alle Bereiche menschlichen Erkenntnisinteresses abbilden. Wenn Semantic Web irgendwann funktionieren wird, dann werden Projekte wie dbpedia und neuerdings wikidata darin sicher weiterhin eine zentrale Rolle spielen.⁵²

⁴⁷ <http://xtriples.spatialhumanities.de/index.html>.

⁴⁸ <http://exist-db.org/> und <https://any23.apache.org/>.

⁴⁹ <http://aksw.org/Projects/OntoWiki.html> und <https://www.poolparty.biz/>.

⁵⁰ Vgl. <http://linkeddata.org>. Der Stack wird inzwischen nicht mehr angeboten [<http://stack.linkeddata.org>].

⁵¹ <http://de.dbpedia.org/> und <https://www.wikidata.org/>.

⁵² Vgl. auch Sahle / Henry 2015, S. 113 –148, hier S. 118 –119.

Linked Data kann heute auch in den Geisteswissenschaften schon aktiv genutzt werden, um digitale Ressourcen miteinander zu verknüpfen und damit Zusammenhänge evident zu machen, die bislang erst nach serieller Rezeption im Kopf des oder der Forschenden entstanden. Mit sog. »Mashups« können so qualitativ neue Ergebnisse aus schon in standardisierten Datenformaten digital vorliegenden Informationen gewonnen werden, die das Potential besitzen, bislang unbekannte Zusammenhänge sichtbar(er) werden zu lassen.⁵³ Bis zu einer solchen semantischen Verknüpfung von digitalen Editionen im Semantic Web ist es noch ein weiter Weg, aber es gibt eine Reihe von vielversprechenden Hinweisen, dass es eben dieser Weg sein wird, den wir in Zukunft beschreiten werden.

⁵³ Vgl. auch Endres-Niggemeyer 2013.

Bibliographie

Tim Berners-Lee / James Hendler / Ora Lassila: The Semantic Web. In: Scientific American 284 (2001), H. 5, S. 34-43. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Oyvind Eide: Ontologies, data modelling, and TEI. In: The Linked TEI: Text Encoding in the Web. Abstracts of the TEI Conference and Members Meeting 2013. Hg. von Fabio Ciotti und Arianna Ciula. (TEI Conference and Members Meeting 2013, Rom, 2.-5.10.2013) Rom 2013, S. 26-30. PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Brigitte Endres-Niggemeyer: Semantic Mashups. Intelligent Reuse of Web Resources. Heidelberg 2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Fredo Erxleben / Michael Günther / Markus Krötzsch / Julia Mendez / Denny Vrandečić: Introducing Wikidata to the Linked Data Web. PDF. [\[online\]](#) In: The Semantic Web. ISWC 2014. (International Semantic Web Conference: 13, Riva del Garda, Italien, 19.-23.10.2014) 2 Bde. Cham u.a. 2014. Bd 1: S. 50-64. PDF. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Eva Christina Glaser: Digitale Edition als Gegenstand bibliothekarischer Arbeit: Probleme, Umsetzung und Chancen am Beispiel der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek (WDB). Berlin 2013 (= Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, 339). URN: [urn:nbn:de:kobv:11-100206926](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Christopher H. Johnson / Jörg Wettlaufer: Einführung in das PANDORA Linked Open Data Framework. PDF. [\[online\]](#) In: DHd 2017: Digitale Nachhaltigkeit. Konferenzabstracts. (DHd 2017, Bern, 13.-18.02.2017) Bern 2017, S. 31-34. PDF. [\[online\]](#)

Albert Meroño-Peñuela / Ashkan Ashkpour / Marieke van Erp / Kees Mandemakers / Leen Breure / Andrea Scharnhorst / Stefan Schlobach / Frank van Harmelen: Semantic Technologies for Historical Research: A Survey. [\[online\]](#) In: Semantic Web Journal 6 (2015), H. 6, S. 539-564. [\[online\]](#)

Franck Michel / Johan Montagnat / Catherine Faron-Zucker: A survey of RDB to RDF translation approaches and tools. 2014. [\[online\]](#)

Elena Pierazzo: Digital Scholarly Editing: Theories, Models and Methods. Farnham u.a. 2015. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Sebastian Rahtz / Lou Burnard: Reviewing the TEI ODD system. PDF. [\[online\]](#) In: Proceedings of the 2013 ACM Symposium on Document Engineering. (DocEng: 13, Florenz, 10.-13.09.2013) New York, NY. 2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Sebastian Rahtz: TEI to CRM. (TEI Ontologies SIG meeting, Zadar, 2010) Oxford 2010. PDF. [\[online\]](#)

Patrick Sahle: Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. 3 Bde. Preprint-Fassung. Norderstedt 2013. Bd. 3: Textbegriffe und Recodierung. URN: [urn:nbn:de:hbz:38-50130](#)

Patrick Sahle / Ulrike Henny: KliOS Algorithmen: Automatisierte Auswertung von Wikipedia-Inhalten als Faktenbasis und Diskursraum. In: Wikipedia und Geschichtswissenschaft. Hg. von Thomas Wozniak / Jürgen Nemitz / Uwe Rohwedder. (Deutscher Historikertag: 50, Göttingen, 23.-26.09.2014) Berlin 2015, S. 113-148. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Martin Scholz / Günther Goerz: WissKI: A Virtual Research Environment for Cultural Heritage. DOI: [10.3233/978-1-61499-098-7-1017](#) In: 20th European Conference on Artificial Intelligence. Hg. von Luc De Raedt / Christian Bessière / Didier Dubois / Patrick Doherty / Paolo Frasconi / Fredrik Heintz / Peter Lucas. (ECAI: 20, Montpellier, 27.-31.08.2012) Amsterdam 2012, S. 1-2. (= Frontiers in Artificial Intelligence and Applications, 242) [\[online\]](#)

Kathryn Tomasek / Georg Vogeler / Kathrin Pindl / Cliff Anderson / Anna Orlowska / Oyvind Eide: MEDEA (Modeling Semantically Enriched Digital Editions of Accounts). In: Digital Humanities 2016. Conference Abstracts. Hg. von Maciej Eder / Jan Rybicki. (DH 2016, Krakau, 11.-16.07.2016) Krakau 2016, S. 96-98. PDF. [\[online\]](#)

Francesca Tomasi / Fabio Ciotti / Maurizio Lana / Fabio Vitali / Silvio Peroni / D. Magro: Dialogue and linking between TEI and other semantic models. In: The linked TEI: Text Encoding in the Web. Hg. von Fabio Ciotti / Arianna Ciula. (TEI Conference and Members Meeting 2013, Rom, 2.-5.10.2013) Rom 2013, S. 145-150. PDF. [\[online\]](#)

Georg Vogeler: Modelling digital edition of medieval and early modern accounting documents. [\[online\]](#) In: Digital Humanities 2014. Conference Abstracts. Hg. von Cyril Bornet. (DH 2014, Lausanne, 08.-12.7.2014) Lausanne 2014, S. 398-400. PDF. [\[online\]](#)

Jörg Wettlaufer: Tagungsbericht. Historische Semantik und Semantic Web. (Workshop, Heidelberg, 14.-16.09.2015) In: H-Soz-Kult, Heidelberg 12.11.2015. [\[online\]](#)

Jörg Wettlaufer / Ulrike Wuttke: Tagungsbericht. Offene Lizenzen in den Digitalen Geisteswissenschaften. (Workshop, München, 27.-28. April 2015) In: H-Soz-Kult, München 09.06.2015. [\[online\]](#)

Jörg Wettlaufer / Christopher H. Johnson / Martin Scholz / Mark Fichtner / Sree Ganesh Thotempudi: Semantic Blumenbach. Exploration of Text-Object Relationships with Semantic Web Technology in the History of Science. In: Digital Scholarship Humanities 30 (2015), H. Suppl. 1, S. 187-197. DOI: [10.1093/llc/fqv047](#)

Jörg Wettlaufer / Christopher H. Johnson: Digitale Nachhaltigkeit bei Grundlagenforschung im Akademieprogramm: Das Beispiel „Johann Friedrich Blumenbach-online“. In: In: DHd 2017: Digitale Nachhaltigkeit. Konferenzabstracts. (DHd 2017, Bern, 13.-18.02.2017) Bern 2017, S. 234-235. PDF. [\[online\]](#)

Abbildungslegenden und -nachweise

Abb. 1: www Timeline. Quelle: [\[online\]](#).

Abb. 2: Semantic Web Technology Stack. Quelle: [\[online\]](#).

Abb. 3: Architektur WissKI 1.0. [\[online\]](#).

Abb. 4: Beispiel für Datenmodellierung mit Pfaden in WissKI 1.0.

Abb. 5: Schematische Darstellung der Datenmodellierung in ECRM über eine gemeinsame Identifikationsnummer, die über TEI Markup vorab in die Texte eingebracht wurde.

Abb. 6: Darstellung der Objekte im Kontext der TEI Edition der Werke Blumenbachs. Foto des Rasselbechers: GZG Museum / G. Hundertmark.

Abb. 7: Schematische Darstellung des Web Annotation Schemas, das in PANDORA verwendet wird [\[online\]](#).

Abb. 8: PANDORA API-X Produktionsprozeß für Manifeste (Abb. Christopher H. Johnson, [\[online\]](#)).

Abb. 9: Architekturskizze PANDORA LOD Framework v.0.3 (Christopher H. Johnson; [\[online\]](#)).

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

(Be)Ständige digitale Metamorphosen?! – »perhaps there will always be something more«

Autor/in:

Carina Hoff

Kontakt:

hoff@uni-trier.de

Institution:

Universität Trier

GND:

[1132221625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-1132221625)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_008](https://doi.org/10.17175/sb002_008)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[886617057](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-886617057)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Digital Humanities](#) |

Zitierweise:

Carina Hoff: (Be)Ständige digitale Metamorphosen?! – »perhaps there will always be something more«.

In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak / Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne

Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_008](https://doi.org/10.17175/sb002_008).

Carina Hoff

(Be)Ständige digitale Metamorphosen?! –
»perhaps there will always be something more«

Abstracts

Die digitale Editorik ist permanent im Wandel, ihr Status verortet sich derzeit zwischen medialem Experimentieren, textkritischer Traditionsverhaftung und Standardisierung. Der experimentelle Charakter lässt sich unter den Schlagworten Multiperspektivität, Multidisziplinarität und Trans-/ Multimedialität subsumieren, die als (re)produktive Kräfte das permanente Streben nach Mehr vorantreiben, welches der Medienwandel mitsamt veränderter Forschungsinteressen und -ziele initiiert hat. Die damit einhergehenden medialen und materiellen Metamorphosen erzeugen jedoch das Dilemma einer dokumentarischen Detailliertheit der digitalen Edition, die erst neue Nutzungsstrategien erforderlich macht. Führen die neuen Möglichkeiten die digitale Editorik an ihre Grenzen, stellt sich die Frage nach ihrem zukünftigen Weg.

The act of digital editing is permanently in flux, and it is currently located between medial experimentation, the text-critical attachment to tradition, and standardization. This experimental character can be subsumed under keywords such as multiperspectivity, multidisciplinary, and trans- or multimediality. These keywords serve as the (re)productive power driving the permanent pursuit of more, which was initiated by the shift in format, with its changing research interests and goals. However, the corresponding medial and material metamorphoses produce the dilemma of a documentary level of detail in the digital edition that requires new strategies for use. As these new possibilities take digital editing to its limits, the next question is where its future direction will lead.

1. Das Streben nach mehr als Motor der digitalen Editorik

Zukunftsweisend und inzwischen beinahe nicht anders möglich ist es, sowohl Editionen selbst als auch weitere Editionsergebnisse in digitaler Form zur Verfügung zu stellen.¹ Die permanente Weiterentwicklung der neuen Medien und die digitale Vernetzung, welche die Ansprüche der Nutzer verändert haben, bedingen stets neue Wege der digitalen Edition. Daher ist jede Edition nur eine Momentaufnahme des verfügbaren Materials und der jeweils geltenden wissenschaftlichen Paradigmen und technischen Möglichkeiten zur Erforschung und Bearbeitung einer Quelle.² Hieraus spricht die Erkenntnis, dass das Potenzial der digitalen Form noch nicht ausgeschöpft ist und es aufgrund ihres dynamischen Status wohl auch nie sein wird –»[...] perhaps there will always be something more [...]«.³ Das Streben nach diesem »Mehr« ist der Motor der ständigen Transformationsprozesse der digitalen Edition und ein beständiger Faktor ihrer Entwicklung. Somit ist in der noch recht jungen Geschichte der digitalen Editorik die Frage nach Neuerungen und Veränderungen omnipräsent – eine ständige Metamorphose ist gewünscht und erforderlich.

¹ »[T]he digital medium will be the native medium of the scholarly edition of the future.« Gabler 2010, S. 43. Vgl. ebenfalls Bohnenkamp 2013, S. 6.

² Vgl. Schaßan 2011, S. 169.

³ Robinson 2004.

Der Begriff *Metamorphose* bezeichnet eine Anpassung an (veränderte) Umweltbedingungen bis hin zur Umwandlung oder komplexe Verwandlungen eines Themas, Inhalts oder Gegenstandes.⁴ Diese allgemeine Definition umspannt bereits die Aufgaben der digitalen Editorik und verweist auf die fließend ineinander übergehende, stufenförmige Entwicklung der noch jungen Disziplin. Zugleich deutet sie neben Möglichkeiten ebenso auf Irrwege und Grenzen der Entwicklung hin.

1. Hervorbringung einer »neuen Kulturtechnik«⁵, die den Wissenstransfer und die Wissensorganisation vergangener Zeiten anhand von Texten greifbar macht, durch stetige Anpassung an die veränderten medialen Bedingungen (mediale Metamorphose).
2. Umwandlung der textuellen Substanz durch Ablösung des Textes vom Original zur Konstruktion eines digitalen Dokuments mit eigener Materialität, das zugleich diejenige des »Originals« repräsentiert (medial-materielle Metamorphose im Sinne der *Transtextualität* und *Transliterarität*).
3. Komplexe Verwandlung des digitalen Dokuments durch (a) neue mediale Möglichkeiten sowie (b) Anreicherung mit weiteren Informationen, u. a. durch Vernetzungen, aufgrund produzenten- und anwenderseitiger Interessen (transmediale Metamorphose).

2. Metamorphosen in der Editionslandschaft

Der Begriff »Metamorphose« widerspricht auf den ersten Blick zunächst der Prämisse der Editorik, Texte in ihrer originalen historischen Gestalt⁶ zu dokumentieren, abzubilden und zur Verfügung zu stellen – impliziert er doch eine Gestaltwandlung. Er tangiert somit ein zentrales Thema, das die digitale Editorik vor ihre größte Herausforderung stellt und zugleich ihr Ziel definiert: die mediale Repräsentierbarkeit historischer Dokumente. Lösen lässt sich dieser Widerspruch durch die Differenzierung zwischen den beiden viel diskutierten Entitäten *Text* und *Dokument*, wobei Edieren dementsprechend »[...] ein Ablösen der Texte von den originalen Dokumenten selbst [...]«⁷ bzw. mehr noch ein Ableiten und Konstruieren des Textes⁸ durch Übertragen in ein digitales Dokument mit eigener »Materialität« meint. Editorisch wird somit der vom Original abgelöste Text der Vorstellung vom Original vorgeordnet⁹, was zur Folge hat, dass die originalen Dokumente in eine materielle und eine textuelle Komponente unterteilt werden.

Die mediale (Re)Präsentation historischer Dokumente muss somit den beiden Komponenten Textualität und Materialität unter Berücksichtigung der digitalen Möglichkeiten (*Transmedialität*) und Grenzen gerecht werden. Durch dieses Bestreben hat sich bereits eine Metamorphose inhaltlicher Art seit den Anfängen digitaler Editionen abgezeichnet. Zugleich führen diesbezügliche Überlegungen in den letzten Jahren dazu, dass die Themen

⁴ Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Metamorphose> (Stand 20.04.16).

⁵ Kamzelak 2012, S. 202.

⁶ Plachta 2013, S. 8.

⁷ Gabler 2007, S. 5, 7.

⁸ Vgl. Gabler 2007, S. 15f.

⁹ Vgl. Gabler 2007, S. 11.

Textualität, Materialität und Medialität – sowohl der historischen Dokumente selbst als auch der digitalen Medien – in den Fokus der Editoren rücken. Dabei werden die Beziehungen der drei Bereiche zueinander im Hinblick auf ihre jeweilige spezifische Teilhabe an der Generierung von Bedeutung systematisiert.¹⁰ Dies resultiert aus der Erkenntnis, dass der zu edierende Text sowohl den Regeln des Mediums unterliegt, als auch durch die Materialität Informations- und Deutungszusätze erhält (*Transtextualität*), die kulturabhängige, temporäre textuelle Konventionen der jeweiligen Epoche widerspiegeln (*Translitterarität*). Die Erfassung all dieser verschiedenen Elemente hat die Edition zu einem ›Datenpool‹ werden lassen.

Im Kontext der medialen Präsentation gilt die elektronische Reproduzierbarkeit als Chance und Herausforderung der digitalen Edition, da sie ein vielversprechendes Mittel bei der Gratwanderung zwischen Quellennähe und Rekonstruktion darstellt.¹¹ Digitalisierung und Langzeitarchivierung kommen dabei sowohl der Forderung nach der jederzeitigen Verfügung über erarbeitetes Wissen und Erkenntnisse sowie deren sukzessiver Ergänzung als auch dem Erhalt des *kulturellen Gedächtnisses* nach. Digitale Archive mit dem Zweck der Langzeitarchivierung ergänzen so Museen, Archive und Bibliotheken in ihrer Funktion der *Gedächtnisorganisation*. Damit einher geht eine veränderte Aufgabenteilung, die die Grenzen zwischen den verschiedenen Einrichtungen integrativ verschiebt.

Die ›digitale Wende‹ hat mit der Entwicklung genuin für das digitale Medium konzipierter Editionen zudem einen Wandel der editorischen Praxis initiiert, der traditionelle Konzepte und Verfahren sowie die Rollen von Editor und Nutzer in Frage stellt und die Aufgabenfelder und Tätigkeiten von Editoren, Archivaren und Informatikern konvergieren lässt. Die Folgen dessen sind erst ansatzweise sichtbar.¹² Zugleich erfolgt ein Paradigmenwechsel zu offenen, flexiblen und mehrdimensionalen Editionsformen und deren Popularisierung für größere Benutzerkreise.

2.1 Mediale Metamorphose: Die Edition als transmedialisierter Datenpool

Begleitet der Medienwechsel die (klassische) Editorik seit jeher, so hat sie mit dem Medienwandel und der ›digitalen Wende‹ eine der größten Metamorphosen vollzogen, die sich in der Weiterentwicklung der digitalen Editorik fortsetzt. So gilt es weiterhin, das originale (historische) Dokument als *Medium* im Sinne eines stofflichen Vermittlers und Kommunikationsmittels zu erfassen.¹³ Zwar steht hierbei immer noch vorrangig die Textualität der *Werke* und Egodokumente im Zentrum der Betrachtung, doch wird in den letzten Jahren durch eine Rückbesinnung auf die spezifischen Eigenschaften des betreffenden Mediums, d. h. seine charakteristische Ästhetik und Materialität, angestrebt, die Medialität der

¹⁰ Vgl. Lukas et al. 2014, S. 21.

¹¹ Vgl. Stolz 2005, S. 143.

¹² Vgl. ebenfalls Bohnenkamp 2013, S. 2.

¹³ Grundsätzlich zeichnet den Medienbegriff aufgrund verschiedener Verwendungsweisen und Nuancen eine begriffliche Unschärfe aus, die ebenso den Begriff der Medialität kaum in allgemein verbindlicher Weise erfassen lässt.

originalen Dokumente im Sinne der Kommunikations- und Verwendungszusammenhänge zu verzeichnen, in denen die Texte und die Textträger entstanden sind.

Darüber hinaus meint *medial* im digitalen Kontext nun aber vor allem die IT-bezogene Modellierung und Repräsentation von Texten. In diesem Bereich schreitet die mediale Metamorphose¹⁴ stetig voran. Auszeichnungssprachen, Speicherformate, Digitalisierungstechniken und insgesamt fortschreitende technische Entwicklungen der neuen Medien verändern ständig das Präsentationsformat und die Nutzungsmöglichkeiten der digitalen Edition. Gerade die Digitalisierung der Editionstechnik hat einen grundlegenden Wandel angestoßen. Sie ermöglicht die Delinearisierung des Inhalts als Hypertext, die Anreicherung des edierten Textes mit *Metadaten* unterschiedlichster Art – über das Format der klassischen Apparate hinaus – sowie die Produktion multipler Repräsentationsformate aus einer (Text-)Quelle. Gleichzeitig sind neue Formen der Analyse, Erschließung, Semantisierung und Recherche entstanden,¹⁵ sodass die Edition als durchsuchbarer Datenpool zum Interface für Nutzer wird.¹⁶

Diese neue editorische Praxis der Darstellung eines Inhalts in verschiedenen Medien auf Basis von Daten wird als *Transmedialisierung*¹⁷ verstanden. Die methodische Herausforderung dabei bestehe darin, eine medienadäquate Präsentation editorischer Inhalte zu erzeugen und zugleich medienunabhängige Daten zu modellieren¹⁸ – was per se nicht möglich ist.¹⁹ Grundlegend für die Umsetzung der verschiedenen medialen Anforderungen und Veränderungen sind daher »Überlegungen zur Wissens-Organisation und zum Anbringen von (interpretierenden) Codierungen«²⁰ im Text mittels der erwähnten Auszeichnungssprachen. Seit den Anfängen digitaler Editionen sind zahlreiche Programme²¹ für diese Aufgabe entwickelt worden und auch für die Zukunft zeigt sich bezüglich der Bereiche Wissensorganisation und programmgestützter Codierung ein weites Feld für beständige Metamorphosen.

Ein weiterer Wandel hat sich auch hinsichtlich der Präsentation und Nutzung der datenbasierten Editionen abgezeichnet. Mittlerweile erleichtern mediale Plattformen und infrastrukturell vernetzte Forschungsumgebungen wie TextGrid, DARIAH oder die D-GRID GmbH kollaborative Forschung, wodurch sich deren Topologie und Navigation²² ebenso sukzessive aufgrund unterschiedlichster Nutzungsarten wandelt.

¹⁴ Die Veränderungen werden in den verschiedenen germanistischen Disziplinen unterschiedlich umgesetzt. So steht beispielsweise für die germanistisch-mediävistische Editionswissenschaft ein tatsächlicher Medienwandel noch in Frage. In diesem Bereich seien vorrangig digitalisierte Editionen, d.h. Digitalisate gedruckter Editionen, zu finden. Verwiesen sei u.a. auf die Ziele des Digitalen Mittelhochdeutschen Textarchivs. Ein Gegenbeispiel stelle hingegen das Parzival-Projekt von Michael Stolz dar. Vgl. Bein 2010, S. 69f.

¹⁵ Vgl. Hofmeister / Stigler 2010, S. 82f.

¹⁶ Vgl. Hofmeister / Stigler 2010, S. 83.

¹⁷ Vgl. Sahle 2010, S. 31. Daher spricht Sahle innerhalb der Entwicklung der digitalen Edition auch weniger von einem Medienwandel.

¹⁸ Stadler 2013, S. 31–40 plädiert für eine semantische Anreicherung der Daten unabhängig von der aktuell gewählten Präsentationsform, da deren Berücksichtigung die Daten beschränken würde.

¹⁹ Die Daten selbst sind an ein Medium gebunden und die ursprüngliche Medialität des Gegenstandes darf nicht ausgeblendet werden, da es eine Dehistorisierung darstellen würde. Vgl. Sahle 2010, S. 31.

²⁰ Kamzelak 1999, S. 125.

²¹ Editor-Programme zur XML- und TEI-Auszeichnung, Programme für Topic Modeling wie MALLET und LDA sowie für Annotationen wie EXMARaLDA, Transcribo etc.

²² Vgl. Prätor 2007, S. 239–249.

Im Bereich der Medialität stellt die Interaktivität eine weitere Metamorphose digitaler Editionen dar, die als ein charakteristisches Merkmal des Internets und der Unterhaltungsmedien auch zu einer wesentlichen Komponente digitaler Editionen geworden ist. Durch die Möglichkeit, Prozesse der Selektion und Kombination der dargebotenen Inhalte vorzunehmen, emanzipieren sich die Nutzer derartiger Medienangebote von der Rolle bloßer Konsumenten. Die parallele Entstehung einer entsprechenden Erwartungshaltung bei der Nutzung digitaler Editionen bedingt eine stetige Veränderung in deren medialem Auftritt.²³

Bei der (Re)Präsentation der erforschten Dokumente mitsamt ihrer textuellen, materiellen und eigenen medialen Komponente spielt die Benutzerfreundlichkeit somit heute eine immer gewichtigere Rolle. Lesepsychologische und lesetechnische Aspekte werden bei der Darstellung relevanter, weshalb eine elektronische Edition als Reaktion darauf »natürliche Orientierungsmöglichkeiten«²⁴ schaffen muss. Darunter fallen z. B. eine gute Gliederung, ein nutzerfreundliches, selbsterklärendes Interface, eine Notizfunktion und der Download bzw. Export von Digitalisaten und eigenen Rechercheergebnissen.

Der Einfluss der veränderten Rolle des Nutzers auf Optik, Aufbau und Funktionen einer Edition rückt auch die Themen Transparenz und Objektivität stärker in den Vordergrund. Zu diesem Zweck erhält der Nutzer die gleichen Möglichkeiten wie der Editor selbst und Probleme werden für ihn »sichtbar« gemacht, sodass er eigene Urteile fällen kann. Dazu wird ihm kein Lesetext geboten, sondern Deutungsvielfalt oder Fragwürdigkeit des »Originals« bleiben erhalten.²⁵ Der Editor unterbreitet seine eigenen »Lesarten« des Textes und Problemlösungen und markiert sie damit als »eine« Interpretation unter mehreren.²⁶ Interpretationsoffenheit und -problematik treten so zwar klarer hervor, doch erübrigt das Nebeneinander verschiedener Interpretationen auch ein Werturteil im alten textkritischen Sinne, hindert es vielleicht sogar.²⁷ Der Wegfall von Entscheidungsnotwendigkeiten seitens des Editors erscheint unter diesem Aspekt nur auf den ersten Blick positiv, zumal auch der Nutzer in gewisser Weise dadurch vernachlässigt wird, z.B. wenn er gegebenenfalls eigene Kollationen vornehmen muss. Zugleich wird (s)eine Edition damit von einem »Produkt zu einem unmittelbaren Protokoll des Forschungsprozesses«²⁸ und die eigene Rolle des Editors wandelt sich nun zum »Archivar und Verwalter von Textartefakten in Raum und Zeit«²⁹. Damit verbunden sind veränderte Arbeitsbedingungen: Durch die neuen IT-Editionstechniken steht der Editor (a) vor einer veränderten Quellen- und Materialbasis und somit (b) vor einer Fülle von gegebenenfalls gar nicht hierarchisierbaren Textfassungen und nicht mehr nur vor »einem« Text³⁰, und (c) gerät hier gleichsam an die Grenzen der Repräsentierbarkeit.

²³ Hierin spiegelt sich auf digitaler Ebene zugleich historisch gesehen der Wandel der Nutzermentalität bei der Entwicklung von Studien- und Leseausgaben.

²⁴ Kamzelak 1999, S. 123.

²⁵ Durch den Zugriff auf die Transkription aller Textzeugen wird dem Nutzer zwar die Überprüfbarkeit der Herstellung des edierten Textes gewährt, aber ihm wird auch die eigentliche Kollation überlassen.

²⁶ Vgl. Veit 2010, S. 50.

²⁷ Vgl. Bein 2010, S. 64.

²⁸ Sahle 2010, S. 27.

²⁹ Bein 2010, S. 66.

³⁰ Vgl. Bein 2010, S. 65. Vgl. ebenfalls Gabler 2010, S. 47.

Problematisch werden diese veränderten Rollen von Editoren und Nutzern zudem, wenn (d) der Editor das Material nicht bewältigen kann und die medialen Möglichkeiten zu Unmöglichkeiten werden, und (e) der Nutzer materiell wie interpretatorisch überfordert wird. Der Nutzer muss bei der Editionserstellung zu einem gewissen Grad intendiert werden, was er derzeit als Fachkundiger wird. Das neuerliche Diktum, Editionen aufgrund der medialen Popularisierung verstärkt einem nicht-fachkundigen Publikum zugänglich zu machen, kann auf diese Weise jedoch nicht erfüllt werden bzw. wird durch die neuen Möglichkeiten gar ad absurdum geführt.

Die Veränderungen im Bereich der Medialität haben somit zwei Seiten, die vice versa als mögliches Anzeichen eines medialen Dilemmas oder der Gefahr eines medialen Irrwegs der digitalen Edition zu deuten sind: Die neuen Medien und Techniken befördern zwar die Möglichkeiten digitaler Editionen, sodass diese das Format eines dynamisch-interaktiven, interpretativ offenen Wissensspeichers annehmen, aber zugleich laufen sie auch Gefahr, unzugänglich und verwendungslos für den Nutzer zu werden, wenn dieser keine Strategien zur Bewältigung und Deutung (der Fülle) besitzt. Auch die Vernetzung der Informationen und ihre Kontexte machen den visuellen wie inhaltlichen Rahmen der Editionen aufgrund ihrer Offenheit unklarer.³¹

2.2 Materielle Metamorphose: Semantizität des Materials und der Materialität

Bereits 1997 forderte Gumbrecht³² eine »Konzentration auf die materiale Phänomenologie«, da in der Ablösung der Texte von den Textträgern (Dokumenten) deren Informations- und Deutungszusatz verloren gehe. Es handle sich dabei um Formen einer »Entmaterialisierung des Textes« bzw. »Formen blockierter Textualität«³³, denen entgegengewirkt werden müsse. Denn durch die Erfassung der Materialität und Medialität einer Textquelle wird deren ursprüngliche Historizität greifbar – das Hauptbestreben der Editorik. Die Untersuchung dieser beiden Bereiche wird als »partielle[...] Transtextualität« oder »Translitterarität«³⁴ bezeichnet.

Seit einigen Jahren misst die Editorik daher der Materialität ihrer Gegenstände stärkere Bedeutung zu. Materialfragen und das Interesse an Materialität stehen nunmehr im Zentrum der editionstheoretischen Diskussion, sodass bereits von einem *material turn*³⁵ und von einer *New oder Material Philology*³⁶ gesprochen wird. Die Ausrichtung dieses philologischen Materialitätsparadigmas hebt auf die Erfassung der Semantizität bzw. (literarisch-kommunikativen) Bedeutungshaftigkeit der Materialität ab, d. h. der non- und

³¹ Vgl. Sahle 2010, S. 27.

³² Gumbrecht 1997, S. 43.

³³ Vgl. Baisch 2010, S. 261.

³⁴ Hurlebusch 2011, S. 19f.

³⁵ Schubert 2010, S. 1.

³⁶ Wolf 2010, S. 330.

paraverbalen materiell-medialen Objekteigenschaft von Texten.³⁷ Da diese kulturabhängig und konventionalisiert sind, können deren ständige Transformationsprozesse syn- und diachron erfasst werden. So gibt beispielsweise die Materialität einer mittelalterlichen Handschrift, verstanden als Kulturträger, auch Aufschluss über die Textsituation, d. h. die Funktionalität eines Textes, seines Sitzes im Leben und seine literarhistorische Stellung.³⁸ Zudem kann der dargebotene Kontext³⁹ eines Überlieferungsträgers, d. h. Typografie⁴⁰ sowie Gestaltungs- und Gliederungselemente wie Miniaturen, Überschriften oder Markierungszeichen, entscheidenden Einfluss auf die Rezeption eines Textes haben.⁴¹ Zugleich wird der Blick auf die Rekonstruktion der Textgenese gerichtet, was einer »Hinwendung zur Produktionsorientierung«⁴² gleichkommt. In diesem »Transphilologischen«⁴³ liegt einiges editionsphilologisches und rezeptionsanalytisches Potential, das seiner Ausschöpfung seitens einer digital-editorischen Umsetzung noch harrt.⁴⁴

Die Umsetzung des Materialparadigmas in der Editorik hat in der Praxis verschiedene Metamorphosen nach sich gezogen. Die Editionen werden umfangreicher, vollständiger und präziser. Symptomatisch ist die Setzung des Faksimiles als »Zentrum der Edition«, sodass es nicht mehr nur als »Kontrollinstrument« dient.⁴⁵ Methodisch hat sich ein »dokumentarische[r] Objektivismus«⁴⁶ entwickelt, der zur Erfassung der medial und materiell vergegenwärtigten Historizität des verschiedenartigen Überlieferungsmaterials beiträgt. Doch je mehr Materialität aufgrund einer unreflektierten Suche des Textsinns in diese einbezogen wird, desto nüchterner und sinnärmer werden die Editionen – so ein Urteil der Editions kritik –⁴⁷, und desto eher gelange dieses Konzept aufgrund der Informationsfülle an seine Grenzen und müsse überdacht werden.⁴⁸

Die primäre Setzung der Materialität eröffnet demnach auch eine Gefahr, auf die mittlerweile stetig mit der Formel des »*bloß* dokumentarischen Charakters« von Editionen hingewiesen wird. Verbunden mit diesem Stigma ist die Degradierung der Editorik zu einer »Detailwissenschaft«⁴⁹, die ihre ursprüngliche Zweckmäßigkeit, die Gedächtnisbildung, verfehle.

³⁷ Vgl. Rockenberger / Röcken 2014, S. 25f. Für eine Definition des *material texts* und weitere Ausführungen vgl. S. 26–29.

³⁸ Vgl. Wolf 2010, S. 331.

³⁹ Auch Raum und Zeit sind zum Gegenstand editorischen Interesses geworden: die »Temporalität von Text in der Prozesshaftigkeit seiner Umformungen« sowie die Räumlichkeit bzw. Raumordnung des Handschriftentextes als Kriterium der Apparatgestaltung. Vgl. Lukas et al. 2014, S. 3f.

⁴⁰ Ein Verständnis des Gebrauchs typografischer Mittel bedeutet ein korrektes Erfassen ihres produktionsseitigen Zwecks. Vgl. Rockenberger / Röcken 2014, S. 44. Vgl. des Weiteren Wehde 2000, S. 107 und Nutt-Kofoth 2004, S. 3–19. »[D]as neue Konzept von »typografischen Fassungsvarianten« wirft ferner die Frage nach den Grenzen editorischer Dokumentierbarkeit auf« Lukas et al. 2014, S. 19.

⁴¹ Vgl. Schultz-Balluff 2010, S. 333.

⁴² Hurlebusch 2011, S. 26.

⁴³ Hurlebusch 2011, S. 23.

⁴⁴ Vgl. Schultz-Balluff 2010, S. 345.

⁴⁵ Obwohl das Faksimile zentral geworden ist, wird z. T. kritisiert, dass zu den »falschen« Texten unnötigerweise Faksimiles hinzugegeben würden (Lukas et al. 2014, S. 7).

⁴⁶ Hurlebusch 2011, S. 21.

⁴⁷ Vgl. Richter / Hamacher 2010, S. 382.

⁴⁸ Vgl. Richter / Hamacher 2010, S. 382.

⁴⁹ Vgl. Hurlebusch 2011, S. 1–31. Er selbst verwendet den Begriff »Detailwissenschaft« zunächst in positiver Weise, da erst das Einzelne historisch richtig verstanden werden müsse, um größere Zusammenhänge erkunden zu können (vgl. S. 8). Einen negativen Zug nimmt dieser Begriff an, wenn eine Versteifung auf Details die Erkenntnis der Zusammenhänge verwehrt (vgl. S. 13), oder diese nur noch von Spezialisten verstanden werden. Auf diese Weise verfehle die Disziplin den Zweck der Gedächtnisbildung (vgl. S. 23).

Diese beiden Stigmata tangieren die vieldiskutierte, konzeptionelle Unterscheidung zwischen Dokumentation und Interpretation⁵⁰ und verdeutlichen einen Gemeinplatz der Editions kritik, dass »[s]eit jeher [...] das editorische Informationsangebot an den Interessen interpretierender Literaturwissenschaft vorbeigeh[e] [...]«⁵¹ Vorrangig das Verzeichnen jedes Elements von Materialität könne zu »interpretatorischen Verunsicherungen«⁵² führen. Andererseits wird, nicht ohne einen appellierenden Subtext, argumentiert, dass die Literaturwissenschaft den Materialreichtum dieser vollständigeren und präziseren Editionen weitgehend ignoriere. Mehr noch reduziere die interpretatorische Praxis trotz aller aus dem neuen Materialitätsparadigma resultierenden (editions)theoretischen Reflexionen⁵³ die Materialität aufgrund ihrer Komplexität und Heterogenität häufig wieder auf ihre Textualität⁵⁴ und orientiere sich nach wie vor weitgehend am Paradigma des immateriellen Textes.⁵⁵ Doch gerade das Verhältnis von Textinhalt und Textträger ist relevant und kann konstitutiv für den besonderen Genre-Charakter eines Werks sein.⁵⁶

Gegen das Stigma des Dokumentarischen⁵⁷ hat sich die Editions wissenschaft vehement gewehrt⁵⁸: trotz eines methodischen Objektivismus' würden Interpretationsangebote gemacht. Die extrem materielle Ausrichtung scheint aber zu diesem Stigma zu verleiten bzw. müssen seitens der Literaturwissenschaft (und des Nutzers) erst Instrumentarien und Strategien zur Deutung der Informationsvielfalt entwickelt werden. Es liegt jedoch auch in der Verantwortung des Editors hier Hilfestellungen zu geben, v. a. in der Art der Repräsentation des Materials und der Aufbereitung der Benutzeroberfläche.

Auch im digitalen Zeitalter bleibt somit ein Urproblem der Editorik bestehen, auf das die Editionstheorie reagiert und schon früh zahlreiche Konzepte entwickelt hat, die die verschiedenen Ansprüche berücksichtigen: so beispielsweise Hurlebusch (1971) oder Zeller (1971).⁵⁹ Eine Rückbesinnung auf diese bereits bestehenden Konzepte, die »Befund und Deutung« (Zeller) dokumentieren und differenzieren, scheint notwendig, um das Potenzial digitaler Editionen hinreichend auszuschöpfen. Ein weiterer Vorschlag ist die Einführung von Standards bzw. minimalen Gütekriterien für die grundsätzliche Evaluation von Interpretationsaussagen neben ansatzrelativen Standards.⁶⁰

⁵⁰ Hierin liegt auch der Hauptunterschied zwischen genetischer Edition und *critique génétique*.

⁵¹ Rockenberger / Röcken 2014, S. 25. »Der genuin hermeneutische Teil der Textwissenschaft macht mehr oder weniger weiter wie bisher, weil nämlich niemand so richtig weiß, was man mit den vielen Fassungen, Varianten, genetischen Stufen usw. anfangen soll.« (Bein 2010, S. 66).

⁵² Richter / Hamacher 2010, S. 386.

⁵³ Andererseits haben die *critique génétique* oder die *Social Theory of Editing* bereits Strategien zur editorischen Bewältigung der Materialität der Überlieferung vorgelegt.

⁵⁴ Vgl. Wolf 2010, S. 330. Dies hängt u.a. auch damit zusammen, dass die Literaturwissenschaft weiterhin mit den traditionellen Kategorien *Autor*, *Epoche*, *Gattung* operiert, v.a. die germanistische Mediävistik und die Literaturhistoriker, wohingegen die Editoren anhand synoptisch arrangierter Fassungen Einblicke in ein »zeitliches und räumliches Text-Koordinatennetz« geben, dessen Interpretation verunsichert (vgl. Bein 2010, S. 67f.).

⁵⁵ Lukas et al. 2014, S. 1.

⁵⁶ Vgl. Richter / Hamacher 2010, S. 386.

⁵⁷ Vgl. Kammer 2014, S. 53–66.

⁵⁸ Vgl. bspw. Plachta 2013, S. 134.

⁵⁹ Vgl. ebenfalls Lukas et al. 2014, S. 5.

⁶⁰ Rockenberger / Röcken 2014, S. 50. Vgl. auch Cailliau 2013, S. 219–228, die für die Einführung eines Gütesiegels für die Kennzeichnung nach wissenschaftlichen Standards erarbeiteter Editionen plädiert.

Zusammenfassend wird bzw. ist das editionswissenschaftliche Konzept der Materialität ein »heuristische[r] Grenzbegriff«⁶¹, der in sich die Gefahr birgt, ein holistisches Format anzunehmen und so zu einer Konzepthölse zu verkümmern. In Zukunft ist daher ein Überdenken des Konzepts wünschenswert, ohne als Ausweg die Reduktion auf die Textualität oder gar eine *Re-Philologisierung*⁶² zu wählen. Die Differenz zwischen (editionswissenschaftlicher) Handschrifteninterpretation und (literaturwissenschaftlicher) Textinterpretation muss verringert werden. Ziel und Fragestellung eines Editionsprojekts müssen wieder stärker als Kontrollinstanz fungieren, wenngleich das Material den Weg leitet.

2.3 Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren der Metamorphosen in der digitalen Editorik

Derzeit ist ein Paradigmenwechsel innerhalb der (digitalen) Editionsphilologie zu verzeichnen: Es wird kaum noch die Annahme eines Urtextes vorausgesetzt, sondern die überlieferten Texte bzw. Fassungen eines Textes stehen gleichwertig nebeneinander. Dies hat einerseits zur Konsequenz, dass Fragen nach dem Autor in den Hintergrund rücken, andererseits wird aber auch das Bestreben befördert, alle Textfassungen zur Verfügung zu stellen, woraus das bereits viel angesprochene Problem einer Vielfalt an verfügbaren Informationen entsteht. Unklar ist bisher, wie Forscher und Nutzer damit umgehen bzw. diese interpretieren sollen. Denn diese durch die medialen Möglichkeiten gebotene Vielfalt birgt die Gefahr, dass die Editorik aus Sicht der Kritiker – wie bereits erwähnt – zu einem Dienstleister, einer Detailwissenschaft oder gar einem »Sammlungsgegenstand«⁶³ degradiert wird. Für die derzeitige Entwicklung der Disziplin sind diese Bezeichnungen symptomatisch.

Einhergehend mit den neuen editorischen Möglichkeiten im digitalen Bereich und den daraus abgeleiteten (An-)Forderungen seitens Produzent und Nutzer sind weitere Gefahren entstanden, die sich zu Irrwegen entwickeln könnten. So ist die Umsetzung des neuen Paradigmas in die digitale Repräsentation der Quellen eine Herausforderung: einerseits pendelt sie zwischen den beiden Idealformen Rekonstruktion und Handschriftennähe, daran anschließend stellt sich andererseits die Frage nach der tatsächlichen Repräsentation bzw. der generellen Repräsentierbarkeit beispielhafter Spezifika von Handschriften (z. B. Streichungen, verschiedene Schreiberhände).⁶⁴ Im Zusammenhang mit der elektronischen Repräsentanz wird denn auch das Fehlen von Leitlinien und Regeln für den Umgang kritisiert.⁶⁵

Dieser Herausforderung wird derzeit durch die Dimensionen der digitalen Visualisierungs- und Nutzbarkeit begegnet: z. B. durch »multiple views«, d. h. mehreren Ansichten des *Textes*

⁶¹ Richter / Hamacher 2010, S. 387.

⁶² Vgl. Birus 2008, S. 21: »Ein Gespenst geht um in der deutschen Literaturwissenschaft – das Gespenst der Re-Philologisierung«.

⁶³ Schaßan 2011, S. 159–169. Er verwendet die Bezeichnung jedoch in positiver Weise im Sinne »eine[r] Ansammlung von Materialien verschiedenster Art, die in Ebenen organisiert und auf vielfältigste Weise miteinander verknüpft sind.« (S. 159).

⁶⁴ Vgl. Schubert 2005, S. 204. Er weist zudem darauf hin, dass Rekonstruktion und Handschriftennähe zwei unerreichbare Idealformen seien und sich jede Edition auf einer Skala zwischen diesen beiden Polen einordnen müsse (vgl. Schubert 2005, S. 204.).

⁶⁵ Kamzelak 2012, S. 203.

(Leseansicht, Faksimile etc.), sowie durch die Variation der Anzeigoptionen verschiedener Informationen je nach Nutzerinteresse. Transparenz und Objektivität werden zwar so erfüllt, doch kann auch hier die mediale Vielfalt oder ein zu umfangreicher Datenpool überfordern.

Der Transparenz und Objektivität halber bietet das digitale Format der Editionen u. a. die Möglichkeit nachträglicher Korrekturen und Ergänzungen sowie der sukzessiven Freigabe unterschiedlicher Editionsteile zu unterschiedlichen Zeiten. Die Notwendigkeit zur Kenntlichmachung und Kommunikation dessen an den Nutzer wird jedoch als eine Problematik der Unabgeschlossenheit von Online-Editionen angesehen. Auch der Schutz der nachträglichen Bearbeitungsläufe und Korrekturgänge vor äußeren Eingriffen ist zu einem Thema geworden, das durch neue Formate der Langzeitarchivierung⁶⁶ gelöst werden muss. Eine kontinuierliche Datenwartung und langfristige Datensicherung ist zentral und wird derzeit durch Institutionen und Plattformen wie **DARIAH**, **GAMS** oder **TextGrid** übernommen.

Insgesamt geht der Weg der digitalen Edition hin zur »open data« bzw. zum »open access«, doch entstehen daraus zum einen das Risiko, dass die Edition zu einem reinen Informationslieferanten für andere Nutzungsformen reduziert wird⁶⁷, zum anderen die Herausforderung, dass ungleich größere Benutzerschichten erreicht, auf die eingegangen werden muss. Doch ist die Diversifizierung editorischer Ziele im Hinblick auf unterschiedliche Nutzerinteressen auch mit Gefahren verbunden, sodass diese nicht (allein) die Ziele einer Edition definieren dürfen, sondern eine Balance zwischen ihnen und den Editionszielen bestehen muss. Sind in Anbetracht dessen also (weitere) Standards in der Editorik notwendig?

Die Grenzen der digitalen Edition und ihrer Metamorphosen sind demnach da erreicht, wo sie zu einem Dienstleister, einem zwanghaft modernen, medialen Konstrukt wird, im eigenen Datenpool ertrinkt, kein Mittelmaß hinsichtlich des Eingehens auf den Nutzer findet und dabei eigene Ziele aus dem Blick verliert, und der praktische Gewinn für den außerakademischen Bereich nur noch schwer nachweisbar ist.⁶⁸

3. Wegweiser Standardisierung? – Was eine digitale Edition gegenwärtig bieten muss

Die Editionswissenschaft hat teilweise »sehr spezielle methodische und praktische Verfahren für die Edition von Texten entwickelt.«⁶⁹ Das Streben nach »Mehr« bewirkt in positiver Weise die beständige Metamorphose und Weiterentwicklung der digitalen Edition, die jedoch auch dazu geführt hat, dass (zumeist) jedes Projekt trotz allgemeiner Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter und standardisierter Auszeichnungssprachen seinen eigenen Weg geht. Um dieser Entwicklung zu begegnen, ohne das Potenzial von Neuerungen zu unterdrücken, scheint dieses »Mehr« andererseits umgekehrt den Ruf

⁶⁶ Borghoff et al. 2003.

⁶⁷ Vgl. Sahle 2010, S. 34.

⁶⁸ Vgl. Hurlbusch 2011, S. 30.

⁶⁹ Plachta 2013, S. 134.

nach einer Standardisierung in der Editionswissenschaft bewirkt zu haben. Doch ist sie die Lösung zur Begründung der bemängelten (Fehl-)Entwicklungen, auch in Anbetracht der Vielfältigkeit des historischen Materials? Welche Normierungen und Standardisierungen sind sinnvollerweise anzustreben, welche bleiben utopisch?⁷⁰

Standards reagieren auf das Verlorengehen »bewährte[r] editorische[r] Prinzipien, Arbeitsschritte und Darstellungsformen [...]«. ⁷¹ Sie umfassen ein Minimum an digitaler Aufbereitung, Informationen und Funktionen, das jede digitale Edition bieten sollte, um das »Transparenzgebot« zu wahren. Die Grundlage dessen bleibt jedoch die klassische editorische Arbeitsweise.

Die 2012 von Kamzelak et al. erarbeiteten Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter können als derzeitige Standards der digitalen Edition gelten. Aktuelle Editionsprojekte setzen diese trotz häufig anderer Wege mehr oder weniger um, haben sie in den letzten Jahren aber auch erweitert. ⁷²

Als bisherige Standards einer Edition gelten:

a) Multimedialität (audio-/visuell):

- ein gleichrangiges Nebeneinander von Textzeugen und somit Textvarianten⁷³
- diplomatisches Transkript, kritischer Editionstext und Lesetext
- Images: Digitalisatfaksimile (Texte wie Musikstücke) als »Befundsmaterialität«

b) Interaktivität

- die Wahl unterschiedlicher Darstellungsformen: Einblenden, Überlappen (»overlay«), neues Fenster, »multiple views« etc.
- Vernetzung der Daten für die Such- bzw. Retrievalfunktion
- verschiedene Apparate und Kommentare⁷⁴
- Register, Index und Bibliographie.

c) Metadaten / Metainformationen

- offen definierte und dokumentierte Auszeichnung und Codierung mit XML, TEI und UNI- CODE

⁷⁰ Vgl. Caflisch-Schnetzler / Götz 2013, S. 219.

⁷¹ Plachta 2013, S. 131.

⁷² Vgl. Kamzelak 2012.

⁷³ Je nach Ausgangsmaterial, d.h. unterschiedliche Überlieferungsformen wie Entwurf, Druck, Abschrift, Exzerpt, ist eine Rangfolge dessen im Hinblick auf die Auswahl des zu edierenden Textes zu bestimmen.

⁷⁴ Der Apparat gilt als weiteres Kernstück, gleichzeitig hat sich der Kommentar zu einer eigenen Textsorte entwickelt.

- persistente Verweise⁷⁵ durch Verwendung von Normdateien und Vernetzung: z. B. GND⁷⁶, Datenbanken wie Kalliope, Malvine, ECHO mit dem Zweck, durch Zuweisung einer ID die Zitierfähigkeit digitaler Editionen zu erhöhen, kollaboratives, wissenschaftliches Arbeiten zu fördern und die Langzeitarchivierung zu erleichtern
- Strukturdaten zu den Bildern

d) Langzeitarchivierung von Quelldateien in lizenzfreien, dokumentierten Formaten (»open source«)

Die Standards zeigen insgesamt den Weg zum open access-Format, was sowohl die zunehmende Interdisziplinarität als auch die Vernetzung der Forschungsgemeinschaft bedient. Daneben hat sich eine feste editorische Sprache entwickelt, die in Kompendien und Lexika⁷⁷ dokumentiert und zugänglich gemacht werden soll.

Diese Standardkomponenten und eine Normierung der Metadaten als Standardisierungsinstrument – die zugleich der Frage nach der Zitierbarkeit digitaler Editionen begegnet –, kommen dem Vorschlag entgegen, Editionen im Sinne der Benutzerfreundlichkeit topografisch möglichst gleichartig anzulegen. Zugleich wird kollaboratives Arbeiten durch leichteren Datenaustausch und Vernetzung von Forschern gefördert.

Doch bleibt auch Kritik an der Standardisierung nicht aus. Zwar steht der internationale Gebrauch einer einheitlichen Codierung mit TEI außer Frage, doch lösen Standards nicht das grundsätzliche Problem der Datenmenge, d. h. einer inhaltlichen Problematik. So birgt eine Standardisierung wiederum das dilemmatische Risiko, dass das Dokumentarische die Überhand gewinnt bzw. behält oder dem Material nicht genügend Rechnung getragen wird. Ähnliches gilt für die Dynamik digitaler Editionen, etwa die ständige Erweiterung der präsentierten Texte und ihre Verlinkung untereinander oder das Zugänglichmachen von Endergebnis und Bearbeitungsfassungen. Letzteres entspräche zwar dem »Transparenzgebot«, würde aber die Realisierung kleinerer Projekte von vornherein hindern. Demnach bleibt zu fragen, auf welcher Ebene die Standardisierung zukünftig den Weg weist und was Alternativen sein könnten? Multimediale, textkritische Datenbankprojekte?⁷⁸

4. Quo vadis, digitale Edition?

⁷⁵ Vgl. Kamzelak 2012, S. 207 f. Z. B. URN = Uniform Resource Name (z. B. <http://nbn-resolving.org>), PURL = Persistent Uniform Resource Locator (<http://www.purl.oclc.org>) oder DOI = Digital Object Identifier (<http://www.doi.org>).

⁷⁶ Die GND (Gemeinsame Normdatei) verbindet seit 2012 die bis dahin singular bestehenden Normdaten der PND (Personennormdatei), GKD (Gemeinsame Körperschaftsdatei) und SWD (Schlagwortnormdatei). Der Aspekt der Zitierfähigkeit stellt trotzdem weiterhin ein Problem digitaler Editionen dar, v.a. hinsichtlich der komplexer werdenden Markups, die mit der Segmentierung eines Textes durch komplexe Auszeichnung einhergehen, und daraus resultierender möglicher Überschneidungen von Elementen, was nur hinreichend durch Stand-off-Markups gelöst wird (vgl. Prätor 2011, S. 179, 181).

⁷⁷ Vgl. die Beiträge in Martens 2013, das Editionslexikon Edlex, welches dem bisherigen Desiderat eines normierenden Wörterbuchs in der Editionswissenschaft entgegenwirkt sowie die anstehende Veranstaltung *Begriffe, Beschreibungssprachen, Darstellungsformen der Edition. Tagung zur Vorbereitung eines editionswissenschaftlichen Handbuchs* in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften vom 22.–24.09.2016.

⁷⁸ Als ein Beispiel siehe das Projekt *Historische Formelhafte Sprache und Traditionen des Formulierens* (www.hifos.uni-trier.de).

Der Status quo digitaler Editionen bewegt sich zwischen medialem Experiment und textkritischer Traditionsverhaftung, dem mit Standardisierung begegnet werden soll. So tritt Plachta für eine verantwortungsbewusste Editionspraxis ein, die sich offen, aber nicht unkritisch und zu Lasten des Textes gegenüber den technischen Neuerungen verhält.⁷⁹ Zu einer konzeptionellen Weiterentwicklung der kritischen Edition in einer medial durchdrungenen Welt regt Sahle an, indem er ein Schema mitsamt Möglichkeiten und Problemen der Repräsentation und Nutzung von verschiedenen Arten an Textlichkeit in den digitalen Medien entwirft.

Solange jedoch die Literaturwissenschaft weiterhin mit den traditionellen Kategorien operiert und unschwellig den »einen« Text fordert und daher dankbar zu *Lese- und Studienausgaben* greift, und andererseits die digitale Editorik keine (interpretatorischen) Hilfestellungen zur Beantwortung hermeneutischer Fragestellungen bietet bzw. keine Ziele der Verwertbarkeit des dargebotenen Textmaterials bei der Aufbereitung anvisiert, solange gehen beide Disziplinen auseinander als zwei inkompatible Ideologien. Weitere Metamorphosen, die sich nur im Rahmen zukünftiger, experimentierfreudiger Textausgabenprojekte entwickeln können, sind somit notwendig, um eine multimediale Editorik zweckmäßig auszugestalten.⁸⁰

Wohin wird der Weg der digitalen Edition demnach gehen? Grundlegend müssen Leitlinien und Regeln für den Umgang mit elektronischen Daten entwickelt werden. Wesentliche Veränderungen sind zur Umsetzung des Offenheitsdiktums für eine größer werdende Nutzergemeinschaft zu erwarten, die durch das open-access-Format entsteht. Das Eingehen auf die intendierten Nutzer wird wegweisend, wobei grundlegend zu klären ist, wer im Weiteren dieser Nutzer sein wird, um die Möglichkeiten der digitalen Edition mit Blick auf »diesen« und die »eigenen Ziele« abzugleichen. Ebenso ist eine Diversifikation des Leseverhaltens, die sich aus dem Medienwandel ergibt⁸¹, hinsichtlich der Topologie der Editionen erforderlich sowie die Entwicklung von Interpretationshilfen für die unterschiedlichen Nutzergruppen seitens der Editions- und Literaturwissenschaft. Editionsdidaktik ist hier ein Schlagwort.

Auf der anderen Seite sind passend zu jedem Projekt die verschiedenen Techniken und Präsentationsmodi einer digitalen Edition insgesamt auszuloten und weiterzuentwickeln.⁸² Ein anderes Thema wird das ebenso vielschichtige wie interdependente Spannungsfeld der Performanz und Performativität⁸³ sein, worunter das Phänomen verstanden wird, dass Medien ihren Nutzern Handlungsraum mit einer z. T. auch ästhetischen Dimension aufspannen. Wie Performativität in digitalen Editionen aussehen wird, ist noch unklar⁸⁴, doch wird es anknüpfend an die Interaktivität der nächste Entwicklungsschritt sein. Daneben bleibt ein voranzutreibendes Thema die nachhaltige Langzeitarchivierung, um die Dynamik der Editionen

⁷⁹ Vgl. Sell 2010, S. 234.

⁸⁰ Vgl. Hofmeister / Stigler 2010, S. 94.

⁸¹ Vgl. Sahle 2010, S. 31.

⁸² Vgl. Schaßan 2011, S. 169.

⁸³ Vgl. Kleiner 2013, S. 21. Neben der hier gemeinten kulturwissenschaftlichen Auffassung existiert noch eine weitere, textbezogene Auffassung von Performanz, die digitale Texteditionen als weiteren »qualifizierten Lesevorschlag« und »Aufführung des Textes« versteht. Vgl. z.B. Eggert 2005, S. 425–435, Evenson 1999 sowie Sahle 2010, S. 28.

⁸⁴ Erste Überlegungen zu einer Systematisierung existieren bereits, vgl. Kiening 2007, S. 139–168.

und nachträglichen Bearbeitungsläufe und Korrekturgänge zu erhalten und vor äußeren Eingriffen zu schützen. Neue Methoden und Speicherformate, die es Projekten erlauben, bereits während ihrer begrenzten Laufzeit auch diesen Aspekt anzugehen, sind nur durch den weiteren Ausbau der kooperativen Zusammenarbeit zwischen IT-Spezialisten und Kulturinstitutionen entwickelbar. Ebenso ist die Weiterentwicklung komplexer Suchfunktionen als eine Bewältigungsstrategie der Datenmengen notwendig.

Editionen müssen also weiterhin in mehrfacher Hinsicht wandlungsfähig, metamorph bleiben: Multiperspektivität, Multidisziplinarität und Trans-/ Multimedialität werden auch in Zukunft die Stichworte digitaler Editionen, ihre (re)produktiven Kräfte sein.⁸⁵ Allerdings muss die Editorik dabei den Anschluss an die Traditionen der historischen und der Textkritik wahren. Es wird sich in den nächsten Jahren zeigen, wie es der Disziplin gelingt, hier eine Balance zwischen Metamorphose, Experimentierfreudigkeit und Standardisierung zu finden, um sich eben nicht als bloß dokumentierende Sammel- und Detailwissenschaft ihr eigenes Potenzial zu verbauen. Der praktische Gewinn muss wieder deutlich hervortreten, auch für den außerakademischen Bereich. Weitere Veränderungen wird der bereits prognostizierte *editing turn* anstoßen: ein Zirkel aus Edieren und Reedieren der Produkte anderer, wobei die Rekonstruktion von Editions Konzepten und -strategien im Netz wichtig wird.⁸⁶

⁸⁵ Vgl. ebenfalls Sahle 2010, S. 26.

⁸⁶ Vgl. Vinçon 2010, S. 1–13.

Bibliographische Angaben

Martin Baisch: Wertlose Zeugen? Formen von Materialität im Spannungsfeld von Textkritik und Kulturwissenschaft. In: Materialität in der Editionswissenschaft. Hg. von Martin Schubert. Berlin u.a. 2010, S. 251–267. (= Beihefte zu Editio, 32) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Thomas Bein: Die Multimedia-Edition und ihre Folgen. Zum Verhältnis von Literaturgeschichtsschreibung, Literaturtheorie und aktueller Editionspraxis in der germanistischen Mediävistik. In: Editio 24 (2010), S. 64–78. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Hendrik Birus: Philologie als Kulturwissenschaft. Das Paradigma August Böckl. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Hg. von Jean-Marie Valentin. Bd. 5: Kulturwissenschaft vs. Philologie? (Internationaler Germanistenkongress: 11, Paris, 26.8.-03.9.2005) Bern 2008, S. 21–25. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Anne Bohnenkamp: Einleitung. In: Medienwandel, Medienwechsel in der Editionswissenschaft. Hg. von Anne Bohnenkamp. (Internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition: 13, Frankfurt/Main, 17.-20.2.2010) Berlin u.a. 2013, S. 1–9. (= Beihefte zu Editio, 35) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Uwe Borghoff / Peter Rödiger / Jann Scheffczyk / Lothar Schmitz: Langzeitarchivierung. Methoden zur Rettung digitaler Dokumente. Heidelberg 2003. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Carmen Caffisch-Schnetzler / Carmen Götz: Online editions: Problems and New Perspectives. (International Conference, Basel, 18.-19.5. 2010) In: Editio 27 (2013), S. 216–220. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Charlotte Cailliau: Medienwechsel in der Praxis: Die *Verzen* (1894) von Willem Kloos. In: Medienwandel, Medienwechsel in der Editionswissenschaft. Hg. von Anne Bohnenkamp. (Internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition: 13, Frankfurt/Main, 17.-20.2.2010) Berlin u.a. 2013, S. 219–228. (= Beihefte zu Editio, 35) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Paul Eggert: Text Encoding. Theories of the Text, and the »Work-Side«. In: Literary and Linguistic Computing 20 (2005), H. 4, S. 425–435. DOI: [10.1093/lilc/fqi050](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jennie Evenson: Electronic Archives. Creating a New Bibliographic Code. Abstract. (ACH/ALLC: 1999, Charlottesville, VA., 9.–13.06.1999) Ann Arbor, MI. 1999 [\[online\]](#)

Hans Walter Gabler: Das wissenschaftliche Edieren als Funktion der Dokumente. Darmstadt 05.03.2007. [\[online\]](#)

Hans Walter Gabler: Theorizing the Digital Scholarly Edition. In: Literature Compass 7 (2010), H. 2, S. 43–56. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Hans Ulrich Gumbrecht: Ein Hauch von Ontik. Genealogische Spuren der New Philology. In: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte. Hg. von Helmut Tervooren / Horst Wenzel. Berlin 1997, S. 31–45. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Wernfried Hofmeister / Hubert Stigler: Die Edition als Interface. Möglichkeiten der Semantisierung und Kontextualisierung von domänenspezifischem Fachwissen in einem Digitalen Archiv am Beispiel der XML-basierten »Augenfassung« zur Hugo von Montfort-Edition. In: Editio 24 (2010), S. 79–95. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Klaus Hurlbusch: Zur Aufgabe und Methode philologischer Forschung, verdeutlicht am Beispiel der historisch-kritischen Edition. Eine Auseinandersetzung mit Hermeneutik und Historismus. In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hg. von Gunter Martens / Hans Zeller. München 1971, S. 117–142. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Klaus Hurlbusch: Steckt für Quellen- und Editionsphilologen nur der liebe Gott im Detail? Über eine Detailwissenschaft par excellence und ihr kulturwissenschaftliches Reflexionspotential. In: Editio 25 (2011), S. 1–31. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Stephan Kammer: Das Stigma des Dokumentarischen. Zum historischen Apriori philologischer Materialverachtung. In: Text, Material, Medium. Hg. von Wolfgang Lukas / Rüdiger Nutt-Kofoth / Madleen Podewski. Berlin u.a. 2014, S. 53–66. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Roland S. Kamzelak: Hypermedia. Brauchen wir eine neue Editionswissenschaft. In: Computergestützte Text-Edition. Hg. von Roland S. Kamzelak. Tübingen 1999, S. 119–126. (= Beihefte zu Editio, 12) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Roland S. Kamzelak: Empfehlungen zum Umgang mit Editionen im digitalen Zeitalter. In: Editio 26 (2012), S. 202–209. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Christian Kiening: Präsenz, Memoria, Performativität. Überlegungen im Blick auf das Innsbrucker Fronleichnamsspiel. In: Transformationen des Religiösen. Performativität und Textualität im geistlichen Spiel. Hg. von Ingrid Kasten / Erika Fischer-Lichte. Berlin u.a. 2007, S. 139–168. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Marcus Kleiner: Populäre Kulturen, Popkulturen, Populäre Medienkulturen als missing link im Diskurs zur Performativität von Kulturen und Kulturen des Performativen. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Performativität und Medialität Populärer Kulturen. Theorien, Ästhetiken, Praktiken. Hg. von Marcus Kleiner / Thomas Wilke. Wiesbaden 2013, S. 13–48. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Wolfgang Lukas / Rüdiger Nutt-Kofoth / Madleen Podewski: Zur Bedeutung von Materialität und Medialität für Edition und Interpretation. In: Text, Material, Medium. Hg. von Wolfgang Lukas / Rüdiger Nutt-Kofoth / Madleen Podewski. Berlin u.a. 2014, S. 1–24. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Editorische Begrifflichkeit. Überlegungen und Materialien zu einem »Wörterbuch der Editionsphilologie«. Hg. von Gunter Martens. Berlin u.a. 2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Rüdiger Nutt-Kofoth: Text lesen, Text sehen. Edition und Typographie. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 78 (2004), H. 1, S. 3–19. DOI: [10.1007/BF03379204](#) [[Nachweis im GBV](#)]

Bodo Plachta: Einführung in die Editionswissenschaft. Stuttgart 2013. [[Nachweis im GBV](#)]

Klaus Prator: Topologie und Navigation. Zur Bewegung in digitalen Editionen. In: Editionen, Wandel und Wirkung. Hg. von Annette Sell. Tübingen 2007, S. 239–249. [[Nachweis im GBV](#)]

Klaus Prator: Die Zukunft des Zitierens. Identität, Referenz und Granularität digitaler Dokumente. In: Editio 25 (2011,) S. 170–183. [[Nachweis im GBV](#)]

Myriam Richter / Bernd Hamacher: Grenzen der Materialität. In: Materialität in der Editionswissenschaft. Hg. von Martin Schubert. Berlin u.a. 2010, S. 381–390. [[Nachweis im GBV](#)]

Peter Robinson: Where we are with the electronic scholarly editions, and where we want to be. Darmstadt 24.03.2004. [[online](#)]

Annika Rockenberger / Per Röcken: Wie »bedeutet« ein »material text«? In: Text, Material, Medium. Hg. von Wolfgang Lukas / Rüdiger Nutt-Kofoth / Madleen Podewski. Berlin u.a. 2014, S. 25–52. [[Nachweis im GBV](#)]

Patrick Sahle: Zwischen Mediengebundenheit und Transmedialisierung. Anmerkungen zum Verhältnis von Edition und Medien. In: Editio 24 (2010), S. 23–36. [[Nachweis im GBV](#)]

Annette Sell: Editionen für das 21. Jh. (Internationale Tagung: München, 30.09.-02.10.2009) In: Editio 24 (2010), S. 232–235. [[Nachweis im GBV](#)]

Torsten Schaßan: Edition als Sammlungsgegenstand und kollaborative Forschung. Standardisierung an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. In: Editio 25 (2011), S. 159–169. [[Nachweis im GBV](#)]

Martin Schubert: Ideal und Pragmatik. Entscheidungsspielräume des Editors. [[Nachweis im GBV](#)] In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Hg. von Martin Schubert. (Fachtagung, Berlin, 1.-3.4.2004) Tübingen 2005, S. 203–216. (= Beihefte zu Editio, 23) [[Nachweis im GBV](#)]

Martin Schubert: Einleitung. In: Materialität in der Editionswissenschaft. Hg. von Martin Schubert Berlin u.a. 2010, S. 1–14. (= Beihefte zu Editio, 32) [[Nachweis im GBV](#)]

Simone Schultz-Balluff: Gliederungsprinzipien und Rezeptionslenkung in spätmittelalterlichen Handschriften am Beispiel des »Apollonius von Tyrland« Heinrichs von Neustadt. [[Nachweis im GBV](#)] In: Materialität in der Editionswissenschaft. Hg. von Martin Schubert. Berlin u.a. 2010, S. 333–346. (= Beihefte zu Editio, 32) [[Nachweis im GBV](#)]

Peter Stadler: Die Grenzen meiner Textverarbeitung bedeuten die Grenzen meiner Edition. In: Medienwandel, Medienwechsel in der Editionswissenschaft. Hg. von Anne Bohnenkamp. (Internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition: 13. Frankfurt/Main, 17.-20.2.2010) Berlin u.a. 2013, S. 31–40. (= Beihefte zu Editio, 35) [[Nachweis im GBV](#)]

Michael Stolz: Texte des Mittelalters im Zeitalter der elektronischen Reproduzierbarkeit. Erfahrungen und Perspektiven. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Hg. von Martin Schubert. (Fachtagung, Berlin, 1.-3.4.2004) Tübingen 2005, S. 143–158. (= Beihefte zu Editio, 23) [[Nachweis im GBV](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Joachim Veit: Es bleibt nichts, wie es war. Wechselwirkungen zwischen digitalen und »analogen« Editionen. In: Editio 24, 2010, S. 37–52. [[Nachweis im GBV](#)]

Hartmut Vinçon: Von der Medialität der Medien und inwiefern sie die Geschichte der Editorik bestimmt. In: Editio 24 (2010), S. 1–13. [[Nachweis im GBV](#)]

Susanne Wehde: Typografische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung. Tübingen 2000. [[Nachweis im GBV](#)]

Jürgen Wolf: Verzwickte Materialität. Kostbares Buch auf schlechtem Material. Beobachtungen zu volkssprachigen Zimelien. [[Nachweis im GBV](#)] In: Materialität in der Editionswissenschaft. Hg. von Martin Schubert. Berlin u.a. 2010. S. 323–332. (= Beihefte zu Editio, 32) [[Nachweis im GBV](#)]

Internetquellen

DARIAH-DE. Digitale Forschungsinfrastruktur für die Geistes- und Kulturwissenschaften. [[online](#)]

Normdaten in der DNB. [[online](#)]

Eintrag »Metamorphose« im Duden. [[online](#)]

Kompodium der Ediditionswissenschaften. [[online](#)]

Edlex. [[online](#)]

GAMS. Geisteswissenschaftliches Asset Management System. [[online](#)]

HiFos. Historische Formelhafte Sprache und Traditionen des Formulierens. [[online](#)]

Heidelberger Forum Edition. [[online](#)]

URN:NBN Resolver für Deutschland und Schweiz. [\[online\]](#)

Persistent Identifier. eindeutige Bezeichner für digitale Inhalte. [\[online\]](#)

OCLC. [\[online\]](#)

Text Grid. Virtuelle Forschungsumgebung für die Geisteswissenschaften. [\[online\]](#)

Weiterführende Literatur

Volker Gerhardt: Zur Aktualität des Forschungsprogramms der Akademien. In: Editionen, Wandel und Wirkung. Hg. von Annette Sell. (Internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen, Bonn, 21.-23.2.2005) Tübingen 2007, S. 3–10. (= Beihefte zu Editio, 25) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Patrick Sahle: Digitale Editionsformen. Aufbereitung der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Köln 2009. URN: [urn:nbn:de:hbz:38-50112](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Lambert Wiesing: Pragmatismus und Performativität des Bildes. In: Performativität und Medialität. Hg. von Sybille Krämer. (Jahrestagung des Sonderforschungsbereiches 447 Kulturen des Performativen, Berlin, 28.-30.11.2002) München 2004, S. 115–128. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Hans Zeller: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hg. von Gunter Martens / Hans Zeller. München 1971, S. 45–89. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

»Newe landte« in der historischen Sprachwissenschaft: Ein Beitrag zur Druckersprache der Nürnberger Offizin Georg Stüchs auf Grundlage der Digitaledition Paesi novamente ritrovati - Newe unbekante landte

Autor/in:

Norbert Ankenbauer

Kontakt:

Institution:

Universidade Federal de Minas Gerais, Belo Horizonte/Brasilien

GND:

[1132257026](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0011-9)

DOI des Artikels:

http://dx.doi.org/10.17175/sb002_009

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[887666698](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0011-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

07.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Historische Sprachwissenschaft](#) | [Entdecker](#) |

Zitierweise:

Norbert Ankenbauer: »Newe landte« in der historischen Sprachwissenschaft: Ein Beitrag zur Druckersprache der Nürnberger Offizin Georg Stüchs auf Grundlage der Digitaledition Paesi novamente ritrovati - Newe unbekante landte. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: http://dx.doi.org/10.17175/sb002_009.

Norbert Ankenbauer

»Newe landte« in der historischen Sprachwissenschaft: Ein Beitrag zur Druckersprache der Nürnberger Offizin Georg Stüchs auf Grundlage der Digitaledition Paesi novamente ritrovati - Neue unbekante landte

Abstracts

Anhand einer Untersuchung zur Graphie eines Drucks der Offizin Georg Stüchs von 1508 wird in diesem Beitrag exemplarisch aufgezeigt, wie sich moderne digitale Editionen für die sprachhistorische Forschung nutzen lassen. Die Analyse konzentriert sich dabei, nach einem Überblick über den Lettern-/Graphenbestand des Drucks und verwendete Abbreviaturen, auf folgende Aspekte: die Graphie der Diphthonge und von /œ, ø:/ und /y, y:/, Schreibvarianten für /i, i:/, /u, u:/, /f/ und /t/, die Verteilung der Lettern <S, f, ß, s> sowie die Großschreibung von Substantiven. Durch einen Vergleich der in der Anthologie enthaltenen *[A]bschrieffe eines Sandtbriefes* mit einem zeitnah erschienenen eigenständigen Druck des gleichen Textes, der ebenfalls Georg Stüchs zugeschrieben wird, wird weiterhin der Frage nachgegangen, inwieweit bzgl. der Sprache einer Druckwerkstatt mit Homogenität gerechnet werden kann.

Using an examination of the orthography of a print by the printer Georg Stüchs from 1508, this paper demonstrates how modern digital editions can be used for historio-linguistic research. After an overview of the letters/graphemes and abbreviations used by the print shop, this analysis concentrates on the following aspects: the spelling of diphthongs and of /œ, ø:/ und /y, y:/; writing variations for /i, i:/, /u, u:/, /f/ und /t/; the distribution of the letters <S, f, ß, s>; and the capitalization of nouns. By comparing the text *[A]bschrieffe eines Sandtbriefes* with a contemporary print of the same text published independently, also attributed to Georg Stüchs, this paper explores the extent to which the language of a printer's workshop can be considered homogeneous.

1. Einleitung

1.1 Digitaleditionen als Grundlage historischer Sprachwissenschaft

Die Aussagekraft jeglicher linguistischen Forschung steht und fällt mit der Größe und Qualität des zugrunde liegenden Textkorpus. In der historischen Sprachwissenschaft ergaben sich diesbezüglich bisher grundlegende methodische Probleme dadurch, dass häufig auf Editionen zurückgegriffen werden musste, bei denen die Herausgeber in unterschiedlichem Maße sprachliche Änderungen am Ausgangstext vorgenommen hatten.¹ Hinzu kam die oft überschaubare Datenbasis einschlägiger Forschungsarbeiten.

Heutzutage ist die linguistische Analyse großer Textmengen zwar vergleichsweise einfach zu leisten, es mangelt jedoch oft an ausreichend originalgetreu edierten Texten, um verlässliche Ergebnisse sicherstellen zu können. Mit der Digitalisierung gedruckter Texteditionen kann zwar die verfügbare Datenbasis erheblich erweitert werden, das Problem der sprachlich nivellierenden Abweichungen im Vergleich zum Original bleibt dabei jedoch weiterhin bestehen.

¹ Vgl. Wegera 2015, S. 77–78.

das Werk ein einleitendes Vorwort von Jobst Ruchamer, der Übersetzung selbst folgt im Anschluss als Kapitel 143 noch die [A]bschrieffte eines Sandtbriefes des portugiesischen Königs Emanuel I. vom 12. Juni 1508 an Papst Julius II. sowie eine kurze Nachricht zum Auslaufen einer portugiesischen Flotte, die auf den Brief eines Kaufmanns vom 24. Juli 1508 aus Lissabon zurückgeht. Dieser Sandtbrief und die anschließende Meldung liegen auch als gesonderter Druck vor.³

1.3 Korpus und Hilfsmittel

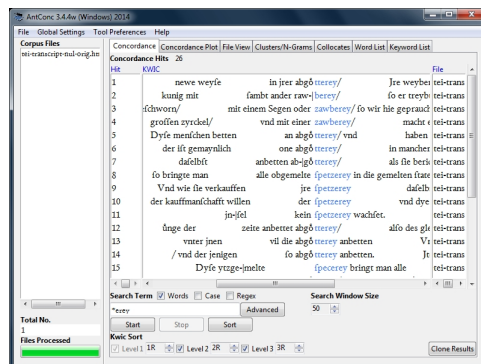


Abb. 2: Analyse mit dem Konkordanzprogramm AntConc (Version 3.4.4w)

Grundlage der Analyse ist die in der o. g. digitalen Edition enthaltene Transkription der N[e]w[e]n[un]bekante[n] landte [...] (im weiteren Text steht NUL1 für die dort verfügbare engere, NUL2 für die weitere Transkription)⁴ sowie eine eigens, ebenfalls im Format XML (TEI-P5) erstellte Transkription des Drucks Ein abschriefft eines landtbriefes (mit ASB abgekürzt). Soweit nichts Gegenteiliges vermerkt, liegen der Auswertung jeweils die HTML-Dateien, die mit den frei verfügbaren XML- und XSL-Dateien erzeugt wurden, zu Grunde.⁵ Die NUL-Transkription weist mehr als 9.000 »word types« mit mehr als 88.200 »word tokens« auf;⁶ unbereinigt sind es 9.534 »word types« und 88.966 »word tokens«.⁷ Für die ASB-Fassungen umfasst der Text mehr als 800 »word types« mit mehr als 2.100 »word tokens«; unbereinigt ergeben sich für die Anthologie-Version 870 »word types« bzw. 2.190 »word tokens«, für den eigenständigen Druck 842 »word types« bzw. 2.167 »word tokens«.⁸

Zur statistischen Auswertung wurde das frei verfügbare Konkordanzprogramm *AntConc* (Version 3.4.4w)⁹ verwendet. Bei der Darstellung von Suchanfragen werden im weiteren Text die dortigen Platzhalter (»wildcards«) wie folgt angegeben: »*« für beliebig viele Zeichen, ».« für genau ein Zeichen und »+« für optional ein oder kein

³ Vgl. Ankenbauer 2010, S. 51–52, 70–72.

⁴ Zur Transkription vgl. Ankenbauer 2012, editorische Hinweise.

⁵ Die HTML-Fassung hat den Vorteil, dass sie über die Suchfunktion von Browsern oder entsprechender Erweiterungen unmittelbar durchsucht werden kann, so dass Analyseergebnisse leicht anhand der frei verfügbaren Digital edition nachvollzogen werden können und Textbeispiele leicht auffindbar sind. Der Nachteil besteht darin, dass Suchergebnisse bei AntConc teilweise der Bereinigung textfremder Elemente aus Kopf- und Fußzeile etc. bedürfen.

⁶ Unter »word types« versteht man eine bestimmte graphische Wortform, unter »word tokens« den konkreten Beleg, d. h. in einem Text ist ein bestimmter »word type« mit einem oder mehreren »word token(s)« vertreten.

⁷ Von den auf Basis der NUL2-HTML-Datei ermittelten »word types« und »word tokens« sind z. B. 128 mit Buchstaben beginnende Seitenangaben (Suchanfrage (Regex): »[A-Za-z][0-9][rv]«) sowie 553 römische Zahlen (Suchanfrage: »i|v|x|l|c|m«) in Abzug zu bringen.

⁸ Grundlage war jeweils die mit dem leicht modifizierten NUL-XSL-Skript erstellte modernisierte Fassung.

⁹ Anthony 2014.

Zeichen; bei der Suchanfrage verwendete Leerzeichen (<whitespace>) werden in diesem Beitrag mit Unterstrich («_») dargestellt.

Generell wurde bei der Auswahl der Suchbegriffe auf eine hohe Frequenz Wert gelegt, um Fehlschlüsse auf Grundlage von Druckfehlern etc. auszuschließen. Da das Korpus nicht lemmatisiert ist, konnten allerdings zuweilen eigentlich naheliegende Suchanfragen nicht berücksichtigt werden, da eine Bereinigung homographischer Formen bei sehr hohen Belegzahlen nicht realisierbar war.

2. Die Sprache der NUL: »deutsche sprache« - »hochdüdesch«

Jobst Ruchamer, der Übersetzer der NUL, schreibt in seinem Vorwort, ein Freund habe ihn gebeten, die italienische (»in wellischer sprache gemachte«)¹⁰ Vorlage »in deutsche sprache zu bryngen«, auch an weiteren Stellen ist mehrmals von Deutsch als Zielsprache der Übersetzung die Rede.¹¹ Der Lübecker Henning Ghetelen, der nur wenig später das Werk ins Niederdeutsche übertrug, erläutert in seinem Vorwort, Ruchamer habe ins »hochdüdesch« übersetzt, er nun aber das Hochdeutsche wiederum in seine Muttersprache, wie sie in den Hansestädten etc. üblich sei.¹² Zeitgenössisch wird unser Ausgangstext also als Hochdeutsch angesehen.

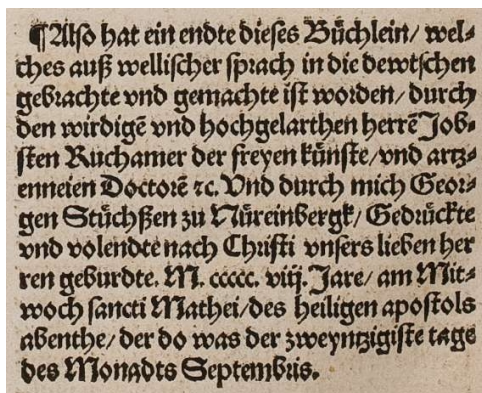


Abb 3: Kolophon - *Newe vnbekanthe landte*. HAB-Signatur: A: 156.10 Quod. 2^a (2). Digitalisat-PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/156-10-quod-2f-2s/start.htm?image=00128>

Sowohl Jobst Ruchamer als auch der Buchdrucker Georg Stüchs waren Nürnberger: Ruchamers Vater hatte bereits 1464 das Bürgerrecht der Stadt erworben, Georg Stüchs wurde 1484 Nürnberger Bürger; nach eigenen Angaben stammte Stüchs aber ursprünglich aus Sulzbach in der Oberpfalz.¹³ Der Druckort Nürnberg wird innerhalb des Frühneuhochdeutschen dem Ostfränkischen zugerechnet, je nach Ansatz wird diese Varietät innerhalb des Ostoberdeutschen oder Nordoberdeutschen angesiedelt.¹⁴ Es ist jedoch grundsätzlich fraglich, wie stark der Einfluss der zeitgenössischen lokalen Varietät des Druckorts auf die Sprache des einzelnen Drucks bzw. der Druckwerkstatt war, da weitere Einflussfaktoren zu bedenken sind.¹⁵ Zum einen ist über die Herkunft der evtl. unmittelbar am Druck beteiligten Personen, wie z. B. der Setzer und Korrektoren, häufig,

¹⁰ Vgl. Montalboddo 1508a, Fol. a1.

¹¹ Vgl. Montalboddo 1508a, Fol. d3, e6, i2, i5, i4.

¹² Vgl. Montalboddo 1508b, Fol. a1, i4.

¹³ Vgl. Ankenbauer 2010, S. 71–73; Baumann 1954, S. 122.

¹⁴ Vgl. Hartweg / Wegera 2005, S. 30–32, 97.

¹⁵ Vgl. Behr / Habermann 2010, S. 304–306.

wie auch bzgl. des hier untersuchten Drucks, bislang nichts bekannt. Gerade diese individuellen Setzersprachen könnten aber für die Varianz innerhalb eines Drucks oder im Hinblick auf die Druckersprache einer Offizin ausschlaggebend sein.¹⁶ Zum anderen lässt die Tatsache, dass Stüchs das Werk noch im gleichen Jahr ebenfalls in Nürnberg in niederdeutscher Übersetzung druckte,¹⁷ vermuten, dass die Vermarktung im gesamten hoch- und niederdeutschen Sprachraum anvisiert war, was gegen eine regional markierte Sprache sprechen dürfte.

2.1 Zur Graphie des Drucks

Da die von der jeweiligen Druckwerkstatt verwendeten Typen bzw. das Letter-Inventar einen direkten Einfluss auf die Graphie und somit auch auf eventuell ermittelbare Regularitäten und Varianten haben,¹⁸ hier zunächst eine Übersicht der in den NUL verwendeten Lettern bzw. Graphen:¹⁹

Minuskeln: <a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, ô, p, q, r, z, s, f, ß, t, u, û, v, w, x, y, z>

Majuskeln: <A, B, C, D, E, F, G, H, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, V, W, X, Z>

Initialen: <A, B, D, E, G, I, M, N, S, U, Z>

Den Minuskeln <i, j> und <u, v> steht jeweils nur eine Majuskel, <J> und <V>, gegenüber, bei den Initialen <I> und eine Letter, die eher <U> als <V> ähnelt; auch die entsprechende Letter, die auf dem Titelblatt und den größer gesetzten Anfängen der Kapitelüberschriften erscheint, könnte man als <U> statt als <V> lesen. Für /œ, ø:/ und /y, y:/ finden nur bei den Minuskeln eigene Lettern Verwendung. Für den A-Umlaut wird keine eigene Letter verwendet, der entsprechende Laut wird phonologisch mit <e> (z. B. <handt> - <hende>) wiedergegeben.

Abkürzungen und ihre Auflösungen:

Nasalstrich: ā (am, an), ē (em, en), ī (in), ō (om, on), ū (um, un), m̄ (mm), n̄ (nn, en)

Abweichende Auflösungen: Dñ (Domin[...]: Dominicus, dominica), vñ (vnd)

Weitere: ð (der), ȝ (etc.), v (ver)

Hier eine Übersicht zur Frequenz der einzelnen Abkürzungen und ihrer Auflösungen:²⁰

ā	am	15		m̄	mm	56
ā	an	521		n̄	nn	508
ē	em	365		n̄	en	23

¹⁶ Vgl. Behr 2014, S. 23–24, 28–29.

¹⁷ Vgl. Ankenbauer 2010, S. 58–59, 316.

¹⁸ Vgl. Behr 2014, S. 85–86.

¹⁹ Bei der in der Digitalisation verfügbaren engeren Transkription (NUL1) wurden alle Lettern bis auf das »Runde-r« entsprechend transkribiert.

²⁰ Grundlage war die XML-Datei (Tags nicht ausgeblendet), Suchbegriff (Regex): »<abbr>ā</abbr><expan>am« etc.

ē	en	1693		ñ	omin	5
ī	im	0		ñ	nd	553
ī	in	4		ð	der	389
ō	om	3		ȝc.	etc.	16
ō	on	549		v	ver	55
ū	um	82				
ū	un	187				

2.2 Laut-Buchstaben-Beziehungen

Im Hinblick auf die Laut-Buchstaben-Beziehungen wurden folgende Phänomene untersucht:²¹

- die Verschriftlichung der Diphthonge /ae, ao, oe/,
- die Graphie von /œ, ø:/ und /y, y:/,
- die Schriftvarianten für /i, i:/ und /u, u:/,
- die Verteilung von <f> und <v> für /f/,
- die Distribution von <f, ff, ß, s>,
- sowie die von <t, th, dt> für /t/.

2.2.1 Die Diphthonge

/ae/ - <ai, ay, ei, ey>

Für die Schreibung des Diphthongs /ae/ sind vier Schreibvarianten zu verzeichnen, deren Verteilung von mehreren Faktoren abhängig ist: Stellungsbedingt dominieren im absoluten Auslaut die Varianten <ay, ey>. Bei den meisten Morphemen bzw. Wortformen²² ist <ey> die Leitvariante, bei einigen wenigen, aber hochfrequenten Morphemen bzw. Wörtern hingegen ist <ei> eindeutig die Hauptform, so z. B. beim unbestimmten Artikel bzw. Zahlwort <ein, eins> und dem Verb <sein>. Eine starke Konkurrenz von <ay> zu <ey> lässt sich beim Derivationssuffix {-erley} sowie dem Zahlwort <zway> und entsprechenden Wortbildungen belegen. Sonst ist <ay> nur bei einzelnen Lexemen, so z. B. beim Verb <maynen> (>meinen<) und Derivaten, Leitvariante.

	Suchbegriff ²³	<ey>	<ay>	<ei>	<ai>	Bereinigungen
{-erey}	*erey	26	0	0	0	*eray: 1-1 (kein Suffix)
{-erley}	*erley	61	52	3	0	
{-keyt}	*keyt*	66	28	6	8	

²¹ Zum Phonemsystem des Frühneuhochdeutschen vgl. Behr 2014, S. 87.

²² In diesem Beitrag werden Morpheme gegebenenfalls in {} angegeben, um deutlich zu machen, dass nicht nur Wortformen bzw. Schreibvarianten eines Wortes, sondern auch Wortbildungen mit dem entsprechenden Morphem berücksichtigt wurden.

²³ NUL1, Parameter: »Words«, nicht »Case«; bei den Suchbegriffen sind alle Varianten entsprechend abzufragen, also z. B. »*erey«, »*eray«, »*erei«, »*erai«.

{-hey}	*hey*	69	12	18	3	*hayt*: 17-5 (2 »fchayt*«, 3 »hayt +er*«)
allein	allein+	12	0	34	3	
bey	bey	344	0	19	0	bey: 345-1 (»bey- «)
{drey-}	drey*	180	0	7	0	
ein, eins	ein eins	46	0	1094	3	ein eins: 1099-5 (»ein(-) «); ain: 4-1 (»ain- «)
{-gleych-}	*gleych*	121	1	107	0	
kein	kein++ keins	53	9	74	29	kein++ keins: 75-1 (»keiner- «)
kleyn	kleyn++	48	14	44	20	
meyl	meyl++	190	2	2	0	
mein (Possessiv)	mein++	33	0	43	1	meyn++: 37-4 (Verb); mayn++: 11-11 (Verb); main++: 4-3 (Verb)
maynen (Verb)	mayne* maynt*	6	28	2	5	meyne* meynt*: 33-27 (Possessiv); mayne* maynt*: 31-3 (»ver- maynte(n)«); meine* meint*: 32-30 (Possessiv); maine* maint*: 6-1 (Possessiv)

maynung	mayn?+g*	2	6	0	6	
reych	reych*	86	1	37	0	
fein++ (Verb, Poss.)	fein++	115	0	955	0	unbereinigt
fein (Verb)	fein die sein vnd	3	0	83	0	
fein (Possessiv)	feyn++ land*	10	0	5	0	
fein (Possessiv)	feyn++ ?ch*ff++	6	0	8	0	fein++: 9-1 (Verb)
fein (Possessiv)	feyn++ we?b*	6	0	6	0	
weyb	weyb*	91	0	14	0	
weyt	weyt+++	156	0	29	0	
zeyt	zeyt++	142	0	22	0	
{zway-}	zway*	85	87	14	3	zwey: 92-7 (»zweyf*«)

/ao/ - <au, aw>

Die Verteilung von <au, aw> folgt nur teilweise klaren Regeln: Für die Lautverbindung /aoe/ steht stets <awe>, da <u> in dieser Position /v/ repräsentiert. Einige Morpheme bzw. Wortformen weisen eine eindeutige Präferenz auf, bei anderen hingegen erscheint die Wahl der einen oder anderen Schreibweise eher willkürlich.

	Suchbegriff ²⁴	<au>	<aw>	Anteil <au>	Bereinigungen
auch	auch	605	0	100,00%	
auf	au+f	551	0	100,00%	auff: 554-3 (»auf- «)
{auß}	auß* auff*	364	0	100,00%	
/aoe/	*awe*	0	66	0,00%	auc: 134-134 (/v/, /f/)
{bawm}	*bawm*	54	97	35,76%	
{brauch}	*brauch*	53	1	98,15%	
{dawb}	dawb*	1	97	1,02%	
{dawfch}	*dawfch*	0	12	0,00%	
{fraw}	*fraw*	0	43	0,00%	
{glaub}	*glaub*	36	21	63,16%	
{haubt}	*haubt*	135	102	56,96%	

²⁴ NUL1, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

{hawß}	*hawß* *hawf*	22	42	34,38%	
{kauf}	*kauf*	228	11	95,40%	
{zawb}	*zawb*	1	17	5,56%	

/oe/ - <eu, ew>

Die Präferenz der einen oder anderen Schreibweise ist vom jeweiligen Morphem bzw. der Wortform abhängig. Die Präferenz für <ew> in <ewer> dürfte, wie bereits bei /ao/ dadurch erklärbar sein, dass <u> in dieser Position für /v/ steht.

	Suchbegriff ²⁵	<eu>	<ew>	Anteil <eu>
dewtfch	deutfch++ teutfch++	10	47	17,54%
euch	euch	9	0	100,00%
ewer	ewer	0	10	0,00%
{freund}	freund* freunt*	44	2	95,65%
hewfer	hewfer++	0	48	0,00%
{lewt}	*lewt*	13	207	5,91%
{newn}	*newn*	1	33	2,94%

2.2.2 Vokale (Monophthonge)

/ɪ, i:/ - <J, j, i>

Grundsätzlich liegt bei <J, j, i> eine komplementäre Verteilung vor, d. h. am Wortanfang steht <J, j> im Wortinneren bzw. am Wortende hingegen <i>; am Wortende tritt <j> allerdings nach direkt vorangegangennem <i> auf, also z. B. bei lateinisch deklinierten Monatsnamen wie »an dem [...] tage Junij«, »Julij«. <l> findet nur bei Initialen an Stelle von <j> Verwendung.

Von dieser Grundverteilung, die im Gegensatz zur Distribution von <u, v> jedoch selten konsequent durchgehalten wird (bei vielen Wortformen findet sich auch anlautend neben der <j>- die <i->-Schreibung), wird allerdings bei einigen wenigen, hochfrequenten Wörtern bzw. Wortformen bewusst abgewichen:

	Suchbegriff ²⁶	<i->	<j->	Anteil <i->	Bereinigungen
ich	ich	273	4	98,56%	
in (Präposition, Pronomen »ihn«)	in	1214	57	95,52%	in: 1216-2 (»in-«);

²⁵ NUL1, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

²⁶ NUL1, Parameter: »Words«, »Case«.

					jn: 71-14 (»jn(-) «)
ift	ift	925	0	100,00%	

<ie, i, y, ye>

Die Verteilung von <ie, i, y, ye> im Wortinneren bzw. am Wortende erscheint, zumindest bei den hier untersuchten Wortformen, teilweise systematisch: Einsilber mit offener Silbe (<die, nie, fie, wie>) weisen fast ausschließlich <ie>, selten <ye> auf, bei gedeckter Silbe (<diß, nicht, fich, vil, wir>) ist <i>, unabhängig von der Vokallänge, die Regel. Schwer durchschaubar ist die Schreibung des lexikalischen Morphems {fchiff}, das im Text als Substantiv und Verb, sowohl als Simplex als auch in Wortbildungen auftritt. Bei der einsilbigen Form ist die Dominanz von <i, y> deutlich, bei den mehrsilbigen Formen hingegen ist ein großer Variantenreichtum festzustellen, die frequenteste Variante ist hierbei <ie>.

	Suchbegriff ²⁷	<ie>	<i>	<ye>	<y>	Bereinigungen
die	die	1745	0	17	0	
nie	nie	31	0	5	0	nie: 33-2 (»nie- «)
fie	fie	1972	1	8	0	fi: 2-1 (»fi- «)
wie	wie	278	0	24	1	wy: 7-6 (»wy(-) «)
diß	diß	0	3	0	0	
dife	dife+	23	634	0	386	
nicht	nicht	0	592	0	3	
fich	fich	0	289	0	1	
vil	vil	52	337	0	4	
wir	wir	3	681	0	28	wir: 682-1 (»wir- «); wyr: 29-1 (»wyr- «)
schyff	fchiff	2	10	0	15	fchieff: 4-2 (»fchieff- «); fchiff: 14-4 (»fchiff- «); fchyff: 17-2 (»fchyff- «)
{schieff}	*fchif??*	333	137	34	270	

/œ, ø:/ - <ô>

Der Laut wird als Minuskel durchweg konsequent verschriftlicht. Eine Ausnahme stellt das Zahlwort <zwölf> und entsprechende Wortbildungen dar, bei dem die Form mit <ô> nur einmal zu belegen, die

²⁷ NUL1, Parameter: »Words«, »Case«.

Standardform dagegen <zwelf> (29) ist; als Variante findet sich <zwolf> (7).²⁸ Eventuell könnte hier die morphologische Verwandtschaft zu <zwey> den Ausschlag gegeben haben. Hinsichtlich der Großschreibung - bei den Majuskeln wird keine entsprechende Letter verwendet - lässt sich nur ein Einzelbeleg für <Ole> finden.

	Suchbegriff ²⁹	<ô>	<o>	Anteil <ô>	Bereinigung
dôrffer (Plural)	dôrffer+	12	0	100,00%	
grôffter (Komparativ)	grôf+er+	39	3	92,86%	grof+er+: 50-47 (Positiv)
{grôft} (Superlativ)	*grôft*	45	0	100,00%	
{hôchft} (Superlativ)	*hôchft*	13	0	100,00%	
ôberft (Superlativ)	ôberft++	10	2	83,33%	
ôle	ôle+	19	1	95,00%	
{fchôn}	fchôn*	62	3	95,38%	fchon*: 11-8 (schon)
{vôgel} (Plural)	*vôgel*	20	0	100,00%	
vôlcker (Plural)	vôlcker+	7	1	87,50%	

/u, u:, v/ - <V, v, u>

Die Buchstaben <V, v, u> finden sich, unabhängig vom konkreten Lautwert, in klarer komplementärer Verteilung, d. h. <V, v> findet sich stets wortinitial, <u> hingegen im Wortinneren oder am Wortende.

/y, y:/ - <û, u, v>

Im Gegensatz zur Darstellung des O-Umlauts wird /y, y:/ nur bei einigen wenigen Wortformen konsequent markiert. Die Aussprache von <kunig> bleibt ungewiss, da auch <konig> (3) und <könig> (8) zu belegen sind. Die Präposition <vber> erscheint stets ohne Umlaut. Dass die Umlaut-Kennzeichnung im Anlaut aber nicht prinzipiell ausgeschlossen erscheint, zeigen Einzelbelege wie <ûbrige> oder <ûbung>.³⁰

	Suchbegriff ³¹ <û>		<u>	Anteil <û>
bûchlein	bûchle+n+	17	2	89,47%
bûchßen	bûchf+en bûchßen	17	2	89,47%
Fûrft	fûrft+++	44	111	28,39%

²⁸ NUL1, Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«, Suchbegriff: »zwölf«.

²⁹ NUL1, Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«.

³⁰ Vgl. Montalboddo 1508a, Fol. b1, b3.

³¹ NUL1, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

K ^e ünig	k ^u n+g k ^u n+gs k ^u n+ge+	297	181	62,13%
f ^e rück	f ^u rück++	17	16	51,52%

2.2.3 Konsonanten

/f/ - <F, f, V, v>

Die Wahl des Buchstabens und das Auftreten von Varianten ist hier von mehreren Faktoren abhängig: Zum einen gibt es je nach Morphem bzw. Wortform eine in den meisten Fällen eindeutige Präferenz. Im Falle von <feste> scheint die konsequent unterschiedliche Schreibweise der Unterscheidung von Homophonen (<Fest> vs. <fest, Veste ›Befestigung‹>) zu dienen. Bei den Verbformen zu <fahren, finden, führen> wird offenkundig, dass die Lautumgebung ebenfalls einen deutlichen Einfluss hat: Während sich bei den Formen mit den Stammvokalen <a, i> beide Varianten finden, erfolgt die Schreibung vor dem Stammvokal <u> immer mit <f>; offensichtlich wird die Abfolge <vu> bewusst vermieden.

	Suchbegriff ³²	<f>	<v>	Anteil <f>
faren	faren	58	5	92,06%
furen (Prät. fahren, Ind./Präs. führen)	furen	67	0	100,00%
feste (Fest)	feste+	18	0	100,00%
finden	find++	84	43	66,14%
funden	fund++	172	0	100,00%
vast	vast	4	333	1,19%
verlieren	verl?+r++	0	24	0,00%
verwundern	verwunder*	0	32	0,00%
veindt	ve?nd+++	3	14	17,65%
veste (fest, Veste)	veste+	0	50	0,00%
{visch}	visch*	3	58	4,92%
vor	vor	0	73	0,00%

/s/ - <S, f, ß, s>

Grundlegend ist zunächst die stellungsbedingte Verteilung von <f> und <s>: Während <f> initial und im Wortinneren auftritt, ist <-s> nur am Wortende zu finden; <ß> findet sich im Wortinneren und im Auslaut,

³² NUL2, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

sporadisch aber auch wortinitial (ßo (6), fluffe (1) »süß«)³³. Am Wortende ist die Verteilung von <-s>, <-ß> einzelwortabhängig:

	Suchbegriff ³⁴	s	ß	Anteil <s>
auß	<u>_</u> [Aa]uß_ _ [Aa]uß/	0	263	0,00%
biß	<u>_</u> b[iy]ß_ _ b[iy]ß/	1	142	0,70%
das	<u>_</u> das_ _ das/	1813	4	99,78%
des	<u>_</u> des_ _ des/	697	28	96,14%
fluß	<u>_</u> fluß_ _ fluß/	0	35	0,00%
groß	<u>_</u> groß_ _ groß/	1	61	1,61%
Hauß	<u>_</u> ha[uw]ß_ _ ha[uw]ß/	0	18	0,00%

Rückt der /s/-Laut im Paradigma vor <e>, so erfolgt teilweise ein Wechsel von /ß/ zu /-f-/ oder /-ff-/:

	Suchbegriff ³⁵	<ff>	<ß>	Anteil <ff>
fluffe	<u>_</u> fluffe	106	23	82,17%
groffe	<u>_</u> groffe	369	33	91,79%
		<f>	<ß>	Anteil <f>
hauße	<u>_</u> ha[uw]fe_ _ ha[uw]fe/	6	29	17,14%
hewfer	<u>_</u> hewfer	48	1	97,96%

Beim Verbparadigma von <lassen> ist auch der umgekehrte Fall zu beobachten:

	Suchbegriff ³⁶	<ff>	<ß>	Anteil <ff>
laßen	<u>_</u> laßen	41	3	93,18%
ließ	<u>_</u> ließ_ _ lyeß	22	86	20,37%

/t/ - <t, th, dt>

Im Anlaut ist die Wahl von <t> oder <th> vor Vokal morphem- bzw. lexemabhängig, hier treten keinerlei Varianten auf. Wie bei dem Verb <tun> zu sehen, behält das Verbparadigma, unabhängig vom folgenden Vokal oder etwaigen Präfixen die Schreibung auch bei den konjugierten Formen bei.

³³ NUL1, Parameter: »Regex«; Suchbegriff: »_ß« (der Unterstrich steht hier für ein Leerzeichen).

³⁴ NUL1, Parameter: »Regex«.

³⁵ NUL1, Parameter: »Regex«.

³⁶ NUL1, Parameter: »Regex«.

	Suchbegriff ⁷⁷	<t->	<th->	Anteil <t->
tag	tag++	294	0	100,00%
teyl	te?l+	13	0	100,00%
tieff	t?eff+	9	0	100,00%
tuch	tuch++	11	0	100,00%
thier	thi+r++ thy+r++	0	68	0,00%
thun	thun	0	72	0,00%
thete	thet+++	0	49	0,00%
gethan	gethan	0	13	0,00%

Im In- oder Auslaut hingegen sind bei allen Beispielen beide Varianten zu belegen. Im absoluten Auslaut dominiert eindeutig <t>, vor <e> hingegen je nach Lexem mal die eine, mal die andere Variante:

	Suchbegriff ⁷⁸	<t>	<th>	Anteil <t>
ort	ort	22	2	91,67%
orthe	orte+	145	263	35,54%
zeyt	ze?t	51	4	92,73%
zeythe	zeyte+ zeite+	50	58	46,30%
{fart}	*fart	2	2	50,00%
{farthe}	*farthe+	16	76	17,39%
leut	leut	28	4	87,50%
leute	leute+	59	36	62,11%
porthe »Pforte, Hafen«	porthe+	26	30	46,43%
unther	unter	44	58	43,14%

Bei Substantiven, die infolge der Auslautverhärtung im Paradigma eine Alternanz von /t/ und /d/ aufweisen, wird /-t/ systematisch mit <-dt> verschriftlicht; nur bei <Gold> ist <-t> als frequente Variante zu belegen. Bei den Formen, in denen inlautend /-d-/ auftritt, ist die Unsicherheit bzgl. der Konkurrenz von morphologischem (<-dt->) und phonologischem (<-d->) Schreibprinzip deutlich zu erkennen.

	Suchbegriff ⁷⁹	<dt>	<d>	<t>	Anteil <dt>
goldt	goldt	13	3	12	46,43%
golde	golde+	11	94	0	10,48%

⁷⁷ NUL2, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

⁷⁸ NUL2, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

⁷⁹ NUL2, Parameter: »Words«, nicht »Case«.

handt	handt	39	0	0	100,00%
hande	hande handen	17	5	1	73,91%
hende	hende henden	7	12	0	36,84%
landt	landt	45	0	1	97,83%
lande	lande*	13	504	0	2,51%
lender	lender	0	1	0	0,00%
veindt	ve?ndt	2	0	0	100,00%
veinde	ve?nde+ fe?nde+	13	2	0	86,67%

2.3 Groß-/Kleinschreibung

Der Großschreibung von Substantiven liegen offenbar vor allem semantische Regeln zugrunde. Bei Klassennamen überwiegt grundsätzlich die Kleinschreibung, wie bei einigen hochfrequenten Substantiven deutlich zu erkennen ist:⁴⁰

Substantiv	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Herr	Herr++	7	72	8,86%
Landt	Land+++ Lant	11	555	1,94%
Ort	Ort*	1	432	0,23%
Schiff	Schi+ff Schy+ff Schi+ffe Schy+ffe	36	341	9,55%
Tag	Tag++	0	294	0,00%

Bei den Vornamen von Personen ist Großschreibung die Regel.

Vorname	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Albericus	Alberic*	6	1	85,71%
Alonsus	Alons*	13	0	100,00%
Aloysius	Aloys*	10	0	100,00%
Budomel	Budomel+	32	1	96,97%
Christoffel	Christof*	119	0	100,00%
Johann	Johan+	7	0	100,00%

⁴⁰ Für alle Suchanfragen dieses Abschnitts gilt: NUL2, Parameter: »Words«, jeweils »Case« und nicht »Case«.

Joseph	Joseph+	30	2	93,75%
Vascus	Vasc*	2	0	100,00%

Auch Familien- bzw. Beinamen werden tendenziell groß geschrieben; dies wird aber nicht konsequent durchgehalten, wenn der Name einem Klassennamen bzw. Adjektiv gleicht, wie bei <Dauber> (<Tauben>) oder <Schwartz> (<schwarz>).

Familienname	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Conzales	Conzal+es	3	0	100,00%
Cadamosto	Cadamost*	4	0	100,00%
Columbus	Columb*	17	1	94,44%
Dauber ⁴¹	Da?ber+	55	40	57,89%
Schwartz ⁴²	Alons* Schwartz*	2	7	22,22%
Vesputius	Vesput*	3	1	75,00%

Bei Toponymen ist die Großschreibung ebenfalls die Regel:

Toponym	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Affrica	Affrica	4	0	100,00%
Calichut	Calic*ut*	151	0	100,00%
Hispania	Hispania	51	2	96,23%
India	India	59	0	100,00%
Persia	Persia	16	0	100,00%
Porthogal	Port?+gal	91	2	97,85%
Spagnola	Spagnola	35	1	97,22%
Rom	Rom+	13	0	100,00%
Venedig	Venedig+	19	0	100,00%

Auch detoponymische Derivate weisen regelmäßig Großschreibung auf, sowohl Substantive als auch Adjektive:

	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Hispanier	Hispanier++	10	0	100,00%
Indianisch	Indianisch++	5	0	100,00%

⁴¹ »Dauber« ist die wörtlich übersetzte deutsche Variante von »Colombo« bzw. »Columbus« (vgl. Ankenbauer 2010, S. 75–76).

⁴² »Schwartz(e)« ist die wörtlich ins Deutsche übertragene Entsprechung von »Negro«, einer bereits fehlerhaften Übertragung des Namens »Niño« (vgl. Ankenbauer 2010, S. 75–76).

Porthogalier	Port+?galier++	23	1	95,83%
Porthogalisch	Port+?galisch*	7	0	100,00%
Venediger	Venediger	6	1	85,71%

Eine interessante Erscheinung ist bei Klassennamen zu beobachten, die auf die Religionszugehörigkeit (bzw. Hautfarbe) verweisen; <More> kann je nach Kontext sowohl für <Maure>, »Muslim«, als auch für <Mohr>, »Schwarzer«, stehen. Bei <Christen> ist Großschreibung die Regel, auch bei <Juden> und <Mauren> bzw. <Mohren> ist sie deutlich dominant; bei <Heiden> überwiegt hingegen Kleinschreibung.

	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Christ	C+rist C+riste C+risten	94	4	95,92%
Jüde	J?de+	9	3	75,00%
More	More+	175	43	80,28%
Hayde	Hayd++	7	20	25,93%

Auffällig ist auch die Verteilung bei Amts- bzw. Berufsbezeichnungen: Bei kirchlichen Würdenträgern ist die Großschreibung vom Bischof bis zum Papst die Norm, bei Priestern überwiegt hingegen Kleinschreibung. Keine klare Tendenz ist demgegenüber bei den weltlichen Herrschern zu erkennen: Während bei <Fürst> die Großschreibung deutlich dominiert, wird <König> meistens klein geschrieben. Bei <Hauptmann> ist dann, wie bei <Priester>, Kleinschreibung die Regel.

Amt / Titel / Beruf	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Bapst	Ba?st+	16	2	88,89%
Cardinal	Cardin*	4	0	100,00%
Ertzbischoffe	Ertzbischof*	4	0	100,00%
Bischoffe	Bischof*	7	1	87,50%
Priester	Priester++ Briester++	6	44	12,00%
Künig	K?nig+ K?nige+	137	238	36,53%
Fürst	F?rst++	128	35	78,53%
Haubtman	Haubtman++	18	165	9,84%

Bei Tierbezeichnungen ist Kleinschreibung die Regel, nur die <Papageien> stellen eine Ausnahme dar:

Tiere	Suchbegriff	groß	klein	Anteil groß
Fisch	Fisch+ Visch+	0	29	0,00%
Other	Other+	3	11	21,43%

Papagay	Papag*	12	5	70,59%
Pferdt	Pferd++	4	41	8,89%
Schlange	Schlange+	1	12	7,69%

Insgesamt lässt sich zeigen, dass bei Substantiven Eigennamen, also Personennamen und Toponyme, regelmäßig großgeschrieben werden, andere in der Regel klein. Eine systematische Ausnahme hiervon bilden detoponymische Derivate, kirchliche Amtsträger (hierarchisch vom Bischof aufwärts) und die Bezeichnungen für Religionsangehörige der Schriftreligionen (Christ, Jude etc.). Großschreibung kann aber auch, wie offenbar im Fall von <Papagei>, zur Hervorhebung bestimmter Sachverhalte Verwendung finden.

2.4 Ergebnis

Hinsichtlich der Graphie ist innerhalb der NUL zwar ein großer Variantenreichtum zu belegen, es gibt aber auch Prinzipien bzw. Faktoren die mehr oder weniger konsequent zur Wahl der einen oder anderen möglichen Option führen:

- die Lautung (phonologisches Schreibprinzip), wie z. B. bei der Pluralumlautung von <handt> zu <hende>.
- das Paradigma (morphologisches Schreibprinzip): Wie bei <handt> exemplarisch erkennbar, wird bei Substantiven, die infolge der Auslautverhärtung die Alternanz /t/-/d/ aufweisen, das auslautende /t/ überwiegend mit <dt> verschriftlicht, sodass im gesamten Paradigma <d> sichtbar bleibt.
- die Unterscheidung homophoner Wortformen (semantisches Schreibprinzip): Dies wird z. B. bei der konsequenten grafischen Unterscheidung des Verbstamms {mayn} vom gleichlautenden Possessivstamm {mein} oder von <feste> (<Fest>) und <veste> (<fest, Befestigung>) wirksam.
- die Position im Wort (Anlaut, Binnenlaut, Auslaut): Musterbeispiel ist hier die konsequent komplementäre Verteilung von <V, u, v> für die Laute /v, u:, v/.
- die Silbenstruktur (offen vs. geschlossen): Vgl. z. B. die Verteilung von <i, y> gegenüber <ie, ye> bei einsilbigen Wörtern.
- die graphische Umgebung: Bei den Diphthongen /ao/ und /oe/ wird vor unmittelbar nachfolgendem <e> jeweils <w> gegenüber <u> der Vorzug gegeben. Dies ist dadurch zu erklären, dass <u> in dieser Position für /v/ stehen kann; hier wird diese Ambiguität offenbar bewusst vermieden.
- einzellexikalische Gewohnheiten: Bei der Verteilung von <th-> vs. <t-> oder von <v-> vs. <f-> (/f/) im Anlaut erfolgt die Wahl abhängig vom jeweiligen Lexem.
- die Wortklasse: Bei den Substantiven werden Eigennamen im Gegensatz zu Klassennamen regelmäßig großgeschrieben.
- außersprachliche Gründe, z. B. soziales Prestige: Bei den Klassennamen ist die Großschreibung z. B. bei Bezeichnungen für kirchliche Ämter (Bischof, Kardinal, Papst) die Regel.

Das Nebeneinander dieser zahlreichen Faktoren, die wohl nicht selten im Widerstreit liegen, führt natürlich zu Unsicherheiten, was die beobachtbare Varianz als nachvollziehbar erscheinen lässt.

3. Die [A]bschrieffte eines Sandtbriefes: Homogenität einer Druckersprache?



Abb. 4: Titelblatt - Ein abschriefft eines sandtbriefes. HAB-Signatur: M: Gi 438. Digitalisat-PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/gi-438/start.htm?image=00005>

Wie oben erwähnt, liegt das Kapitel 143 der NUL auch als gesonderter Druck vor. Die ASB weist selbst keinerlei Angaben zu Drucker, Druckort oder -jahr auf.⁴³ Da die Schrifttype aber identisch ist, inhaltlich keine Abweichungen festzustellen sind und der Text selbst die Aktualität der geschilderten Ereignisse betont, erscheint die Zuordnung zur selben Druckwerkstatt und das Druckjahr 1508 wenig zweifelhaft. Wie jedoch schon bei <abschriefft> und <abschrieffte> im Titel erkennbar, stellt sich die Frage, inwieweit bzgl. einiger der bisher untersuchten graphischen Phänomene Homogenität erwartet werden kann.

3.1 Diphthonge

/ae/ - <ei, ey, ai, ay>

In der ASB finden im Gegensatz zur NUL-Fassung nur drei Varianten, nämlich <ei, ey, ay> Verwendung, wobei <ey> eindeutig als Leitvariante hervortritt, während bei ASB-NUL die beiden Varianten <ei> und <ey> deutlich näher beieinanderliegen. Auffällig ist, dass die Zahl der <ay>-Schreibungen zwar in beiden Texten gleich bleibt, es sich dabei aber nur teilweise um die gleichen Lexeme handelt (z. B. {tayl}, jeweils 5).

/ae/ ⁴⁴	<ei>	<ey>	<ai>	<ay>	Anteil <ey>	Bereinigung
ASB-NUL	87	73	19	18	37,06%	<ei>: 89-2 (Navigation)
ASB	69	108	0	18	55,38%	<ei>: 71-2 (Navigation); <ai>: 1-1 (/j/)

⁴³ VD 16, P 4368. Das im VD16 angegebene Zitat mit Jahreszahl entstammt dem Text des abgedruckten Briefs selbst, muss also nicht zwangsläufig dem Druckjahr entsprechen.
⁴⁴ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe: »ei«, »ey«, »ai«, »ay«.

/ao/ - <au, aw>

Auch bei /ao/ tendiert die ASB im Vergleich zur ASB-NUL zu einer geringeren Varianz bzw. deutlicheren Dominanz der Leitvariante.

/ao/ ⁴⁵	<au>	<aw>	Anteil <au>	Bereinigung
ASB-NUL	79	17	82,29%	<au>: 82-3 (/v/)
ASB	85	9	90,43%	<au>: 88-3 (/v/)

/oe/ - <eu, ew>

Bei beiden Fassungen ist die Leitvariante eindeutig <ew>. Die nur einmal festzustellende Abweichung bei <frewde> vs. <freude> lässt keinen Schluss auf systematische Unterschiede zu; in beiden Fassungen findet sich z. B. an anderer Stelle gleichermaßen die Schreibung <erfrewen>.

/oe/ ⁴⁶	<eu>	<ew>	Anteil <ew>	Bereinigung
ASB-NUL	4	13	76,47%	<eu>: 11-7 (/f/, /eu/); <ew>: 26-13 (/v/)
ASB	5	12	70,59%	<eu>: 11-6 (/f/, /eu/); <ew>: 28-16 (/v/)

3.2 Vokale (Monophthonge)

/-e/

Wie bereits bei <abschrieffe> bzw. <abschrift> im Titel der beiden ASB-Fassungen ins Auge fällt, tritt bei der NUL-Version regelmäßig <-e> am Wortende nach Konsonant auf, während dies in der ASB wesentlich seltener zu beobachten ist. Dieses Phänomen ist bei verschiedenen Wortarten zu finden und schlägt entsprechend sowohl auf die Verbkonjugation als auch auf die Substantivdeklinaton etc. durch.

Partizip ⁴⁷	ge*t	ge*t+e	ohne <-e>	Bereinigung
ASB-NUL	6	15	28,57%	»ge*t+e«: 19-4 (Substantive)
ASB	17	3	85,00%	»ge*t«: 21-4 (Substantive); »ge*t+e«: 5-2 (Substantive)

⁴⁵ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe: »au«, »aw«.

⁴⁶ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe: »eu« bzw. »ew«.

⁴⁷ Parameter: »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe wie in der Tabelle angegeben.

{-heit}, {-keit} ⁴⁸	<-t(h)>	<-t(h)e>	ohne <-e>
ASB-NUL	1	21	4,55%
ASB	20	2	90,91%

<i>, <ie> ↔ <y>, <ye>

Im Gegensatz zur NUL-Version spielen die Varianten <y> bzw. <ye> für die Monophthonge /i, i:/ in der ASB keine Rolle.

<y> - <i> ⁴⁹	hy ky	hi ki	Anteil <y>	Bereinigung
ASB-NUL	21	18	53,85%	<hi, ki>: 21-3 (/j/)
ASB	0	39	0,00%	<hi, ki>: 42-3 (/j/)
<y> - <i> ⁵⁰	dyfe+	dife+	Anteil <y>	
ASB-NUL	8	5	61,54%	
ASB	0	16	0,00%	

<ô>, <û>

Bzgl. <ô> lassen sich keine Unterschiede zwischen beiden Fassungen feststellen, die Unterschiede bei <û> > sind hauptsächlich auf die unterschiedliche Schreibung des lexikalischen Morphems {kûnig} zurückzuführen.

<ô>, <û> ⁵¹	<ô>	<û>	
ASB-NUL	32	41	
ASB	32	33	
{kûnig} ⁵²	<û>	<u>	Anteil <û>
ASB-NUL	6	0	100,00%
ASB	0	6	0,00%

3.3 Konsonanten

<t> ↔ <th>

⁴⁸ Parameter: »Regex«; Suchbegriff: »[hk][ca][iy]th?e?n?«.

⁴⁹ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe wie in der Tabelle angegeben. Es wird hierbei nicht zwischen <i> und <ie> bzw. <y> und <ye> differenziert.

⁵⁰ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe wie in der Tabelle angegeben.

⁵¹ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriff: »ô« bzw. »û«. nig*|

⁵² Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriff: »*ku

Die <th>-Schreibung ist in der ASB insgesamt deutlich seltener zu finden als in der NUL-Version, aber je nach Wort unterschiedlich ausgeprägt.

<th(e)> ⁵³	<th>	<the>	
ASB-NUL	110	88	
ASB	49	31	
orthē ⁵⁴	<th>	<t>	Anteil <th>
ASB-NUL	14	0	100,00%
ASB	11	3	78,57%
fchieffart ⁵⁵	<th>	<t>	Anteil <th>
ASB-NUL	7	1	87,50%
ASB	0	8	00,00%
{zeyt} ⁵⁶	<th>	<t>	Anteil <th>
ASB-NUL	6	1	85,71%
ASB	1	6	14,29%

3.4 Ergebnis

Sofern Unterschiede zwischen den beiden Fassungen der ASB festzustellen waren, tendiert der gesonderte Druck stets zu einer größeren Einheitlichkeit und einem geringeren Variantenreichtum, er erscheint insgesamt homogener. Er wirkt auch »moderner«, da gerade auffällige, von der modernen Orthographie abweichende Schreibweisen wie <y> für /t, i:/, <aw> für /ao/ oder die <th>-Schreibung nicht oder deutlich seltener auftreten als in der Anthologiefassung. Bemerkenswert erscheint die unterschiedliche Behandlung des auslautenden <-e> über verschiedene Wortarten hinweg, da dies dann gegebenenfalls zu ganz unterschiedlichen Deklinationsparadigmen führt.

Die bzgl. der Graphie doch deutlichen Unterschiede beider Texte könnten evtl. darauf zurückzuführen sein, dass bei dem Druck der umfangreichen Anthologie mehrere Personen mit unterschiedlichen sprachlichen Präferenzen beteiligt waren oder es selbst für eine Person schwieriger war, sprachliche Homogenität bei zahlreichen möglichen Schriftvarianten über einen längeren Zeitraum hinweg aufrechtzuerhalten. Es muss aber nochmals darauf hingewiesen werden, dass Druckort und -jahr des eigenständigen ASB-Drucks, zumindest derzeit, nicht gesichert sind.

4. Ausblick

⁵³ Parameter: nicht »Words«, nicht »Case«; Suchbegriffe: »th« bzw. »the«.
⁵⁴ Parameter: »Words«, nicht »Case«; Suchbegriff: »ort+++«.
⁵⁵ Parameter: »Words«, nicht »Case«; Suchbegriff: »fch*fart*«.
⁵⁶ Parameter: »Words«, nicht »Case«; Suchbegriff: »*ze?t*«.

Die linguistische Analyse der Graphie sowohl bezüglich der NUL selbst als auch die vergleichende Untersuchung der beiden ASB-Fassungen machten deutlich, dass sowohl innerhalb eines Werks als auch bei zeitnahen Drucken desselben Textes in einer Druckwerkstatt mit großer Heterogenität hinsichtlich der Schreibung zu rechnen ist. Es erscheint daher unerlässlich, die Druckersprachen einzelner Offizinen und die Drucksprache einzelner Druckorte sowohl synchron als auch diachron auf größerer Datengrundlage umfassend zu beschreiben, bevor man wirklich den Versuch wagen kann, Sprachwandelerscheinungen nachzeichnen zu wollen. Moderne, entsprechend gestaltete digitale Editionen sind hierfür eine große Bereicherung und ermöglichen einem breiten Forscherkreis den Zugang »ad fontes«.

Bibliographische Angaben

Norbert Ankenbauer: »das ich mochte meer newer dyng erfahren«. Die Versprachlichung des Neuen in den Paesi novamente ritrovati (Vicenza, 1507) und in ihrer deutschen Übersetzung (Nürnberg, 1508). Berlin 2010. [[Nachweis im GBV](#)]

Norbert Ankenbauer (Hg.): Paesi novamente ritrovati - Neue unbekante landte. Eine digitale Edition früher Entdeckerberichte. Wolfenbüttel 2012. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Laurence Anthony: AntConc (Version 3.4.4w) [Computer Software]. Tokio 2014. [[online](#)]

Walter Baumann: Die Druckerei Stüchs zu Nürnberg (1484–1537). [[online](#)] In: Gutenberg-Jahrbuch 29 (1954), S. 122–132. [[online](#)] [[Nachweis im GBV](#)]

Martin Behr: Buchdruck und Sprachwandel. Schreibsprachliche und textstrukturelle Varianz in der »Melusine« des Thüring von Ringoltingen (1473/74–1692/93). Berlin 2014. (= Lingua Historica Germanica, 6) [[Nachweis im GBV](#)]

Martin Behr / Mechthild Habermann: Die textgeschichtliche Tradierung der Melusine aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Die oberdeutschen Offizinen von 1473/74 bis 1516. [[Nachweis im GBV](#)] In: Eulenspiegel trifft Melusine. Der frühneuhochdeutsche Prosaroman im Licht neuer Forschungen und Methoden. Hg. von Catherine Driessenbass / André Schnyder / Alexander Schwarz. (Tagung über den Frühneuhochdeutschen Prosaroman, Lausanne, 2.–4.10.2008) Amsterdam u.a. 2010. (= Chloe, 42) [[Nachweis im GBV](#)]

Emanuel I.: Ein abschrifft eines sandtbriefes So vnserm allerheyligsten vater dem Bapst Julio dem andern gesandt ist/ von dem alldurchleuchtigsten Fursten vnd herren/ herren Emanuel Kunig zu Porthogal. [Nürnberg 1508]. VD16 P 4368. PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/gi-438/start.htm> [[Nachweis im GBV](#)]

Frédéric Hartweg / Klaus-Peter Wegera: Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2., neu bearbeitete Auflage. Tübingen 2005. [[Nachweis im GBV](#)]

Fracanzano da Montalboddo (Hg.): Neue vnbeante landte Und ein neue welde in kurtz vergangener zeythe erfunden. Nürnberg 1508a. VD16 C 21. PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/156-10-quod-2f-2s/start.htm> [[Nachweis im GBV](#)]

Fracanzano da Montalboddo (Hg.): Nye unbekante lande Unde eine nye Werlde in korter vorgangener tyd gefunden. Hg. von Fracanzano da Montalboddo. Nürnberg 1508b. VD16 C 22. PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/quh-26-3s/start.htm> [[Nachweis im GBV](#)]

Klaus-Peter Wegera: Vnd machet sie mit gesehenden augen blind. Zum Problem von Editionen als Datenquelle für sprachhistorische Untersuchungen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie, 134 (2015), S. 77–95. [[Nachweis im GBV](#)]

Abbildungslegenden und -nachweise

Abb. 1: Titelblatt - *Neue vnbekante landte*. HAB-Signatur: A: 156.10 Quod. 2^o (2). Digitalisat-PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/156-10-quod-2f-2s/start.htm?image=00001>

Abb. 2: Analyse mit dem Konkordanzprogramm AntConc (Version 3.4.4w)

Abb. 3: Kolophon - *Neue vnbekante landte*. HAB-Signatur: A: 156.10 Quod. 2^o (2). Digitalisat-PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/156-10-quod-2f-2s/start.htm?image=00128>

Abb. 4: Titelblatt - *Ein abschrift eines sandtbriefes*. HAB-Signatur: M: Gi 438. Digitalisat-PURL: <http://diglib.hab.de/drucke/gi-438/start.htm?image=00005>

Beitrag aus:

Sonderband 2 der ZfdG: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak und Timo Steyer. 2018. DOI: [10.17175/sb03](https://doi.org/10.17175/sb03)

Titel:

Vom Livre irréalisé zum Texte hyperréalisé?

Autor/in:

Artur R. Boelderl

Kontakt:

Institution:

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

GND:

[1129194884](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

DOI des Artikels:

[10.17175/sb002_010](https://doi.org/10.17175/sb002_010)

Nachweis im OPAC der Herzog August Bibliothek:

[886576334](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63864-p0011-9)

Erstveröffentlichung:

15.03.2018

Lizenz:

Sofern nicht anders angegeben



Medienlizenzen:

Medienrechte liegen bei den Autoren

Letzte Überprüfung aller Verweise:

15.03.2018

GND-Verschlagwortung:

[Edition](#) | [Philologie](#) | [Kommentar](#) |

Zitierweise:

Artur R. Boelderl: Vom Livre irréalisé zum Texte hyperréalisé?. In: Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft. Hg. von Roland S. Kamzelak /Timo Steyer. 2018 (= Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2). PDF Format ohne Paginierung. Als text/html abrufbar unter DOI: [10.17175/sb002_010](https://doi.org/10.17175/sb002_010).

Artur R. Boelderl

Vom Livre irréalisé zum Texte hyperréalisé?

Abstracts

Dieser Artikel behandelt einen Abriss der Fragestellungen interaktiver Kommentierungen der Schriften Robert Musils im Internetportal MUSIL ONLINE. Hierbei werden Problemfelder und Lösungsansätze beschrieben, die eine Entwicklung von Kommentarstrukturen aufzeigen.

This article deals with questions about interactive annotations of Robert Musils writings on MUSIL ONLINE. In this way, problem areas and approaches are described to show the development of structures of commentating.

1. Eine Reminiszenz: Selbstdifferenz des Textes – Iterativität vs. Iterabilität

Es ist inzwischen mehr als ein halbes Jahrhundert her, seit Jacques Derrida die These vertreten hat, es gebe keinen Text, der mit sich selbst identisch sei – mit einer Ausnahme: Mallarmés *Livre irréalisé*¹. Diese These gehört weltanschaulich zwar einem metaphysikkritischen Diskurs zu, der sich auf so unterschiedliche Geister wie die Junghegelianer und Nietzsche ebenso wie auf die Romantiker berufen kann, ist in ihrem Kern indes *semiotisch* und wurde von Derrida in erster Linie phänomenologisch begründet bzw. genauer, sie erwuchs als Fazit einer den phänomenologischen Diskurs von innen her beleuchtenden Lektüre Husserls. Dessen ureigenster Darstellung der sinngebenden Bewusstseinsleistung als Trias von Urimpression, Retention und Protention entlockte Derrida die gegen Husserls erklärte Intention gerichtete Konsequenz, dass eine absolute Idealität (im Sinne einer unverbrüchlichen Gültigkeit der Bedeutung eines Phänomens) das Korrelat der Möglichkeit endloser Wiederholung desselben sei.² Mit anderen Worten: Die zur Wahrung der semantischen Konstanz eines Ausdrucks unabdingbare Möglichkeit der Wiederholung desselben in ganz unterschiedlichen (epistemologischen oder textuellen) Konstellationen garantiert diese Konstanz im selben Moment und im selben Ausmaß, da sie sie zugleich unterläuft. Insofern eine solche Wiederholung ohne Veränderung unmöglich ist, zeitigt sie eine permanente Dissemination (Streuung) des Sinns.

Im semiologischen Horizont erfordert diese Erkenntnis die Anerkennung des Umstands, dass *der Text von sich selbst differiert*.³ Denn jedes Mal, wenn ein Ausdruck in einem

¹ Vgl. Derrida 1972, S. 42, 45.

² Vgl. Derrida 2003, S. 58, 73.

³ In den kulturtheoretisch wie rechtsgeschichtlich kundigen wie psychoanalytisch geschulten Augen Pierre Legendres vollzieht sich mit dieser spezifischen Differenz auf Textebene nur das jede Zivilisation von jeher prägende Geschehen der Selbstdifferenzierung: Zumal unsere abendländische Kultur sei eine Differenzkultur (Legendre führt als schlagendes Beispiel die in der griechischen Antike gründende Differenz

bestimmten Kontext erscheint, gewinnt er dort seine Bedeutung durch den Bezug zu einem anderen, ihm vorgängigen Kontext. Diese seine *Iterabilität* (was nichts anderes benennt als den spezifisch zeichentheoretischen Aspekt der phänomenologisch konstatierten, gleichsam allgemeinen Wiederholbarkeit) ist die Möglichkeitsbedingung von Textualität überhaupt.

Dass dieses entscheidende semiologische Theorem Derridas im Umfeld der auf ihn sich berufenden sog. Dekonstruktion nicht selten dazu missbraucht wurde und wird, einer vermeintlich zulässigen Willkürlichkeit der Interpretation philosophischer wie literarischer Texte das Wort zu reden, steht außer Streit. Das darf uns aber nicht über die unleugbare Triftigkeit des Theorems selbst noch über dessen strategische wie kritische, um nicht zu sagen theoriepolitische Stoßrichtung hinwegsehen lassen: Es handelt sich, wie Peter V. Zima hellsichtig festgestellt hat, um das in der Tradition der Romantiker und Nietzsches stehende Pendant zur sowohl cartesianisch wie hegelianisch argumentierten Auffassung noch eines Semiotikers wie Greimas, der zufolge just diese Iteration bzw. Iterativität eines Zeichens den Sinn eines Syntagmas oder eines Diskurses als einer transphrastischen Struktur konstituiert.⁴ Für Greimas bedeutet Iterativität die Reproduktion identischer oder vergleichbarer Größen auf einer syntagmatischen Achse,⁵ welche einem einzelnen Zeichen allererst seine Bedeutung verleihe – wobei schon die Rede von »identisch oder vergleichbar« mit Bezug auf die nämlichen iterativen Größen stutzig machen sollte. Aus Derrida'scher Perspektive zeigt sich an der nämlichen Unentschiedenheit zwischen »identisch oder vergleichbar« die vergleichsweise höhere Plausibilität seiner eingangs erwähnten These – dass ein Text infolge der beschriebenen Iterabilität des Zeichens niemals mit sich identisch sei (außer eben der nie geschriebene und insofern nicht realisierte des *Livre* von Mallarmé) – gegenüber der tendenziell metaphysiklastigen beziehungsweise ideologiefälligen These eines Greimas, der zufolge die Iterativität des Zeichens dessen Identität nachgerade verbürge.

2. Verhältnisbestimmungen: Text / Kommentar (I)

Am Rande sei vermerkt, dass der erwähnte Peter V. Zima in seiner großen Studie zur Sozialgeschichte des modernen Romans im Robert Musil gewidmeten Kapitel den Essayismus dieses Autors kurzerhand als Dekonstruktion verstanden wissen will.⁶ Doch steht nicht dieser Aspekt im Fokus unseres aktuellen Interesses. Meine auf der Grundlage der soeben kurz in Erinnerung gerufenen allgemein philosophischen bzw. texttheoretischen Reflexionen gewonnene, aber spezifisch literaturwissenschaftlich bzw. kommentartheoretisch gewendete These hat zwei Dimensionen, die mit handlungsleitend für die im Rahmen der Konzeption und Einrichtung des Portals MUSIL ONLINE projektierte Arbeit der Erstellung geeigneter Kommentarformen und -strukturen sind.

von Leib und Seele ins Treffen) – und man wird hinzufügen dürfen: als Differenzierungsgeschehen ipso facto textuell. Vgl. Legendre 1999, S. 28.

⁴ Vgl. Zima 1992.

⁵ Vgl. Greimas / Courtès 1979, S. 197.

⁶ Vgl. Zima 1986, S. 55–69, bes. S. 66ff.

Erstens: Musils Œuvre und hier natürlich insbesondere der *Mann ohne Eigenschaften* stellen ein *Livre irréalisé* dar, welches die für den literarischen Text allgemein geltende Einsicht in dessen Konstitutionsbedingungen wie dessen Sinnansprüche gleichsam exemplarisch veranschaulicht: In seiner faktischen, nämlich nicht realisierten Gestalt (im Nachlass) ruht es in seliger – und bedeutungsloser – Selbstidentität mit sich. Anders gesagt: Es ist schlicht und ergreifend unlesbar, wie man keineswegs ohne Grund immer wieder behauptet hat.

Zweitens: Mit den aktuellen Technologien zur Online-Präsentation von Texten stehen uns indessen erstmals Möglichkeiten zur Verfügung, diese Unlesbarkeit eines solchen Livre irréalisé dennoch lesbar zu machen, ohne diese Lesbarkeit indes (durch Eingriffe editorischer Natur und/oder interpretativer Willkür) gewaltsam herzustellen. MUSIL ONLINE macht den Musiltext *als* unlesbaren lesbar und, dies die unumgängliche Kehrseite der Medaille, als lesbaren unlesbar,⁷ indem es aufzeigt, inwiefern der Text bereits als sein eigener Kommentar fungiert – weil er nicht anders kann als von sich differieren –, und ihn durchgängig als solchen auffasst. Um hier eingangs gleich ein Bonmot zu wagen: Der philosophische Kommentar als intrinsisches Moment von MUSIL ONLINE trägt nicht allein, aber maßgeblich zur Umsetzung des vornehmlichen Ziels des Portals bei, Musils Text respektive dessen Lesbarkeit nicht etwa nur zu ermöglichen noch auch bloß zu verwirklichen, sondern beides zugleich, sprich: den Text online zu *hyperrealisieren*.

Aufgrund des skizzierten Spezifikums der Texte Musils als Kommentare nicht nur anderer Texte (dies die in Teilen von bestehenden Kommentaren bereits abgedeckte Ebene der Intertextualität), sondern als zugleich immer schon Kommentare ihrer selbst, das heißt als bewusste literarische Abschöpfung des geschilderten Umstands der textuellen Selbstdifferenz, bedarf es einer zusätzlichen, neuartigen Form des Kommentars, die von der Bedeutungsebene der Texte Musils, von der Polysemie im Musil'schen Textcontainer ausgeht, um sich in einer nicht einschränkenden, nicht urteilenden Art möglicher Verstehensweisen anzunehmen und diese im Rahmen einer interdiskursiven Kommentierung an die Leser zu vermitteln.

3. Zur Herkunft und Zukunft des Kommentars als philosophische Textsorte

Zwar sind mit den technischen Möglichkeiten im digitalen und Online-Raum völlig neue Perspektiven auf den Kommentar gegeben, die es kritisch zu sondieren gilt. Doch rührt die geforderte Neuartigkeit des für MUSIL ONLINE zu konzipierenden philosophischen Kommentars nicht selbst von dieser technischen Seite her. Vielmehr lässt sich trefflich auf die jahrhundertealte Tradition des Kommentars rekurrieren, wobei freilich bestimmte Aspekte, die in dieser bisher unterrepräsentiert waren oder vernachlässigt wurden, in ein neues Licht rücken bzw. anders gewichtet werden können. Dabei erweisen sich insbesondere zwei Momente des Kommentars als berücksichtigens- und prüfenswert.

⁷ Vgl. Derrida 1986, S. 35 bzw. S. 86; vgl. auch Stoellger 2007.

3.1 Der philosophische Charakter des Kommentars

Es liegt schon in der Natur des Kommentars, philosophisch zu sein. In gewisser Weise repräsentiert der Kommentar in schriftlichen Kulturen die Form der reflexiven Auseinandersetzung mit einem vorgegebenen Thema, wie sie in mündlichen Kulturen der Dialog darstellt. Sachliche »Urszene« des Kommentars als originär philosophischen Genres ist nicht erst die lateinische Antike, aus der das Wort *commentarius* stammt, sondern bereits das griechische Altertum, genauer die aufgezeichneten Dialoge des platonischen Sokrates, samt und sonders Paradebeispiele für Texte, die sich selbst kommentieren.⁸

Das faktische Aufkommen des Kommentars als philologischer Form in späterer historischer Zeit, verstanden zunächst als jegliche Art erläuternder Schrift und je nach Bezugsgröße verschieden, schöpft somit nur eine am Ursprung der abendländischen Philosophie bereits angelegte Möglichkeit zur kritischen Perspektivierung bestimmter vorgegebener Inhalte aus. Bei all den unterschiedlichen historischen wie gegenwärtigen Erscheinungsformen des Kommentars zeichnet ihn vor allem eine Eigenschaft aus: Er ist, im Unterschied zu Kritik und Interpretation sowie anderen wertenden Weisen der Reflexion auf (literarische) Werke, keine urteilende Textsorte. Seine erschließende Funktion erwächst aus einer charakteristischen Haltung zwar kritisch prüfender eigener, nicht aber die Texterfahrung anderer steuernd wollender Lektüre. Daher spricht der Kommentar auch keine Metasprache gegenüber dem kommentierten Werk, sondern lässt sich auf es ein, schreibt sich in es ein und aus ihm heraus, ohne eine Position »über« ihm zu usurpieren. Sein Aussagemodus ist eher der Konjunktiv denn der Indikativ und schon gar nicht der Imperativ; der Kommentar arbeitet sich ab am Möglichkeitssinn des ihm weniger zugrunde- denn vorliegenden Textes, er behauptet nicht dessen Wirklichkeitssinn.

Einen weiterführenden Ansatz zu diesem Verständnis jedes Kommentars als philosophischen bietet der französische Wissenschaftstheoretiker und Philosoph Michel Serres.⁹ Gegenüber »imperialistischen« Kommentaren, die »[...] einen einzigen Schlüssel verwenden, um alle Türen und Fenster zu öffnen[...]«, braucht man für einen philosophischen Kommentar im hier entwickelten (Vor-) Verständnis keinen »Generalschlüssel«, sondern »[...] ein sehr ausgefeiltes Werkzeug«¹⁰. Dem Kommentator / der Kommentatorin muss an den »Singularitäten« des Werks, »am lokalen Detail« gelegen sein: »Nur so kommt man zu einem Werk. Man muss eine lokale Methode für ein lokales Problem erfinden.«¹¹

3.2 Der philosophische Kommentar als indirekte Verständnishilfe

⁸ Zur Überblendung dieser Dialogizität mit Literarizität vgl. Bachtin 1979.

⁹ Vgl. Serres 2008, bes. S. 139.

¹⁰ Vgl. Serres 2008, S. 138.

¹¹ Vgl. Serres 2008, S. 138.

Für eine solche neue Form des Kommentars gilt, dass dieser sich keinesfalls ganz seiner Funktion als hermeneutisches Instrument unterordnen darf. *Daher ist der im beschriebenen Sinn philosophische Kommentar kein texterschließender.* Nicht ganz zu Unrecht tat Witkowski (1924) in seiner Einführung in die Textkritik den Kommentar im subjektiv-deutenden Verständnis als »Unwissenschaft«¹² ab. Aus diesem Urteil spricht die hier ins Wort gehobene ambivalente Stellung des Kommentars zwischen Wissenschaft – die Seite seiner texterschließenden Funktion – und Philosophie (vulgo »Unwissenschaft«) – die Seite seiner selbstreflexiven, dialogischen Funktion, die an der Grenze des Texts nicht haltmacht, sondern über sie hinausweist. Dabei beinhaltet indes das Attribut »philosophisch« die Chance einer mittleren Position zwischen Wissenschaft und »Unwissenschaft«, sind doch philosophische Lesarten literarischer Texte, ohne im literaturwissenschaftlichen Sinn texterschließend zu sein (oder auf diesen Aspekt vorrangig abzuheben und jedenfalls, ohne sich auf ihn reduzieren zu lassen), nicht schlichtweg subjektive Interpretationen. Sie sind vielmehr aus dem Text selbst – denn »il n'y a pas de hors-texte«¹³ – wenn nicht direkt begründbare, so doch stets intersubjektiv nachvollziehbare Einlassungen auf der Grundlage der unumgänglichen (weil auf der Ebene der Zeichen angesiedelten) Intertextualität auch noch des erratischsten, ja selbst eines (unmöglichen) quasi-»privatsprachlichen« absoluten Textes. Mit ein Grund für die Qualifikation selbst des im editionswissenschaftlichen Sinn texterschließenden Kommentars als unwissenschaftlich war bzw. ist zweifelsohne genau dieser Umstand, der hier mit dem Stichwort »Intertextualität« in dessen Facetten zwischen Semiotik, Literaturtheorie und Literaturwissenschaft zumindest indiziert wird:¹⁴ Mit dem Kommentar wird fraglich, wo beginnt der Text, wo endet er?

4. Verhältnisbestimmungen: Text / Kommentar (II)

Auch damit zeigt der Kommentar allerdings etwas auf, was dem Text als solchem bereits inhärent ist – die Frage nach seinem Anfang und seinem Ende. Wenn, wie es oft heißt, der Kommentar dem Text den Weg bahnt, dann gibt es notgedrungen Überschneidungen, Überlappungen, Übertretungen gar, die die Grenze zwischen Text und Kommentar, zwischen Text und Kontext nicht verschwimmen, aber problematisch erscheinen lassen.¹⁵ Um nun sagen zu können, ein Kommentar sei texterschließend – und nur dieses bzw. mehr noch: er habe nur dieses zu sein (wenn er denn als wissenschaftlich gelten wolle) –, müsste umgekehrt stets ganz klar sein, was ist Text, was Kommentar. Gerade der »gute« Kommentar, der den Text nicht nur auf eine lexikalische Weise erschließen will, bleibt aber nicht einfach außerhalb des Textes. Seine Intertextualität bzw. sein Status als Intertext beschränkt sich nicht auf den Nachweis bestimmter Filiationen (sei es aus textgenetischer, sei es aus literarhistorischer Perspektive), er betreibt vielmehr selbst Begriffsarbeit in dem Sinn, dass er über bloße (vervollständigende oder erläuternde) Bemerkungen hinaus in der widerständigen »Dunkelheit« des Textes eine Einladung zur Pluralisierung des Sinns erkennt. Diese geht mit einer Pluralisierung der Autorschaft des Kommentars einher (und kann nur so realisiert werden), wie sie eine Edition

¹² Witkowski 1924, S. 68.

¹³ Derrida 1967, S. 224.

¹⁴ Vgl. vor allem Kristeva 1972.

¹⁵ Zu den methodologischen Problemen, die daraus erwachsen, vgl. Bosse 2008.

im Online-Kontext erst ermöglicht. Ein in diesem Sinne philosophischer Kommentar wäre also zugleich mehr und weniger als ein texterschließender Kommentar: weniger, insofern er den wissenschaftlichen Anspruch des letzteren in gewisser Weise unterbietet (ohne deswegen per se unwissenschaftlich zu sein), mehr, insofern er den Text auf eine ungleich umfassendere, weiterführende Weise erschließt als beispielsweise ein bloßer Stellenkommentar – er ist auf Erkenntniszugewinn nicht nur im Text und was diesen unmittelbar betrifft gerichtet, ihm geht es vielmehr um Erkenntnis an und mit dem Text und über ihn hinaus. Seine Intertextualität ist Transtextualität, insofern sie letztlich auf eine Hypertextualität zielt,¹⁶ die den Text selbst als bereits Kommentar zu erkennen gibt, der seine Kommentariätät freilich durch sich selbst als Text verbirgt. Musils Bemerkung, dass die Geschichte des Mann ohne Eigenschaften darauf hinauslaufe, dass die Geschichte, die in ihm erzählt werden sollte, nicht erzählt werde,¹⁷ weist vor diesem Hintergrund auf eine Grundstruktur nicht nur dieses ›Romans‹, sondern des (literarischen) Textes überhaupt hin. Die über die Textualität des Textes hinausreichende Vermittlungsfunktion des philosophischen Kommentars wäre darin zu sehen, diese Grundstruktur zu befragen.

5. Die Zeitlichkeit des philosophischen Kommentars

Auf allgemeinsten Ebene käme dem so verstandenen philosophischen Kommentar die Aufgabe zu, das Textkorpus als Resultat von und Beitrag zu einem größeren Ganzen im Sinne eines letztlich epochenspezifischen Diskurshorizonts erkennbar zu machen. Er müsste daher sowohl diachron als auch synchron angelegt sein bzw. wirken: diachron, insofern er die textgenetische wie diskursgeschichtliche Perspektive ergründet, welcher sich die faktische Gestalt des Korpus, ob veröffentlicht oder nicht, ob ›vollendet‹ oder fragmentarisch, auf nicht-kausale bzw. nicht-deterministische Weise verdankt; synchron in dem Sinn, dass der Kommentar den, den jeweiligen Zeitgenossen des Textkorpus mutmaßlich möglichen Verständnishorizont erschließen hilft, ohne heutige Lesende auf diesen festzulegen. Denn – und dies unterscheidet den anvisierten innovativen Kommentarbegriff in Online-Umgebungen massiv von bisherigen Auffassungen hinsichtlich des Leistungsspektrums von Kommentaren – die Synchronizität des Textes endet nicht mit dem Hinscheiden von dessen letzten Zeitgenossen. Sie reiteriert sich vielmehr auf der Bedeutungsebene bis in die jeweilige Gegenwart der aktuellen Lesenden und der künftigen Online-User hinein, ermöglicht durch die prinzipielle polysemische Offenheit des literarischen Textes. In der Online-Welt veraltet der Kommentar gerade *nicht*.¹⁸ Freilich *unterminiert* ein solch neuartiger Kommentar den kommentierten Text (von welcher Angst ja die Distanzierung traditioneller Werkausgaben gegenüber interpretierenden Kommentaren herrührte), doch erfolgt dies nunmehr auf eine den literarischen Text *nicht kontaminierende*, ihn geradezu stetig ›verjüngende‹ Weise: Dessen inter- oder transtextuelle Vielschichtigkeit wird durch den Kommentar *un-terminiert* in dem zeitlichen Sinn von »Ent-fristung« ebenso wie im räumlichen, die Grenze Text-Kontext betreffenden Sinn von »Ent-grenzung«, die dem Derrida-Kristeva'schen Verständnis textueller *mise en abyme* auch anhaften. In der Online-Umgebung besteht erstmals die Möglichkeit,

¹⁶ Zur Begrifflichkeit vgl. Genette 1993.

¹⁷ Vgl. Musil, Nachlass II/1/58.

¹⁸ Zur ausführlicheren Diskussion um dieses Problem vgl. Boelderl / Fanta 2017.

diese spezifische Qualität nicht ausschließlich, aber insbesondere literarischer Texte sicht- und fruchtbar zu machen: Jede Leserin ist eine mit eigenen Kompetenzen ausgestattete Zeitgenossin des Textes – und damit prinzipiell eine qualifizierte Kommentatorin desselben, wodurch der Text vice versa zum Zeitgenossen seiner jeweiligen Leser avanciert. Ein solcher Kommentar lässt die Lesenden am gleichsam bleibend unabgeschlossenen Prozess teilhaben, in welchem der Text aufgrund seiner topo- wie chronographisch offenen Intertextualität begriffen ist, und befähigt sie zur Entwicklung wie Beisteuerung eigenständig gewonnener Erkenntnisse.¹⁹

6. Der Kommentar im Online-Kontext

Im Rückblick auf die in den vergangenen Jahrzehnten international lebhaft, wenn nicht heftig geführte Debatte um Stellenwert, Funktion, Bedeutung und Ort des Kommentars im Zusammenhang mit kritischen Ausgaben literarischer Korpora ergibt sich mit dem digitalen bzw. interaktiven Umfeld, in das diese Ausgaben sukzessive überführt oder eingebettet werden, eine neue Perspektive, die die in der erwähnten Debatte geführten Kontroversen zu befrieden verspricht. Im digitalen Kontext und a fortiori im Online-Kontext findet der Kommentar das ihm adäquate Medium,²⁰ insofern dieses (das Medium) jenem (dem Kommentar) jene Vielschichtigkeit aufzuweisen erlaubt, die seinem Begriff gerecht wird, ohne deswegen die freilich bleibend fragile Grenze zwischen Text und Kommentar zu verwischen. Sie hört nicht auf, sie verschwindet nicht, doch sie wird im digitalen Umfeld idealiter im Hegel'schen Sinn dreifach »aufgehoben«, das heißt. sie bewahrt ihre Gültigkeit (i), insofern sie als latente Frage jeder wissenschaftlich-analytischen wie rezeptiv-interpretativen Beschäftigung mit dem Text bestehen bleibt; sie büßt diese ihre Gültigkeit jedoch zugleich im Sinne einer klaren und eindeutigen Unterscheidung zwischen hier Text(konstitution) und dort Kommentar ein (ii), weil sich die Zahl der möglichen unterschiedlichen Zugänge zum Text, die immer schon potentiell gegen unendlich strebte, im neuen Medium nun auch abbilden kann – wodurch die Problematik des ›rechten‹ Kommentar(maße)s zweifellos eine höhere Ebene erreicht hat (iii).

Die konkrete Gestaltung dieser höheren Ebene des Kommentars im Online-Bereich harret der Umsetzung. Sie ist angewiesen auf eine zwar umfassende, aber nicht erschöpfende (und insofern dynamische, offene, im Online-Kontext fortzuschreibende) neue Kriteriologie, welche es freilich erst zu erstellen und auszuformulieren gilt. Über die bereits gegebenen Hinweise auf die einer solchen Kriteriologie zugrundeliegenden Überlegungen hinaus kann an dieser Stelle nur auf ganz abstrakter Ebene weiter umrissen bzw. formal angezeigt werden, welcher Schritte es zu deren Erarbeitung bedürfen wird.

7. Zur Reichweite des philosophischen Kommentars: Textkonstellationen

¹⁹ Vgl. Bosse 2010, S. 245.

²⁰ Vgl. Lukas 2015.

Aus der traditionellen Editionswissenschaft stammt die Überzeugung, dass jeweils nur einzelne, nach bestimmten sowohl zeit- als auch werk- und letztlich zumindest unterschwellig personengebundenen Prinzipien zu eruiierende Segmente literarischer Werke (einzelne Wörter, Passagen, Kapitel) erläuterungsbedürftig seien (Stichwort »Stellenkommentar«) und das Werk insgesamt vorab seiner literaturwissenschaftlichen Interpretation allenfalls einen herausgeberseitigen »Überblickskommentar« vertrage. Im Online-Kontext werden derartige einschränkende Differenzierungen, Abgrenzungen und Rücksichten weitgehend obsolet. Vor dem Hintergrund der unabweislichen Einsicht in die grundsätzlich intertextuelle Struktur literarischer Texte muss methodisch davon ausgegangen werden, dass *alles* an einem Text kommentar*würdig* ist. Daraus folgt nicht, dass auch alles gleichermaßen kommentar*bedürftig* ist. Der subjektiv-interpretatorische, allgemein hermeneutische Faktor der Leserperspektive auf einen Text ist irreduzibel, stellt aber angesichts nicht zuletzt der technischen Möglichkeiten online, in Abhebung von klassischen Präsentationsformen des Textes, kein tunlichst zu überwindendes Hindernis dar, sondern wandelt sich nachgerade zur Existenzvoraussetzung eines philosophischen Kommentars, der zugleich so umfassend wie nötig und so konzise wie möglich ist. Der Kommentar schreibt sich, als Wirkung wie als Bestandteil bestimmter sowohl textueller und formaler wie auch historischer, personeller und sachlicher (bedeutungsmäßiger) Verweisungen, ein in die jeweilige Konstellation des Textes, greift sie auf, bereichert, erweitert und verlängert sie.

»Konstellation« meint dabei analog zur für die Epoche des ausgehenden 18. beziehungsweise beginnenden 19. Jahrhunderts von Dieter Henrich und anderen entwickelten sog. philosophischen Konstellationsforschung,²¹ im hier vorrangigen literaturwissenschaftlichen Verständnis²² die weniger auf der Ebene persönlicher Relationen, sondern auf der textueller Bezugnahmen (seien sie bewusster oder unbewusster Natur) vorfindlichen An-, Hin- und Zuordnungen in einem bestimmten beziehungsweise jeweils zu bestimmenden Zeitrahmen.²³ Die so verstandene Konstellationsforschung als Mittel zur Analyse und Rekonstruktion von Art und Verlauf jener vielfältigen, polygonalen Prozesse im Wissenstransfer einer Zeit tauglich zu machen, in die ein literarisches Werk eingebettet ist,²⁴ also gleichsam eine Methodologie der *Textkonstellationsforschung* zu entwickeln, macht einen wesentlichen ersten Schritt in Richtung des angepeilten Online-Kommentars aus. Auf welchen Ebenen des Textes eine solche Textkonstellationsforschung sinnvoller Weise ansetzt – intratextuell, auf Wort- oder gar Zeichenebene, bei Sätzen, Absätzen, Kapiteln, Abschnitten...; intertextuell, bei expliziten oder impliziten Verweisungen auf andere literarische oder außerliterarische Texte, Diskurse, Ideologeme und Philosopheme –, gilt es in einem zweiten Schritt zu klären, der parallel zu dieser Grundlagenarbeit indes bereits die in der jeweiligen Rezeption des zu kommentierenden Textes herausgearbeiteten, sowohl inhaltlich-semantischen wie formal-ästhetischen und stilistischen Interpretamente in den Blick zu nehmen hat. Die Analyse der mit einem gegebenen Text(korpus) vorliegenden Zugänge zum Wissenstransfer

²¹ Vgl. Henrich 1991, Mulsow / Stamm 2005.

²² Vgl. vor allem Lethen et al. 2013 sowie, in Ansätzen, Frank 2005.

²³ Einen vergleichbaren Ansatz, dessen Augenmerk indes stärker auf den sozialen bzw. sozialgeschichtlichen Aspekten derartiger Konstellationen liegt, wie sie in literarischen Werken zum Ausdruck kommen, stellt die auf Pierre Bourdieus *Regeln der Kunst* rekurrierende Theorie des literarischen Feldes dar; vgl. Bourdieu 1999 sowie Joch / Wolf 2005, darin bes. zur Anwendung auf Musil Wolf 2005.

²⁴ Zu maßgeblichen Vorstudien in diese Richtung bezüglich der sog. »Musil-Zeit« vgl. Beil et al. 2011.

einer Zeit setzt voraus, diesen nicht nur einseitig-linear zu begreifen, als würde der Text sich den Konstellationen, in die er sich nolens volens verwoben weiß, in einem kausalen Sinn verdanken. Es gilt vielmehr, jene vielfältigen und teils gegenläufigen Strömungen der konkreten Übertragungsprozesse zu berücksichtigen und ihnen in der Kommentierung Rechnung zu tragen, die an der zeitlichen Grenze des Textes (seinem in textgenetischer Perspektive gleichsam materiellen »Ende«) keineswegs aufhören: Die Bewegung des Textes überdauert nicht nur dessen Autor,²⁵ sie verlängert sich in dessen Rezeption, weit über den vergleichsweise engen Rahmen einer hermeneutisch begriffenen »Wirkungsgeschichte« hinaus, insofern die textkonstitutive Intertextualität nicht aufhört, sich zu schreiben.²⁶ Die Rede vom Wissenstransfer im Horizont der Textkonstellationsforschung rekurriert daher in der Tat nicht nur auf ein medial-mediologisches Verständnis des Begriffs »Transfer«²⁷, sie impliziert vielmehr das gesamte Spektrum der psychoanalytischen Dimension des Terminus »Übertragung« (und »Gegenübertragung«).²⁸ Als Intertext begriffen, der sowohl seinerseits Ergebnis von wie andererseits Impuls für letztlich unendliche *Umcodierungen* anderer Texte ist,²⁹ gemahnt der literarische Text an den berühmten Freud'schen Wunderblock,³⁰ und wie dessen Einritzungen unter der Oberfläche des Wachspapiers bei jeder Überschreibung erhalten bleiben, so reichert sich auch der Kommentar im Online-Kontext mit jedem Eintrag auf eine Weise an, die die darunterliegende Schicht nicht auslöscht (ob palimpsestartig im Sinne der Taxonomie von Genette 1990 oder als Architext im ursprünglichen Sinne von Derrida 1994, ist eine der Fragen, die zu klären sind). Im Horizont eines so erweiterten Verständnisses von Wissenstransfer in einem durch textuelle Konstellationen abgesteckten Denkraum entpuppt sich der hier anvisierte *philosophische* Charakter des Kommentars als unabweislich.³¹

8. Paradigmatische und syntagmatische Anschlüsse

Während der Großteil der bisher beschriebenen Schritte unter der Prämisse des doppelten Novums der Präsentation von Musil im Online-Kontext und einer durchgängigen philosophischen Kommentierung steht und insofern wissenschaftliches Neuland betritt, bedarf es einer simultanen Aufbereitung jener Interpretamente für den Kommentar, die in der schon existierenden Forschungsliteratur bereitgestellt sind. Insofern diese sich über weite Strecken selbst bereits an der von Musils Schreiben beständig umwanderten Schwelle von Philosophie, Literatur und Wissenschaft befindet und just den (sei's disziplinären, sei's methodischen oder gar ontologischen) Stellenwert derselben bei Musil befragt, steht die im textkonstellationsforschungsmäßig verstandenen Sinne eo ipso philosophische Bedeutung ihrer jeweiligen Erträge außer Frage und stellt eine wichtige Basis für die Umsetzung des Portals dar.

²⁵ Vgl. Eco 1984.

²⁶ Vgl. Lacan 1986.

²⁷ Vgl. Debray 2000 sowie Gamper 2011, S. 10f.

²⁸ Vgl. Freud 2000, Lacan 2008, Neyraut 1976 sowie zur kulturbildenden Rolle Boelderl 2001.

²⁹ Vgl. Fanta 2011, S. 324.

³⁰ Vgl. Freud 1975.

³¹ Vgl. Stamm 2005, besonders S. 32f.

Hier besteht die Aufgabe darin, in einer Art von paradigmatischem ›scanning‹ der bisherigen wissenschaftlichen Rezeption ›philosophische Interpretamente‹ der Musil-Texte in systematischer Weise zu erfassen. Als ›philosophisch‹ sind jene ›Interpretamente‹ zu bezeichnen, die sich nicht vorrangig auf die formale Struktur der Texte beziehen oder auf ihre historisch-biographische textgenetische Herkunft. Es gilt weiter, diese Interpretamente als Substanzen des Wissenstransfers zu isolieren, das heißt als Kernaussagen in Originalzitaten aus der Forschungsliteratur zu katalogisieren und in einen Kataster einzubringen, der nach Diskursfeldern (z. B. Soziologie, Psychologie), wissens- und kulturgeschichtlichen Epochen und deren Autoren usw. gerastert ist. In diesem Kataster wird verzeichnet, was die Forschungsliteratur an intertextuellen Relationen/ Verweisungsverhältnissen zwischen konkreten Musil-Text(stellen) und konkreten Kontext(stellen) bereits festgestellt hat. Die auf diese Weise isolierten und im Kataster verzeichneten paradigmatischen Interpretamente der Forschungsliteratur liefern der syntagmatischen Textkonstellationsforschung, die auf den philosophischen Kommentar zielt, unverzichtbare Knotenpunkte. Von den jüngsten monographischen Standardwerken³² ausgehend sind die Diskurse, in welche die Interpretamente eingebunden sind, forschungsgeschichtlich zurückzuverfolgen; es versteht sich, dass diese diachrone Dialogizität der wissenschaftlichen Musil-Rezeption im Kataster zu dokumentieren ist.

9. Ausblick

Sobald die Kriteriologie für den Kommentar entwickelt ist, das heißt sobald auch bereits absehbar ist, welchen textlichen Zuschnitt der philosophische Kommentar insgesamt beziehungsweise auch in seinen jeweiligen Teilen aufweisen wird, gilt es, unter Maßgabe der im Online-Kontext vorfindlichen technischen Möglichkeiten eine interaktive Struktur zu entwickeln, die den beiden Momenten sowohl der fachlichen Präzision und interdiskursive und in weiterer Folge wissenschaftlichen Korrektheit einerseits als auch der angemessenen visuellen Präsentation und rezeptiven Zugänglichkeit andererseits genügt. Die geforderte Pluralisierung der Autorschaft des Kommentars will in diesem Zusammenhang ebenso berücksichtigt sein wie die ›klassischen‹ editionswissenschaftlichen Prinzipien etwa der interpretatorischen Askese bzw. Abwehr von Überkommentierung; mit anderen Worten, die Struktur soll so eindeutig und klar wie nötig und dabei so offen wie möglich sein. Dazu werden verschiedene Ebenen der Kommentierung auseinanderzuhalten sein, die der User des Portals nach seinem Gutdünken an- oder abwählen kann – vom schlichten Lesetext (identisch mit der gleichzeitig geplanten Buchausgabe) bis zu einem gleichsam synoptisch mit dem Musil-Text lesbaren, durchgängigen Kommentar von philosophischem Gehalt.

³² Bibliographisch erfasst in der Online-Bibliographie von Gschwandtner 2014.

Bibliographische Angaben

Michail M. Bachtin: Die Ästhetik des Wortes. Hg. von Rainer Gröbel. Frankfurt/Main 1979. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Medien, Technik, Wissenschaft. Wissensübertragung bei Musil und in seiner Zeit. Hg. von Ulrich Johannes Beil / Michael Gamper / Karl Wagner. Zürich 2011 (= Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen, 17). [\[Nachweis im GBV\]](#)

Artur R. Boelderl: Affekte. Signifikante Einschreibungen in Soma, Nous und Psyche. In: Übertragung, Übersetzung, Überlieferung: Episteme und Sprache in der Psychoanalyse Lacans. Hg. von Georg Christoph Tholen / Gerhard Schmitz / Manfred Riepe. Bielefeld 2001, S. 305–321. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Artur R. Boelderl / Walter Fanta: Prolegomena zur Kommentierung von Musils Werk im Internetportal MUSIL ONLINE. In: Kommentieren und Erläutern im digitalen Kontext. Hg. von Wolfgang Lukas / Elke Richter. Berlin u.a. (= Beihefte zu Editio, 41) [im Erscheinen]

Anke Bosse: »Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident!...« – und Abgesänge? Intertextualität – Interkulturalität. [\[Nachweis im GBV\]](#) In: Geistiger Handelsverkehr: Komparatistische Aspekte der Goethezeit. Hg. von Anne Bohnenkamp-Renken / Matias Martínez. Göttingen 2008, S. 75–104. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Anke Bosse: Paratextuelle, medienspezifische Lektüresteuering und Konjektur. In: Konjektur und Krux: Zur Methodenpolitik in der Philologie. Hg. von Anne Bohnenkamp-Renken / Kai Bremer / Uwe Wirth / Irmgard M. Wirtz. Göttingen 2010, S. 233–251. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst: Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt/Main 1999. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Derrida: Die Schrift und die Differenz. Übers. von Rodolphe Gasché. Frankfurt/Main 1972. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Derrida: De la grammatologie. Paris 1967. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Übers. von Hans-Dieter Gondek. Frankfurt/Main 2003. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Derrida: Das Gesetz der Gattung. In: Jacques Derrida: Gestade. Hg. von Hans-Walter Schmidt. Übers. von Monika Buchgeister. Wien 1994, S. 245–283. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Derrida: Schibboleth. Für Paul Celan. Übers. von Wolfgang Sebastian Baur. Graz u.a. 1986. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Umberto Eco: Nachschrift zum »Namen der Rose«. Übers. von Burkhard Kroeber. München 1984. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Walter Fanta: Musils Umkodierungen. Wissenstransfer im Schreibfeld als Form der Intertextualität. In: Medien, Technik, Wissenschaft: Wissensübertragung bei Musil und in seiner Zeit. Hg. von Ulrich Johannes Beil / Michael Gamper / Karl Wagner. Zürich 2011, S. 323–344. (= Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen, 17) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Manfred Frank: Stichworte zur Konstellationsforschung (aus Schleiermacherscher Inspiration). In: Konstellationsforschung. Hg. von Martin Mulsow / Marcelo Stamm. Frankfurt/Main 2005, S. 139–148. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Sigmund Freud: Zur Dynamik der Übertragung. In: Sigmund Freud: Studienausgabe. Hg. von Alexander Mitscherlich. Erg.-Bd.: Schriften zur Behandlungstechnik. Limitierte Sonderausgabe. Frankfurt/Main 2000, S. 157–168. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Sigmund Freud: Notiz über den »Wunderblock«. In: Sigmund Freud: Freud-Studienausgabe. Hg. von Alexander Mitscherlich. Bd. 3: Psychologie des Unbewußten. Frankfurt/Main 1975, S. 363–369. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Michael Gamper: Einleitung. In: Medien, Technik, Wissenschaft. Wissensübertragung bei Robert Musil und in seiner Zeit. Hg. von Ulrich Johannes Beil / Michael Gamper / Karl Wagner. Zürich 2011 (= Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen, 17). [\[Nachweis im GBV\]](#)

Gérard Genette: Einführung in den Architext. Übers. von Jean-Pierre Dubost et al. Stuttgart 1990. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Gérard Genette: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Übers. von Wolfram Bayer / Dieter Hornig. Frankfurt/Main 1993. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Algirdas J. Greimas / Joseph Courtés: Sémiotique. Dictionnaire raisonné de la théorie du langage. Paris 1979. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Harald Gschwandtner: Musil-Bibliographie Online 1992–2013. Hg. vom Robert-Musil-Institut. Klagenfurt 2014. [\[online\]](#)

Dieter Henrich: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795). Stuttgart 1991. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. von Markus Joch / Norbert Christian Wolf. Tübingen 2005. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 108) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven. Hg. von Jens Ihwe. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft; 2. Frankfurt/Main 1972, S. 245–375. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Lacan: Das Werk von Jacques Lacan. Hrsg. und übers. von Norbert Haas / Vreni Hans / Hans-Joachim Metzger. Bd. 20: Das Seminar, Buch XX (1972–1973): Encore. Weinheim u.a. 1986. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Jacques Lacan: Das Werk von Jacques Lacan. Hrsg. und übers. von Norbert Haas / Vreni Hans / Hans-Joachim Metzger. Bd. 8: Das Seminar, Buch VIII (1960–1961): Die Übertragung. Wien 2008. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Pierre Legendre: Die Fabrikation des abendländischen Menschen. Zwei Essays. Übers. von Andreas Mayer. Wien 1999. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Konstellationen. Versuchsanordnungen des Schreibens. Hg. von. Helmut Lethen / Annegret Pelz / Michael Rohrwasser. Göttingen 2013. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Wolfgang Lukas: Eröffnung der Tagung Kommentieren und Erläutern im digitalen Kontext. (Halberstadt, 26.–28.11.2015). [im Erscheinen]

Konstellationsforschung. Hg. von Martin Mulsow / Marcelo Stamm. Frankfurt/Main 2005. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Michel Neyraut: Die Übertragung. Eine psychoanalytische Studie. Hg. von Alexander Mitscherlich. Frankfurt/Main 1976. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Michel Serres: Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour. Übers. von Gustav Roßler. Berlin 2008. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Marcelo R. Stamm: Konstellationsforschung. Ein Methodenprofil: Motive und Perspektiven. In: Konstellationsforschung. Hg. von Martin Mulsow / Marcelo Stamm. Frankfurt/Main 2005, S. 31–73. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Genese und Grenzen der Lesbarkeit. Hg. von Philipp Stoellger. Würzburg 2007. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Georg Witkowski: Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch. Leipzig 1924. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Norbert Christian Wolf: Robert Musil als Analytiker Robert Musils. Zum Mann ohne Eigenschaften. In: Text und Feld: Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. von Markus Joch / Norbert Christian Wolf. Tübingen 2005, S. 207–229. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 108) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Peter V. Zima: Roman und Ideologie. Zur Sozialgeschichte des modernen Romans. München 1986. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Pierre V. Zima: L'esthétique de la déconstruction, du romantisme à Nietzsche et Derrida. In: Multitudes. revue politique, artistique, philosophique, numéro spécial juin 1992: Le texte et son dehors. [\[online\]](#)

Weiterführende Literatur

Walter Fanta: Die »Klagenfurter Ausgabe Robert Musil: Historisch-kritisches Edieren am Computer. [\[online\]](#) In: Jahrbuch für Computerphilologie 8 (2006). Hg. von Georg Braungart / Peter Gendolla / Fotis Jannidis. Paderborn 2007, S. 29–54. [\[online\]](#) [\[Nachweis im GBV\]](#)

Robert Musil: Gesammelte Werke. Hg. von Adolf Frisé. 2 Bände. Reinbek/Hamburg. Band 1: Der Mann ohne Eigenschaften. Band 2: Prosa und Stücke. Kleine Prosa, Aphorismen. Autobiographisches. Essays und Reden. Kritik, Reinbek/Hamburg 1978. [\[Nachweis im GBV\]](#)

Detlef Thiel: Über die Genese philosophischer Texte: Studien zu Jacques Derrida. Freiburg/Breisgau u.a. 1990. [\[Nachweis im GBV\]](#)